

Archäologie Graubünden



4

Archäologie Graubünden

Archäologischer Dienst Graubünden - Servetsch archeologic dal Grischun - Servizio archeologico dei Grigioni

Archäologie Graubünden

Archäologie Graubünden

Archäologischer Dienst Graubünden • Servetsch archeologic dal Grischun • Servizio archeologico dei Grigioni



Impressum

Titelbild

Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann. Archäologische
Dokumentation der Schichtenabfolge unter der Via Prävis.
Blick gegen Westen.

Impressum

Herausgeber

Archäologischer Dienst Graubünden / Amt für Kultur
Servetsch archeologic dal Grischun / Uffizi da cultura
Servizio archeologico dei Grigioni / Ufficio della cultura
Gürtelstrasse 89
CH-7001 Chur / Cuir / Coira
Telefon +41 81 257 48 50
info@adg.gr.ch
www.archaeologie.gr.ch

Lektorat und Redaktion

Mathias Seifert, Hans M. Seifert

Gestaltung, Satz und Bildbearbeitung

Monika Huwiler

Belichtung und Druck

Somedia Production AG, Chur

Verlag

© Somedia Buchverlag, Ennenda / Chur 2021
www.somedia-buchverlag.ch
info.buchverlag@somedia.ch

© bei Archäologischer Dienst Graubünden, den Autorinnen und Autoren, Chur 2021
ISBN: 978-3-907095-49-2

Inhalt

Thomas Reitmaier	Vorwort	7
	Aufsätze	8
Urs Schwegler, Mathias Seifert	Die vermeintlichen Menhirstatuen von Avers, Juppa	9
Stefan Fiechtner, Manuel Janosa	Zur Geschichte der Kirche Sogn Sievi in Breil / Brigels	13
Johanna Wolfram-Hilbe, Christine Bläuer	Sanierungsmassnahmen am Schutzbau der Grabkirche St. Stephan in Chur	47
Patrick Cassitti	Val Müstair. Müstair, Forschungen im Kloster St. Johann	53
Angelika Abderhalden-Raba, Philippe Della Casa, Katja Kothieringer, Karsten Lambers, Bertil Mächtle, Mario Ranzinger, Astrid Röpke	Neue Untersuchungen zu den (prä-)historischen Terrassen von Ramosch	61
Manuel Janosa	Baugeschichte der Kirche Sogn Gieri (St. Georg) bei Rhäzüns	73
Andreas Heege	Neuzeitliche Keramik aus der Chesa Giorgio in S-chanf, Cinuos-chel	117
Raphael Sele, Hannes Flück, Corina Gottardi, Thomas Reitmaier	Bündner Täler und Aktenberge – Zum neuen Fundstelleninventar	179
	Kurzberichte	194
	Arosa. Peist, Gatschweg 36	195
	Bonaduz, Sera Curt – Islaweg	197
	Breil / Brigels, Kistenpass	199
	Breil / Brigels, Val Cuschina	200
	Cama, Gesa, Parzelle 432	201
	Cazis. Cazis, Caschneras	203
	Chur, Bischöfliches Schloss	205
	Chur, Karlihofplatz	210
	Chur, Martinsplatz	212
	Chur, Postplatz / Grabenstrasse	215
	Chur, Areal Sennhof	218
	Chur. Haldenstein, Calandagass 12	221
	Chur. Haldenstein, Überbauung Schlossbongert	223
	Chur. Haldenstein, Ufem Stei, Gässli 19	226
	Domat / Ems, Kirche Sogn Gion (Tuma Turera)	230
	Fideris, evangelisch-reformierte Kirche	234
	Medel (Lucmagn), Alp Sogn Gagl	236
	Samedan, Chesa Planta	237

Scuol. Ardez, Tuor Vonzun (La Praschun)	240
Surses. Parsonz, Veia Motta	243
Tamins, Underm Dorf, Parzelle 780	245
Tamins, Underm Dorf, Parzelle 923	247
Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann – Via Prävis	249
Zernez. Lavin, evangelisch-reformierte Kirche / Friedhofsmauer	252
Ortsverzeichnis	255
Zeittabelle	257

Es freut mich sehr, Ihnen die nunmehr vierte Ausgabe von «Archäologie Graubünden» vorstellen zu dürfen. Unser vor knapp zehn Jahren begründetes Medium – als Ersatz für den sistierten Jahresbericht initiiert – ist vor allem durch die thematischen «Sonderhefte» zu einer vielbeachteten Reihe angewachsen. Seit dem dritten «regulären» Band im Jahr 2018 sind mittlerweile mehr als drei Jahre verstrichen, den angestrebten Rhythmus von zwei Jahren konnten wir also nicht halten. Der Grund dafür liegt indes mitnichten im Mangel an Neuigkeiten aus der Bündner Archäologie, im Gegenteil: die grosse und wachsende Zahl an Notgrabungen macht es zusehends herausfordernder, all die unter hohem Zeitdruck «geretteten» Informationen wissenschaftlich zu bearbeiten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dieses «archäologieimmanente» Dilemma und mögliche Auswege werden uns noch sehr beschäftigen.

Mit dieser Ausgabe ist es jedenfalls erneut gelungen, eine bemerkenswerte Vielfalt an Themen zu veröffentlichen, sowohl mit eigenen Beiträgen wie mit Arbeiten von externen Kolleg*innen. Gleich zu Beginn werden scheinbar prähistorische Menhire im Avers als moderne Aufstellungen entlarvt, was einmal mehr zur Vorsicht bei der Beurteilung derartiger Phänomene mahnt. Es folgen zwei gewichtige Beiträge zur Kirchen- und Baugeschichte von Sogn Sievi in Breil/Brigels bzw. zu Sogn Gieri bei Rhäzüns sowie ein weiterer Bericht zur (erneuten) Sanierung der Grabkirche St. Stephan in Chur. Letzterer verdeutlicht, wie schwierig und aufwändig der langfristige Erhalt archäologischer Denkmäler selbst in modernen Schutzbauten bleibt – eine Tatsache, mit der wir auch an anderen Orten im Kanton konfrontiert sind. Dies trifft im Besonderen auf das UNESCO-Weltkulturerbe Kloster St. Johann in Müstair

zu, in dem in den letzten Jahren verstärkt forschungsgeleitete Arbeiten zur Bau- und Ausstattungsgeschichte der Klosteranlage mit den laufenden Restaurierungen verknüpft werden.

Erstmals widmet sich ein ausführlicher Artikel den interdisziplinären Untersuchungen zur (prä-)historischen Terrassenlandschaft bei Ramosch im Unterengadin. Diese von verschiedenen Partnerinstitutionen durchgeführten Arbeiten steuern – abseits klassischer Fundstellen – einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und zum Schutz dieser alpinen Kulturlandschaft bei. Es folgt ein Aufsatz zu einem ebenso interessanten wie jungen Fundkomplex aus dem Oberengadin, den die Entdecker – befreundete Archäolog*innen aus dem Kanton Thurgau – uns überlassen haben und der als neue Referenz für die Zeit um 1900 nun vorliegt. Den Schluss bildet eine kritische Synthese jenes als «Bestandesaufnahme Kulturerbe» deklarierten vierjährigen Sonderprojektes, in dessen Rahmen von 2017 bis 2020 alle bekannten Fundstellen in Graubünden evaluiert und digital erfasst wurden. Das mit 5400 Einträgen aktualisierte archäologische Inventar stellt seit diesem Jahr eine ideale neue Grundlage für unsere tägliche Arbeit dar. Im zweiten Teil dieses Bandes werden in Kurzberichten von A(rosa) bis Z(ernez) die wichtigsten Notgrabungen aus den vergangenen Jahren präsentiert.

Mein besonderer Dank gilt allen Autor*innen, dem hauseigenen Redaktions- und Gestaltungsteam, dem Somedia Buchverlag sowie all jenen Mitarbeitenden des Archäologischen Dienstes, deren grossem Einsatz bei Wind und Wetter das hier vorgelegte Fund- und Datenmaterial wesentlich verdankt wird. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre und spannende Entdeckungen auf und im Bündner Boden!



Aufsätze

Die vermeintlichen Menhirstatuen von Avers, Juppa

Urs Schwegler,
Mathias Seifert

Fährt man von Cresta in Richtung Juf, fallen auf der Höhe des Weilers von Juppa an der rechten Uferseite des Averser Rheins drei stehende, vom Hang gestützte Steinplatten auf¹ **Abb. 1**; **Abb. 2**. Die kleinste Platte 1, bei welcher der obere Teil abgebrochen scheint, ist von nahezu rechteckiger Form. Die beiden grösseren Platten 2 und 3 verjüngen sich nach oben zu einem runden Abschluss, bei Platte 2 erinnert die Silhouette an einen menschlichen Rumpf mit Kopf. Dieser Eindruck gab und gibt immer wieder Anlass zu den Mutmassungen², dass es sich um sogenannte Menhir- oder Stelestatuen³ als Markierungen jungsteinzeitlicher Grabbauten handelt. Genährt wird diese Vermutung auch durch den Fund einer jungsteinzeitlichen Lochaxt, die 1961 nur 230 m entfernt auf der anderen Talseite im Mauersockel eines Stalles zum Vorschein gekommen war⁴. Die Befragung von älteren, einheimischen Personen zu den Steinplatten ergab die immer gleiche Antwort, nämlich dass diese schon seit Menschengedenken

dort stünden. Zur endgültigen Klärung der Sachlage unterzogen die Schreibenden im Jahr 2016 die Steinplatten einer eingehenden Begutachtung.

Die drei Platten, die etwa 40 cm tief im Boden stecken, weisen weder an der Vorder- noch an der Rückseite oder an den Schmalseiten Bearbeitungsspuren auf. Beim brüchigen und von Rissen durchzogenen Gestein handelt es sich um Quelltuff (Quellkalk), einem Kalksediment, das als Kalkabsatz an Quellaustritten oder in deren Nähe entsteht. Makroskopisch konnten eingemengte Bruchstücke von Dolomit, Sandstein, Glimmer und Tonschiefer bestimmt werden⁵. Dies sind alles Bestandteile des vor Ort anstehenden Averser Bündnerschiefers. Der Quelltuff dürfte am Hang, der im geologischen Atlas als Rutschgebiet kartiert ist⁶, gebildet worden sein. Aus dem Hang, an dem die Platten stehen, fliesst auch heute noch fortwährend Wasser in den Rhein.

Abb. 1: Avers, Juppa. 2016. Die drei Steinplatten am Averser Rhein gegenüber dem Weiler Loretz Hus. Blick gegen Süden.



Die vermeintlichen Menhir- statuen von Avers, Juppa



Abb. 2: Avers, Juppa. 2016. Die drei Steinplatten am Averser Rhein. Masse der Platten (von rechts nach links): Platte 1: 1,4 × 1,5 m; Platte 2: 5,2 × 3,3 m; Platte 3: 2,9 × 2,2 m; an der stärksten Stelle sind sie etwa 40 cm dick, nach oben verjüngen sich die Platten 2 und 3. Blick gegen Süden.

Auch an den umliegenden, aus dem Hangschutt ragenden Gesteinsblöcken sind keine von Menschenhand geschaffenen Spuren zu erkennen. Als einzige Relikte menschlicher Tätigkeiten konnten hinter den Steinplatten mehrere, fest im Erdmaterial verankerte, moderne Stahlseile dokumentiert werden. Diese wurden von den Schreibern als Hinweis darauf gedeutet, dass die Steinplatten erst in jüngerer Vergangenheit aufgerichtet worden sind und nicht bereits seit tausenden von Jahren dort stehen. Unter den verfügbaren, historischen Fotogra-

Abb. 3: Avers, Juppa. Wie die Aufnahme vom 29. Juli 1933 belegt, standen damals noch keine Steinplatten am Rhein. Blick gegen Süden.



fien des Gebietes bei Juppa befindet sich auch ein Luftbild vom 29. Juli 1933. Darauf ist in Schrägansicht gegenüber den Wohn- und Landwirtschaftsgebäuden (Loretz Hus) das besagte Ufergelände abgebildet **Abb. 3**. Von den drei Steinplatten ist nichts zu sehen, sie standen offenbar 1933 noch nicht dort. Auch auf Aufnahmen aus den Jahren 1946⁷, 1957⁸ und 1961⁹ kann man an der besagten Stelle ebenfalls keine Steinplatten erkennen. Der Schattenwurf lässt einzig auf eine Böschung an diesem Ort schließen. Erstmals fotografisch dokumentiert sind die Steinplatten auf einem Luftbild aus dem Jahr 1971¹⁰ **Abb. 4**. Darauf ist oberhalb des Stauwehres auch die Talstation des Tscheischa-Skiliftes zu erkennen, der in den Jahren 1967/68 aufgestellt worden war. Zu dessen Bau legte man damals den Fahrweg an, der heute noch vom Rhein zur Liftanlage führt. Die Platten stehen exakt an der Stelle, wo der Weg am Fluss seinen Anfang nimmt. Wir gehen davon aus, dass bei den Erdarbeiten die Platten mit den eingangs erwähnten, heute noch dort liegenden Stahlseilen aus dem Weg geräumt und seitlich am Hang positioniert worden sind. Auch wenn damit deren Aufstellung in prähistorischer Zeit widerlegt ist, bleibt ihr Wert zumindest als eindruckliche geologische Relikte bestehen.

In Graubünden kennen wir bisher nur eine einzige Stelestatue. Die Stele von Lumbrein, Sietschen war in den 1960er-Jahren beim Strassenbau gefunden worden.¹¹ Auf der 1,8 m hohen und 0,6 m breiten Platte aus Quarzit sind ein Gesicht mit Augen und Nase, versetzt angewinkelte Arme und eine Axt als gepickte Vertiefungen abgebildet. Das Alter der Stele ist bis heute nicht zufriedenstellend geklärt.¹² Vergleichbare

Darstellungen sind in Oberitalien (Südtirol, Trentino, Aostatal) für den Zeitraum von der ausgehenden Jungsteinzeit bis in die Frühbronzezeit zu finden. Da datierende Begleitobjekte fehlen und bisher auch keine weiteren Stelen gefunden worden sind, erscheint die Verbindung mit der frühbronzezeitlichen Besiedlung auf der nahe gelegenen Crestaulta bisher am plausibelsten.¹³



Abb. 4: Avers, Juppa. Für den Bau des Tscheischa-Ski-liftes in den Jahren 1967/68 wurde vom Rheinufer bis auf die Anhöhe hinauf ein Weg trassiert. Bei diesen Arbeiten sind auch die Steinplatten aufgestellt worden. Auf dem Luftbild vom 3. September 1971 sind sie gut erkennbar (Kreis).

Anmerkungen

- 1 Koordinaten LK 1233, 2 762 132/1 146 381, 1974 m ü. M.
- 2 FEDELE FRANCESCO: Prospezioni archeologiche lungo lo spartiacque alpino dei Grigioni. Relazione sulla campagna 1996. Archiv Archäologischer Dienst Graubünden.
- 3 Zum Begriff und der Definition von Stelestatuen und Menhirstatuen: SCHWEGLER URS: <http://www.ssd.ch/NeolithicArt/Elemente.pdf>, 7–24. Stand 22.12.2019.
- 4 RAGETH JÜRIG: Eine jungsteinzeitliche Lochaxt aus dem Avers GR. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 72, 1989, 238.
- 5 Die Gesteinsbestimmung verdanken wir dem Geologen Christoph Nänni vom Tiefbauamt Graubünden (22. August 2016).
- 6 Geologischer Atlas der Schweiz 1:25 000, Blatt Nr. 124 Bivio.
- 7 Bundesamt für Landestopografie swisstopo; Luftbild 19460320000063. Flugdatum 12. Juli 1946.
- 8 Bundesamt für Landestopografie swisstopo; Luftbild 19579990322847. Flugdatum 1. August 1957.
- 9 Bundesamt für Landestopografie swisstopo; Luftbild 19619991269294. Flugdatum 6. Juli 1961.
- 10 Bundesamt für Landestopografie swisstopo; Luftbild 19719990144372. Flugdatum 3. September 1971.
- 11 Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 50, 1963, 72.
- 12 SCHWEGLER URS: Die Stele von Sietschen-Lumbrin. Bericht über den Stand der Kenntnisse 2019. https://www.academia.edu/39789189/Die_Stele_von_Sietschen_Lumbrin. Stand 22.12.2019.
- 13 BURKART WALO: Crestaulta. Eine bronzezeitliche Hügelsiedlung. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 5. Basel 1946.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1, 2:** Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 3, 4: Bundesamt für Landestopografie swisstopo

Adressen

Urs Schwegler
Sentibühlstrasse 49
CH-6045 Meggen LU
urs.schwegler@swissonline.ch

Mathias Seifert
Archäologischer Dienst
Graubünden
Gürtelstrasse 89
CH-7001 Chur
mathias.seifert@adg.gr.ch

Zur Geschichte der Kirche Sogn Sievi in Breil / Brigels

Stefan Fiechtner,
Manuel Janosa

Einleitung

Das Dorf Breil (deutsch: Brigels) erstreckt sich über eine ausgedehnte, hoch über dem Talboden liegende Geländeterrasse auf der linken, also nördlichen Seite des bündnerischen Vorderrheintals. Von den insgesamt vier bestehenden Kirchen und Kapellen¹ der Siedlung wurden bisher zwei bauarchäologisch erforscht. Dabei handelt es sich einerseits um die mitten im Dorf stehende, der Jungfrau Maria geweihte Pfarrkirche, welche 1963 archäologisch untersucht werden konnte.² Für die beiden damals festgestellten Vorgängerbauten schlägt Hans Rudolf Sennhauser Datierungen ins 7./8. bzw. ins

späte 1. Jahrtausend vor.³ Die zweite früh erforschte Kirche ist dem Heiligen Eusebius (romanisch Sogn Sievi)⁴ gewidmet. Sogn Sievi befindet sich auf einem nördlich des Dorfkerns vorgelagerten, ausgedehnten Hügelplateau **Abb. 1**, welches zu drei Seiten steil abfällt und lediglich an der Nordseite einen sanften Übergang zum anstehenden Bergrücken aufweist. Das Hügelplateau gliedert sich in einen etwas tiefer liegenden südlichen und einen erhöht darüber stehenden nördlichen Teil. Zwischen den beiden Plateaupartien fällt der Hang steil nach Süden ab. Die nach Osten ausgerichtete Kirche wurde am südlichen Ende des oberen, nördlichen Plateaubereichs in den

Abb. 1: Breil / Brigels, Sogn Sievi. Der Hügel von Sogn Sievi mit der Kirche und den zwei vorgelagerten Wegkapellen. Blick gegen Norden.



Zur Geschichte der Kirche Sogn Sievi in Breil/Brigels

Abb. 2: Breil/Brigels. Sogn Sievi 2018. 3D-Geländemodell des Hügels. Blick gegen Nordwesten.



Abb. 3: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2020. Kirche und Glockenturm. Blick gegen Südosten.



Hang gebaut **Abb. 2**; **Abb. 3**. Während sich der südliche Plateauteil, auf dem zwei kleine Wegkapellen stehen, leicht nach Süden neigt, erstreckt sich die obere, nördliche Hügelkuppe annähernd horizontal in Form eines spitzen, nach Norden zulaufendes Dreiecks. In der Länge misst dieses Dreieck rund 80 m und in der Fläche weist es insgesamt etwa 1700 m² auf.

Historische Quellen

Die früheste urkundliche Erwähnung des Ortes Breil/Brigels erfolgte 765 im sogenannten Testament des Churer Bischofs Tello. Darin wird Besitz der rätischen Führungsdynastie der Victoriden/Zacconen⁵ dem Kloster Disentis vermacht.⁶ Die Urkunde nennt in Brigels «... in Bregelo...» einen Grosshof mit gemauertem Herrenhaus.⁷ Etymologische Deutungen dieser frühen Ortsbezeichnung sind ein massgeblicher Bestandteil der Forschungsgeschichte von Sogn Sievi, siehe unten.

Sogn Sievi wird erstmals 1185 in einer Urkunde als Besitz des Klosters Disentis genannt.⁸ Neben der Brigelser Pfarrkirche wird darin namentlich die Kapelle Sogn Sievi und eine weitere in *Selaunes* (St. Georg in Trun. Schlans) erwähnt: «... in Brigel ecclesiam parochialem cum duabus capellis scilicet beati Eusebii et capellam de Selaunes...». Ob die abseits des Dorfes auf einem Hügel liegende Filialkirche Sogn Sievi eine spezielle Funktion besass, ist aus der Schriftquelle nicht zu erfahren.

Sogn Sievi als Wallfahrtskirche

Eine Funktion von Sogn Sievi nennt ein bischöfliches Visitationsprotokoll von 1643.⁹ Darin wird die Kirche mit *ecclesia votiva* bezeichnet. Sogn Sievi wird als Wallfahrtskirche beschrieben, die von vielen Kranken besucht wird. Tatsächlich findet sich im von Ernst Baumann in den Vierzigerjahren erstellten, aber nie vollumfänglich publizierten Inventar der Votivbilder in der Schweiz auch ein Objekt aus Sogn Sievi: Ein mit *Ex voto* beschriftetes und 1751 datiertes Ölbild.¹⁰ Mit dem Visitationsprotokoll und dem *Ex-voto*-Bild existieren somit Belege für eine Wallfahrt im 17. und 18. Jahrhundert. In denselben Zusammenhang gehört wahrscheinlich ein illuminiertes Holzschnitt von Johann Jost Hiltensberger (1711–1792), der das Einsiedler Gnadenbild zur Vorlage hat. Das Bild dürfte im 18. Jahrhundert entstan-

den sein und hing bis in die Siebzigerjahre in Sogn Sievi.¹¹ Es ist anzunehmen, dass die Wallfahrt nach Sogn Sievi im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgegeben wurde.

Renovationen der Kirche fanden 1927¹² und 1974–1977¹³ statt.

Baubeschreibung

Der Grundriss von Sogn Sievi ist in der Form eines leicht rhomboiden Rechtecks angelegt. Unterbrochen wird es durch den in der Nordwestecke eingeschobenen Glockenturm **Abb. 3**. Ein Chorraum ist architektonisch nicht ausgeschieden. Die Lichtmasse betragen in der Länge 15,5 m und in der Breite 7,2 m. Über dem gesamten Innenraum liegt eine flache Holzdecke aus in Längsrichtung angeordneten Brettern und unprofilierten Leisten **Abb. 4**. An den Schmal-



Abb. 4: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Der Innenraum der Kirche. Blick gegen Südosten.

Abb. 5: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Das originale Fenster in der Ostwand. Malereien von 1451 mit Stifterinschrift in der Fensterleibung. Blick gegen Osten.



Abb. 6: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Westleibung des östlichen Fensters in der Südwand. Die Malereien von 1451 rechneten ursprünglich mit einem kleineren Rundbogenfenster. Blick gegen Südwesten.



seiten des Raums weisen Verzierungen der Friesbretter in gotische Zeit. Der Steinplattenboden wurde nach der Grabung in den Siebzigerjahren wieder neu verlegt. Eine Stufe führt im Nordosten des Raums auf ein Chorpodest, das nicht bis an die Südwand anschliesst.

Belichtet wird der Innenraum heute durch insgesamt vier Fenster. In der Mitte der Ostwand befindet sich ein kleineres Rundbogenfenster mit beidseits konischen Leibungen, einer schwach geneigten Bank und äusseren Leibungsmassen von 111 cm in der Höhe und 62 cm in der Breite (Lichtmasse 88 × 33 cm). Von den beiden Fenstern in der Südwand liegt das westlichere etwa im Bereich der Schiffsmitte. Es schliesst aussen mit einem spitzen Giebel, innen mit einem Stichbogen. Lichtmasse: 154 × 76 cm. Im Osten der Südwand befindet sich ein weiteres Rundbogenfenster, das sich aufgrund seiner Masse 178 × 91 cm (Lichtmasse 157 × 49 cm) nicht mit dem kleineren Ostfenster vergleichen lässt. Unterschiedlich gestaltete Leibungen des grösseren Rundbogenfensters deuten einen Fensterumbau an (siehe unten *Wandmalereien*). Über der mit rundem Bogen schliessenden Tür in der Westwand liegt ein kleiner Okulus. Darüber befindet sich eine kreuzförmige Öffnung, welche den Dachraum belichtet. Lichtmasse der Tür 207 × 129 cm; Lichtmasse der inneren Leibung: 228 × 156 cm.

Wandmalereien: An der östlichen Innenwand befinden sich in den Siebzigerjahren vollständig freigelegte Wandmalereien, die sich an der Süd- und Nordwand 4,20 m respektive 3,47 m weit fortsetzen. Die wohl in Secco-Manier ausgeführte Malerei¹⁴ gliedert sich in eine obere und untere Zone. In der oberen Zone der Ost- und Südwand sind Einzelbilder von Heiligen unter mit Krabben besetzten Baldachinen dargestellt. Auf der unteren Zone der Ostwand ist Draperie und an der Südwand sind weitere Einzelfiguren, unter anderem Todesallegorien, erkennbar. An der Nordwand hat sich die Malerei nur sehr fragmentarisch erhalten. Die westliche Bildbegrenzung deutet offenbar die damalige Chorausdehnung an. In der Fensterlei-

bung des Ostwandfensters ist als Teil dieser Malerei eine Stifterinschrift und das Datum 1451 erkennbar **Abb. 5**. Teile der Westleibung des Rundbogenfensters in der Südwand werden ebenfalls von dieser Malerei berücksichtigt **Abb. 6**. Am unteren Rand der Leibungsmalerei ist der Ansatz einer älteren Fenstersohle und am oberen Rand der Ansatz eines Rundbogens erkennbar. Der bemalte Bereich liegt auf derselben Höhe wie das Ostfenster, was vermuten lässt, hier habe sich ursprünglich ein identisches Fenster befunden, welches nachträglich auf die heutigen Masse vergrössert wurde. Als Schöpfer der Malerei vermutete Simona Boscani Leoni 2017 einen lokalen Künstler, der im Stil der deutschen Gotik arbeitete und verglich sie, wie bereits Poeschel¹⁵, mit der Chormalerei in der evangelisch-reformierten Kirche zu Waltensburg/Vuorz.¹⁶ In Sogn Sievi sind in die bemalte Ostwand nachträglich zwei kleine Rundbogenfenster – analog dem zentralen originalen – eingebrochen worden **Abb. 7**. Mit den Renovationen in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts wurden diese Fenster wieder zugemauert (siehe Baugeschichte). Über den Zumauerungen ist die Chormalerei ansatzweise restauratorisch ergänzt worden.

Westlich der Malerei des Chors schliesst an der Südwand ein grosses Epiphanie-Bild an **Abb. 4**. Erwin Poeschel datierte das Frescogemälde in die Zeit zwischen 1450 und 1460 und weist das Werk den Seregnesi zu¹⁷, ebenso Raffaele Rezzonico 1986¹⁸ und Simona Boscani Leoni 2017¹⁹. Beim Übergang der Chormalerei zum Epiphanie-Bild zeichnet sich der ehemalige Standort einer Chorschranke ab **Abb. 8** (siehe Baugeschichte).

Im Westteil der südlichen Aussenfassade ist ein heiliger Christophorus in zweifacher Lebensgrösse aufgemalt **Abb. 9**. Alfons



Abb. 7: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1970–1972. Stellenweise unverputzte Ostfassade. Zu beiden Seiten des originalen Rundbogenfensters wurden nachträglich zwei weitere Fenster eingebrochen. Heute sind die beiden jüngeren Fenster wieder zugemauert. Blick gegen Westen.

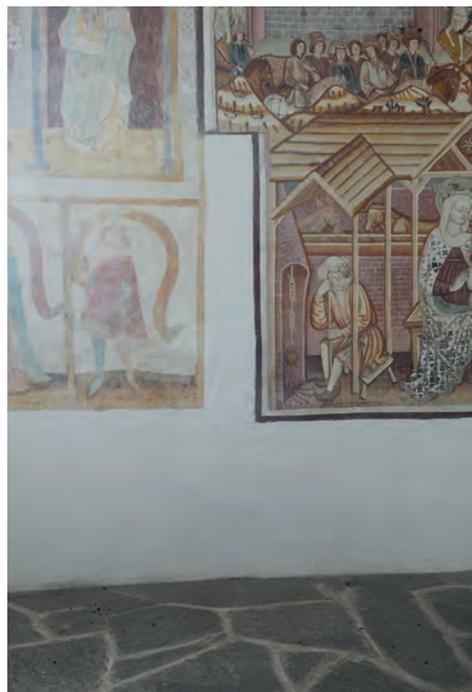


Abb. 8: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2020. Beide Malereien des 15. Jahrhunderts an der Südwand sparten die ältere Chorschranke aus. Blick gegen Süden.

Raimann vermutete 1983 eine Kalkmalerei und datierte sie in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.²⁰

Die heutige Altaranordnung ist ein Resultat der Renovation von 1974–1977. Auf dem Chorpodest und südlich der Kirchen-Längsachse steht heute ein moderner, hölzerner Altartisch. Nördlich davon befindet sich auf



Abb. 9: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Die Südfassade der Kirche. Auf dem Gemälde links ist der Hl. Christophorus dargestellt (14. Jahrhundert). Blick gegen Norden.

einem schmalen, gemauerten Sockel ein spätgotisches Altarretabel aus der Werkstatt des Ivo Strigel (1430–1516) **Abb. 10.**²¹ Dieser Altar stand ursprünglich in der Pfarrkirche St. Maria in Brigels. Er wurde 1732 – nachdem dort ein neuer Altar errichtet worden war – zerlegt und Teile davon nach Sogn Sievi transferiert. Der eigentliche Altar von Sogn Sievi, ein bemalter Flügelaltar von 1633²², steht heute im hinteren, nordwestlichen Bereich des Schiffes.

Ein grosses Kreuzifix, welches sich 1942 noch über dem Choreingang befand, hängt heu-

te an der Südwand des Schiffes. Erwin Poschel vermutete eine nachmittelalterliche Nachbildung eines Originals aus dem frühen 13. Jahrhundert.²³

Der Glockenturm bildet mit der Westfassade der Kirche eine gemeinsame Front, nicht jedoch mit der Nordmauer des Schiffes. Diese liegt gut einen Meter weiter nördlich und schliesst mit einem Mauerwinkel an die Nordostecke des Turms an. Mit den Schiffsmauern steht er nicht im Verband, weshalb er älter sein muss, als die heutige Kirche. Der Turm besitzt fünf Geschosse und

ein leicht geschweiftes Zeltdach mit einer Steinplattenabdeckung, die auf einer originalen Bretterschalung liegt. Oberhalb des schmucklosen Erdgeschosses sind alle vier Fassaden mit doppelböyigen Blendnischen gegliedert **Abb. 3**. In den Blendnischen der West-, Süd- und Ostfassade liegen schmale Rundbogenfenster, ausser im Glockengeschoss, welches sich auf drei Seiten mit gekuppelten Doppelfenstern öffnet.

Das heutige steile Kirchendach ist nicht das ursprüngliche. An der Westfassade sind noch Spuren eines flacheren Giebeldaches zu erkennen.

Forschungsgeschichte von Sogn Sievi

Unter den frühen Bündner Chronisten ist es der Kunsttopograph Arnold Nüscher (1811–1897), der Sogn Sievi als Erster aufführte. In seinem 1864 erschienen Inventar der Gottehäuser der Schweiz bezeichnete er Sogn Sievi als *«uraltet Kirchlein.»*²⁴ Im späteren 19. Jahrhundert beschrieb der Kunsthistoriker Johann Rudolf Rahn (1841–1912) erstmals ausführlich den Glockenturm²⁵ und die Wandmalereien von Sogn Sievi. Seine baugeschichtliche Beobachtung *«Ohne Zweifel wurde das Kirchlein, mit Ausnahme des rom. [romanischen] in die NW. Ecke eingebauten Ths. [Turms] zu Ende des XV. oder Anfang des XVI. Jahrhdts. erbaut»*²⁶ begründet die Forschungsgeschichte der Kirche.

Während seinen Recherchen für das 1930 erschienene Burgenbuch von Graubünden entwickelte Erwin Poeschel den Begriff des *Rätischen Kirchenkastells*, womit er frühe und erhöht liegende Sakralbauten bezeichnete, die sich innerhalb von Befestigungsanlagen befinden, welche in Gefahrenzeiten von der Bevölkerung eines Dorfes oder ganzer Talschaften aufgesucht worden sein sollen.²⁷ Poeschel vermutete an solchen

Orten eine Benutzungscontinuität seit prähistorischer Zeit. Die frühen Kirchen sah er als Ausgangspunkte für die Christianisierung der jeweiligen Talschaften an und in der Überformung vieler solcher Anlagen zu mittelalterlichen Burgen eine churrätische Eigenart. Dass Poeschel im markanten Hügel von Sogn Sievi einen potenziellen Ort seiner neu geschaffenen Begriffskategorie vermutete²⁸, ist einem 1925 erschienen Zeitungsartikel über einen Vortrag des Etymologen Robert von Planta mitgeschuldet.²⁹ Darin leitete Planta den im Tellotestament genannten Ortsnamen *bregelo*³⁰ (siehe historische Quellen) aus dem Keltischen *brigilo* ab, was er mit *«kleine Burg»* übersetzte.

1931 stellte der Kreisförster und Prähistoriker Walo Burkart auf dem Hügel von Sogn Sievi eine trocken gemauerte, *«stark in den Boden eingewachsene»* Umfassungsmauer fest, die beinahe den gesamten oberen

Abb. 10: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2020. Altarschrein aus der Werkstatt des Ivo Strigel. Spätes 15. Jahrhundert. Blick gegen Osten.



Plateaurand umringt.³¹ Lediglich am breiteren südlichen Rand, am Standort der Kirche, liess sich die Mauer nicht nachweisen. Am nördlichen, spitz zulaufenden Ende der Hügelkuppe bemerkte er eine mehrere Meter breite und 1,40 m tiefe Senke, die er als Halsgraben umschrieb. Burkart, der auf dem Hügel eine prähistorische Siedlung vermutete, fiel etwa in der Mitte der Plateaukuppe eine Grube von 8 m Länge, 5 m Breite und ca. 70 cm Tiefe auf. Darin stellte er fünf kreisrunde Vertiefungen fest, die er als Überreste von Grubenhäusern deutete. Eine dort angelegte Sondierung förderte eine holzkohlehaltige Schicht zutage, aber keine datierbaren Funde. Burkart schloss seine Untersuchungen indem er auf der Kuppe eine befestigte «*Erd- oder Volksburg*» vermutete, «*wie dieselben im frühesten Mittelalter, [aber] auch schon in prähistorischer Zeit angelegt wurden.*» Er folgerte in Anlehnung an die etymologische Ortsnamendeutung von Robert von Planta und Erwin Poeschel (siehe oben), dass «*die Anlage auf dem Hügel S. Sievi eben das Objekt ist, von welchem die Bezeichnung <brigilo> her stammt.*»

Im Rahmen der Inventarisierung der Kunstdenkmäler Graubündens schuf Erwin Poeschel 1942 die erste und bisher letzte umfassende Beschreibung der Kirche Sogn Sievi und ihrer unmittelbaren Umgebung.³²

Rund 20 Jahre später versuchte Tobias Deflorin, ein lokaler Forscher aus dem nahen Zignau, das Rätsel des Hügels von Sogn Sievi zu ergründen. Im August 1963 legte er am nördlichen Ende des oberen Plateaus einen Sondiergraben an und entdeckte dabei eine Ansammlung von Steinen, die er als Herdstelle ansprach.³³ In unmittelbarer Nähe dieses Befundes barg Deflorin Holzkohlen, stark zerkleinerte Knochen eines Schafs oder einer Ziege, sowie zwei längliche

Schleifsteine und die Klinge eines Eisenmessers ohne Dorn. Weiter legte er am nördlichen Plateaurand eine der Böschungskante folgende Mauer frei, welche mit «*weissem Kalkmörtel*» verbunden war. Weil Deflorin ebenfalls schwache Spuren einer nach Süden abgehenden Mauer erahnte, ging er bei seinem Mauerbefund nicht von einer Hügelbefestigung aus. Er interpretierte Mauern und Herdstelle als Reste eines Gebäudes aus frühmittelalterlicher Zeit.

1964 erschien das ehemals von Robert von Planta initiierte und von seinem Partner, dem Etymologen Andrea Schorta bearbeitete Rätische Namenbuch. Schorta übersetzt darin den Ortsnamen *Bregelo* nicht wie seinerzeit Planta mit «*kleine Burg*»³⁴, sondern mit der Ableitung *BRIGILOS* von «*brig(a)*, gallisch für Berg oder Hügel.»³⁵

Im Vorfeld einer geplanten Kirchenrestaurierung³⁶ – welche hauptsächlich die Frei- und Trockenlegung der völlig im Hang steckenden Nordmauer zum Ziel hatte – führte der Archäologische Dienst Graubünden 1970–1972 im Innern der Kirche eine archäologische Ausgrabung durch.³⁷ Silvester Nauli, der damalige Grabungsleiter, stellte dabei einen Vorgängerbau der heutigen Kirche fest. Nauli legte zudem einige Sondierungen an den Rändern des oberen Plateaus an, wo er stellenweise eine mörtellose Umfassungsmauer antraf. Seine Untersuchungsergebnisse fasste er 1976 in einem kurzen Bericht zusammen.³⁸ Darin datierte er den Vorgängerbau der Kirche – einen kleinen Saalbau mit gestelzter Apsis – zusammen mit dem Glockenturm ins 11. Jahrhundert. Für die bestehende Kirche nannte er eine Zeitstellung vor der Mitte des 14. Jahrhunderts. Weiter war er der Ansicht, dass ein Zusammenhang der Plateau-Umfassungsmauer mit der Kirche nur mit ausgedehnten Grabungen zu klären

sei. Nauli schloss seinen Bericht wie folgt: «Dass es sich aber nicht um eine frühmittelalterliche Kirchenburg handeln kann, dürfte sicher sein.»

Von einem «mutmasslichen Kirchenkastell auf dem felsigen Bergsporn der Kirche Sogn Sievi» schrieben 1984 Otto P. Clavadetscher und Werner Meyer im neuen Burgenbuch von Graubünden.³⁹

Etwas ausführlicher als der Ausgräber Silvester Nauli setzte sich 1992 die Archäologin Béatrice Keller in einem kurzen Aufsatz mit den Grabungsergebnissen von 1970–1972 auseinander.⁴⁰ Die Bauabfolgen und Datierungen aus der Kirchengrabung sowie die Schlusserkenntnis zur Frage der frühmittelalterlichen Kirchenburg übernahm sie von Nauli. Eine besondere Bedeutung mass Keller einer beschrifteten Steinplatte bei, welche sich 1970–1972 als Spolie (wiederverwendeter Bauteil) im Steinplattenboden des Chorraums befand. In der

Inschrift IDVS · NO V · DEDICA vermutete sie ein Weihedatum (13. November). Aufgrund des Schrifttyps hielt Keller eine Datierung der Inschrift ins 11./12. Jahrhundert für denkbar.

Die Paläographin Marina Bernasconi Reusser datierte 1997 die Inschrift auf der Steinplatte ins 11. Jahrhundert.⁴¹ Wie fünf Jahre zuvor Béatrice Keller, interpretierte sie den Schriftinhalt als Weihedatum an einem 13. November.

Hans Rudolf Sennhauser hielt 2003 eine Datierung der 1970–1972 entdeckten Vorgängerkirche ins 8./9. Jahrhundert für wahrscheinlicher als ins 11. Jahrhundert.⁴² Als Erster hielt er fest, dass der Glockenturm in einer späteren Bauphase an die Vorgängerkirche angebaut worden war. Die Steinplatte mit Inschrift deutete Sennhauser, wie 1992 bereits Béatrice Keller, als Teil einer ehemaligen Altarmensa. Eine frühmittelalterliche Befestigung auf dem Plateau

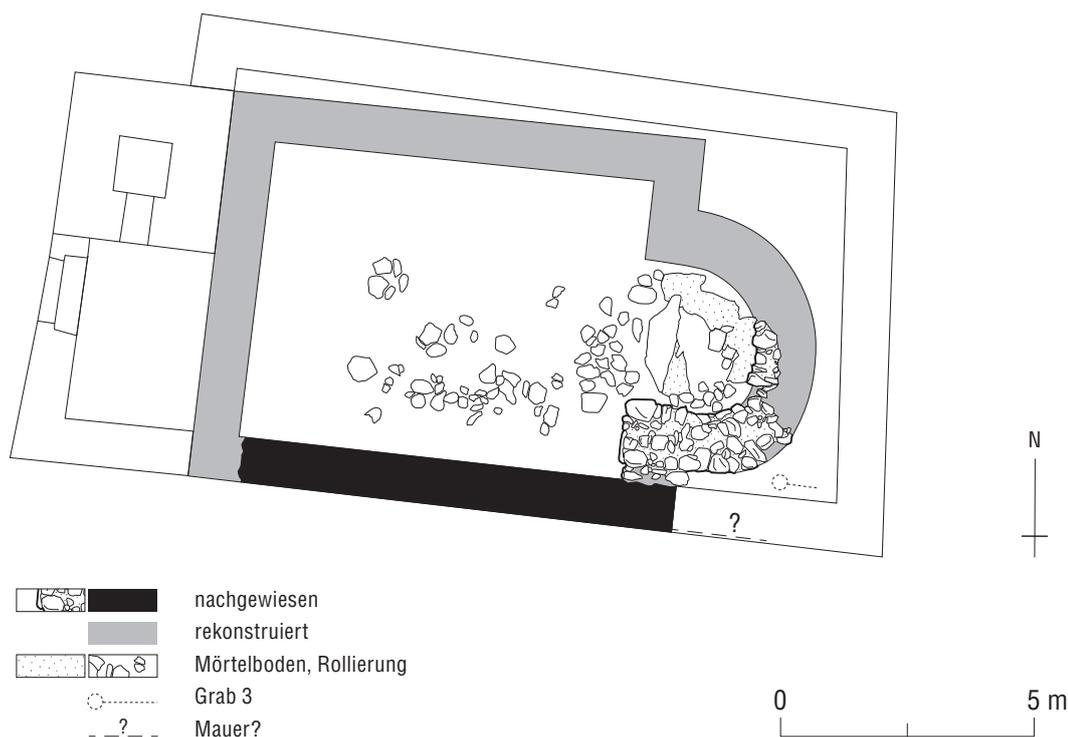
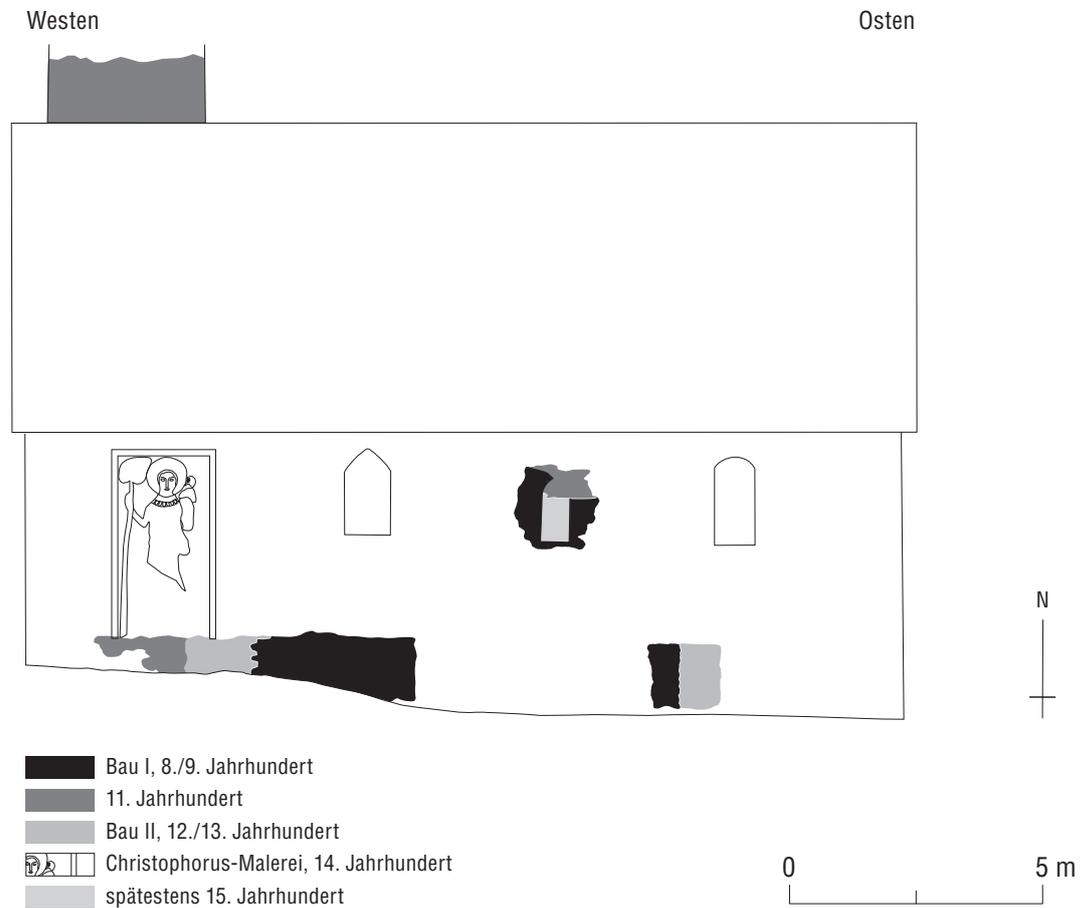


Abb. 11: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018/2020. Grundriss von Bau I, 8./9. Jahrhundert. Mst. 1:150.

Abb. 12: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018/2020. Südfassade. Mst. 1:150.



von Sogn Sievi hielt er nach wie vor für möglich.

Im Rahmen seiner 2019 angenommenen Masterarbeit⁴³ an der Universität Innsbruck (A) wertete Stefan Fiechtner, einer der Schreibenden, erstmals die archäologische Grabung von 1970–1972 wissenschaftlich aus. Seine Ergebnisse werden im Folgenden zusammenfassend vorgelegt.

Baugeschichte von Sogn Sievi

Bau I – ein Saalbau mit eingezogener und gestelzter Apsis

Beim ersten fassbaren Kirchenbau handelt es sich um einen einfachen Saalbau mit eingezogener und gestelzter Apsis im Osten.

Erhalten haben sich die Fundamente der südlichen Chorschulter und von Teilen der südlichen Apsishälfte, sowie grössere Bereiche der Südwand, welche noch in der heutigen aufgehend vorhanden sind **Abb. 11**. Bereits Erwin Poeschel bemerkte 1942 die vertikale Stossfuge in der heutigen Kirchen-Südfassade, wo an die frühere südliche Chorschulterecke von Bau I der östliche Teil der heutigen Kirche ansetzt **Abb. 12**.⁴⁴ Vom nördlichen Gebäudeteil hat sich wegen des hier sehr hoch liegenden und weiter nach Norden ansteigenden Felsens nichts mehr erhalten. Ebenso wenig die Westwand und mit ihr die Südwestecke des Gebäudes. Trotzdem lässt sich der gesamte Grundriss von Bau I rekonstruieren. Weil Teile der südlichen Apsishälfte bis über den Scheitel hinaus erhalten sind, kann der süd-

liche Gebäudeteil rekonstruktiv nach Norden «geklappt» werden. Die Aussenflucht der so rekonstruierten Schiffsnordmauer liegt auf derselben Linie wie die Nordfassade des Glockenturms. Die ursprüngliche Lage der Westmauer von Bau I zeichnet sich deutlich am Glockenturm selbst ab. Der unterste Teil seiner Ostfassade wurde nämlich nicht frei aufgemauert, sondern gegen die damals bereits bestehende Westmauer von Bau I gestellt. Der Übergang zum frei aufgemauerten Fassadenteil der Turmostwand ist im Dachgeschoss der heutigen Kirche deutlich erkennbar **Abb. 13**. Auf Höhe des ehemaligen Schiffsdaches von Bau I wurden beim Bau des Turms vorkragende Steinplatten eingemauert, welche verhinderten, dass Regen- und Schmelzwasser in diesen Bereich eindringen konnten. Zugleich zeigt diese Steinplattenreihe den Grad der Dachneigung und die Höhe des Daches von Bau I an. Deutlich wird an dieser Stelle auch, dass der Glockenturm mit Sicherheit später an die Westwand von Bau I angebaut wurde (siehe nächstes Kapitel).

Der dergestalt rekonstruierter Grundriss von Bau I besitzt lichte Schiffsmasse von ca. 7,70 m in der Länge und ca. 6 m in der Breite. Der Choreinzug beläuft sich beidseits auf 1,50 m. Die lichte Breite der gestellten Apsis beträgt ca. 3 m und ihre Tiefe ca. 2,50 m, wovon die Stelzung ca. 1 m ausmacht.

Die Bauweise ist an den Fundamentresten der südlichen Chorschulter und der südlichen Apsishälfte **Abb. 14** ablesbar. Hier ist ansatzweise zweihäufiges Mauerwerk aus Bruchsteinen erkennbar. Für die Mauerfüllung wurden unterschiedlich grosse Bruchsteine verwendet. Sondierungen im Putz der aufgehend erhaltenen Südwand zeigen zudem auf, dass das Mauerwerk von Bau I sehr unregelmässig und nicht in



Abb. 13: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1970–1972. Dachgeschoss. Eine Reihe vorkragender Steinplatten (Pfeil) an der Turmostwand zeigt die Dachneigung von Bau I an. Blick gegen Westen.



Abb. 14: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1970–1972. Der erhaltene Südteil **1** der Apsis von Bau I. Blick gegen Süden.

einheitlich hohen Lagen aufgezo- gen wurde. Eine Ausnahme bildet die Ecke der südlichen Chorschulter, wo im aufgehenden Mauerbereich auf der Aussenseite regelmässiges, lagerhaftes Mauerwerk mit Läufer-/Binder-Verbindungen festgestellt werden konnte **Abb. 12**. Vorfundamente bzw. vorspringende Mauersockel können

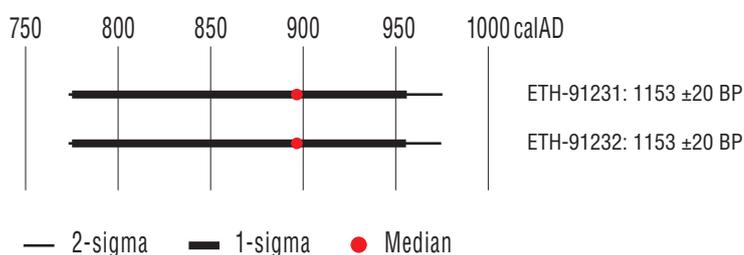


Abb. 15: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Die ^{14}C -Datierungen von Knochen aus Grab 3. Kalibriert mit Oxcal v4.4.4.

sowohl bei der Apsismauer, wie bei der südlichen Chorschulter angenommen werden. Die Mauerstärken betragen hier ca. 120 cm. Jene der noch aufgehend vorhandenen Schiffssüdwand misst ca. 90 cm. In einer Sondierung wies der Ausgräber in tiefer Lage auf der Innenseite der Süd-mauer ein Fundament in einer Breite von 50–60 cm nach. Beim Bindemittel von Bau I handelt es sich um einen fein gemagerten Kalkmörtel mit hohem Sandanteil und von gelblicher Farbe.

Ausstattung: Der Boden der Kirche war teilweise mit Platten (flache, plattenförmige Bruchsteine) unterschiedlicher Grösse ausgelegt, die stufenlos in den Chor hineinziehen. Reste davon haben sich im Mittelteil des Schiffes und in der Apsis erhalten. In den Fugen zwischen den Platten stellte der Ausgräber eine Ausmörtelung fest. Ob diese Platten aber tatsächlich als ursprüngliches Gehniveau in Bau I angesprochen werden können, ist fraglich. Die Zwischenräume zwischen den Platten sind zum Teil sehr gross; ausgefüllt werden sie stellenweise durch Ansammlungen kleiner Steine, welche eher an eine Rollierung denken lassen. Zudem sind auf Grabungsfotos keine eindeutigen Begehungsspuren auf den Oberflächen der Platten erkennbar. Im Bereich des Chors dokumentierte der Ausgräber Reste einer Mörtelschicht, welche stellenweise über der Steinplattenlage liegt. Möglicherweise ist diese Schicht als Überrest eines Mörtelbodens zu interpretieren. Offenbleiben muss, ob die vorhandenen

Bodenreste zeitgleich mit Bau I entstanden, oder gegebenenfalls ein später eingebauter Boden etwas tiefer als sein Vorgänger gelegt wurde. Im nördlichen Schiffsbereich fehlt die Steinplattenlage. Es ist möglich, dass in dieser Zone der ansteigende Felsen das Gehniveau bildete. Eine Altarstelle ist nicht sicher auszumachen. Vielleicht kann ein etwa in der Chormitte liegender grösserer Stein mit Verputzresten **Abb. 11,1** als Überbleibsel eines Altarstipes gedeutet werden. Falls diese Vermutung zutrifft, dürfte es sich um einen frei in der Apsis stehenden Altar gehandelt haben, dem unmittelbar westlich eine grössere, längliche Bodenplatte vorgelegt wurde. Zu bemalten Verputzfragmenten, die auf diesem Boden liegend geborgen werden konnten, siehe nächstes Kapitel.

Ein später zugemauertes Rundbogenfenster in der Südwand wies der Ausgräber Bau I zu **Abb. 12**. Der oberste Teil dieser Öffnung hat sich nicht mehr vollständig erhalten. Die ursprünglichen äusseren Leibungsmassen konnten trotzdem mit ca. 120 cm in der Höhe und ca. 60 cm in der Breite angegeben werden. Möglicherweise wurde dieses Fenster mit der Erweiterung der Kirche (siehe unten Bau II) zu einer rechteckigen Öffnung verkleinert. Spätestens mit der Anbringung des grossen Epiphanie-Bildes im Innern (siehe Baubeschreibung oben) muss das Fenster geschlossen worden sein.

Südöstlich ausserhalb der Chorapsis konnten Skeletteile einer menschlichen Bestattung (Grab 3) freigelegt werden. Dabei handelt es sich um die fragmentarisch erhaltenen Überreste eines 17–25-jährigen Mannes⁴⁵, der gemäss Ausgräber in Ost-West-Richtung bestattet wurde. Eine ^{14}C -Datierung von Skelettknochen ergab einen Zeitraum von 776–968 **Abb. 15**. Der Bezug der Bestattung zur Kirche scheint offensichtlich. Es stellt sich die Frage, ob

zur Zeit der Grablegung möglicherweise eine an der südlichen Chorschulterecke ansetzende und nach Osten führende Mauer im hier steilen Hang existierte. Das Skelett von Grab 3 wurde nachweislich beim Bau der heutigen Kirche (Bau II) gestört. Zu weiteren festgestellten Gräbern im Bereich der Kirche siehe folgende Kapitel.

Fund: In Planierungsschichten für Bau I fand sich ein Pfeileisen mit Tülle und doppelt geflügeltem Blatt **Taf. 1,8**.⁴⁶ Vergleichbare Objekte stammen u.a. von der Burg Schiedberg bei Sagogn⁴⁷ und vom Castel Grande in Bellinzona TI⁴⁸. Die drei Exemplare von Schiedberg werden ins 7. Jahrhundert, das eine Exemplar von Bellinzona in den Zeitraum 6.–8. Jahrhundert datiert. Weitere Vergleichsstücke, die in frühmittelalterliche Zeit datiert werden, sind vom Hügel Grepault bei Trun⁴⁹, vom Hügel Cresta bei Casti-Wergenstein⁵⁰, sowie vom Hügel Carschlingg bei Castiel⁵¹ bekannt. Die Problematik der Datierung dieses Formentypus

ergibt sich aus dem langen Benutzungszeitraum, sind doch zweiflügelige Pfeileisen auch noch bis ins 9. Jahrhundert nachgewiesen.⁵²

Die Datierung von Bau I ist nur mit typologischen Vergleichen möglich. Einen vergleichbaren Grundriss mit eingezogener und schwach gestelzter Apsis weist beispielsweise die Anlage I der Kirche St. Gallus in Morschach SZ auf, die typologisch ins 9. Jahrhundert datiert wird.⁵³ Ebenfalls vergleichbar ist der typologisch ins 8./9. Jahrhundert datierte Vorgängerbau der Kirche St. Georg in Pfäfers SG⁵⁴, sowie die erste Bauphase der Pfarrkirche St. Maria in Breil/Brigels, die ins 7./8. Jahrhundert geschätzt wird.⁵⁵ Über historische Quellen lassen sich folgende Bauten mit vergleichbaren Grundrissen datieren: Mit Sicherheit vor 765 entstand Bau II der Ilanzer Martinskirche⁵⁶ und vor 842/843 die erste Bauphase der Kirche St. Luzius und Florinus in Walenstadt SG.⁵⁷ Für Bau I von Sogn Sievi

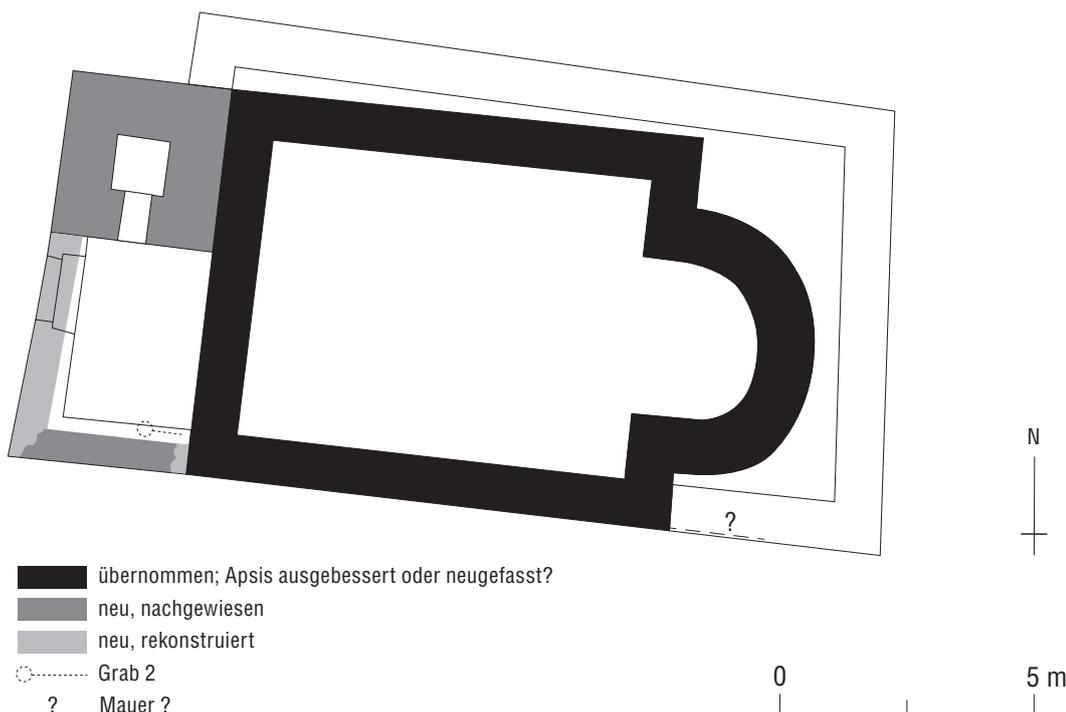


Abb. 16: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018/2020. Grundriss 11. Jahrhundert. Mst. 1:150.

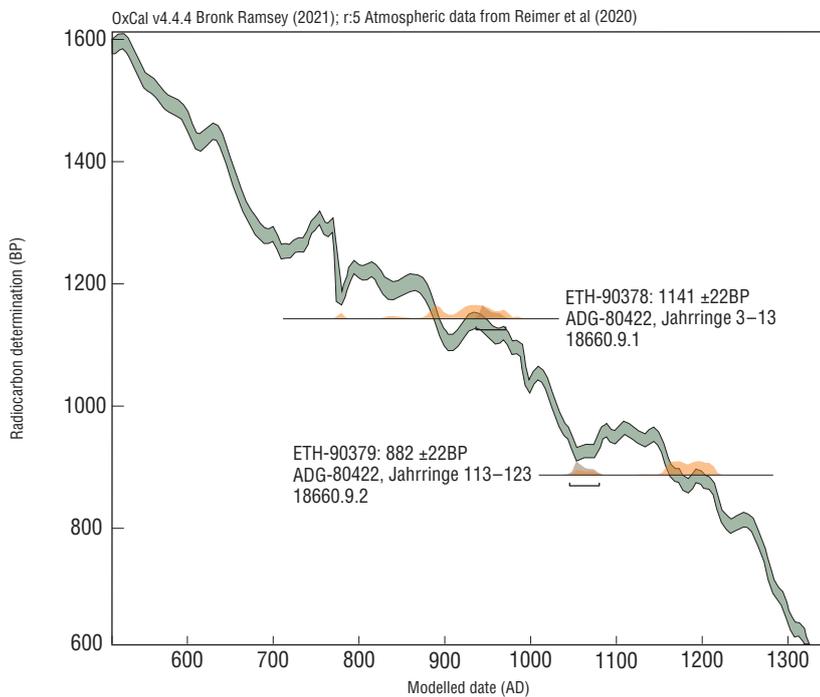


Abb. 17: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Das *wiggle-matching* ergab für die äussersten Jahrringe (Waldkante unsicher) des Bodenrahmenbalkens im Glockenturm einen 2-sigma-Bereich von 1047–1082. Kalibriert mit OxCal v4.4.4.

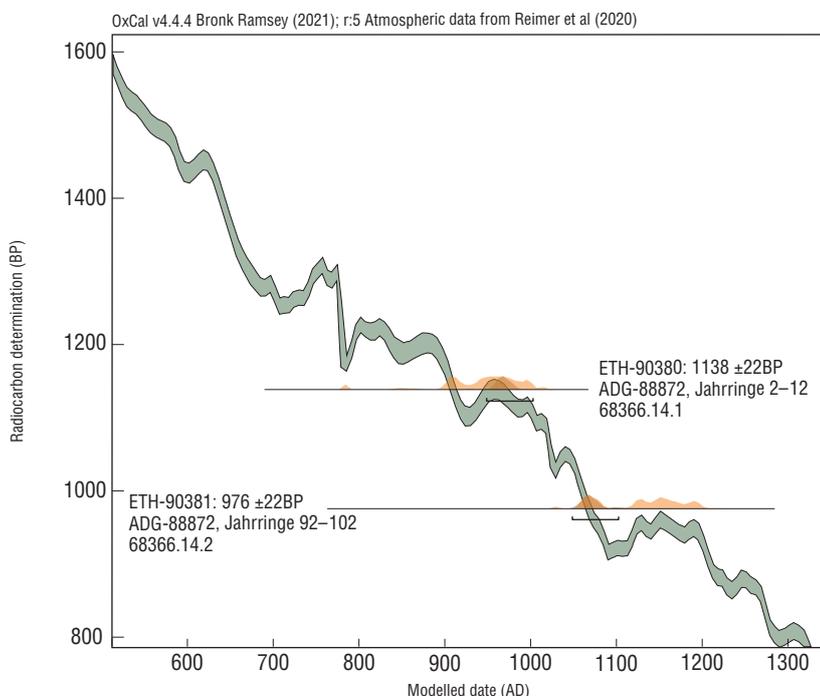


Abb. 18: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Das *wiggle-matching* ergab für die äussersten Jahrringe (Waldkante Frühling) des Türsturzbalkens einen 2-sigma-Bereich von 1018–1066. Kalibriert mit OxCal v4.4.4.

kann eine Datierung ins 8./9. Jahrhundert angenommen werden.

11. Jahrhundert: Anbau des Glockenturms und Indizien für Veränderungen an Bau I

In der zweiten Phase wurde an die Westfassade von Bau I der heute bestehende Glockenturm angebaut **Abb. 3**; **Abb. 16**. Typologisch (siehe oben Baubeschreibung) ist er vergleichbar mit dem Glockenturm der Kirche St. Georg in der Burganlage Jörgenberg bei Waltensburg/Vuorz⁵⁸ und jenem der Kirche Sta. Maria del Castello unterhalb des Burg Mesocco⁵⁹, wie auch dem Campanile der Kapelle S. Carpofo im Innern der Castello di Mesocco⁶⁰. Alle drei vergleichbaren Glockentürme konnten dendrochronologisch ins 11. Jahrhundert datiert werden.⁶¹ Im Rahmen der kürzlich erfolgten Auswertung und unter Anwendung von *wiggle-matching* gelang auch beim Glockenturm von Sogn Sievi eine Datierung.⁶² Die Analyse eines Bodenrahmenbalkens des 4. Turmgeschosses ergab die Zeitspanne 1047–1082⁶³ **Abb. 17**, womit das 11. Jahrhundert auch für die Errichtung des Turms von Sogn Sievi feststeht.

Ins 11. Jahrhundert datieren ebenfalls eine Anzahl Bauteile aus der Kirche. Unter Anwendung von *wiggle-matching* konnte 2018 der hölzerne Sturzbalken über dem bestehenden Eingangsportal datiert werden. Aus dieser Analyse resultierte die Zeitspanne 1018–1066⁶⁴, d. h. der Balken stammt aus der zweiten Bauphase **Abb. 18**. Da die bestehende Westmauer der Kirche gegen die verputzte Südfassade des Glockenturms gebaut wurde, muss sie mit Sicherheit später als der Turm entstanden sein. Beim datierten Türsturzh Holz dürfte es sich deshalb um eine Spolie, d. h. einen wiederverwendeten Balken handeln, der ursprünglich in einer anderen Funktion verbaut war. Zwar

lässt sich nicht mehr feststellen, wo dieser Balken einst eingebaut war, doch ist dessen Datierung ein Hinweis darauf, dass ausser dem Bau des Glockenturms noch weitere Bautätigkeiten im 11. Jahrhundert stattfanden.

Als weiteres Indiz für diese Vermutung kann die Steinplatte mit Inschrift angesehen werden, welche paläographisch ebenfalls ins 11. Jahrhundert datiert ist **Abb. 19**.⁶⁵ Weil die Inschrift ein Weihedatum wiedergibt (13. November, siehe oben Forschungsgeschichte), wird sie mit einem Altarneubau in Verbindung gebracht.⁶⁶ Dies wiederum weist auf Bautätigkeiten im 11. Jahrhundert hin.

Von bemalten Verputzfragmenten, die im Bereich der Apsis und der südlichen Chorschulter gefunden wurden, war bereits die Rede (siehe Bau I). Die Stücke gehören zu einer figürlich-ornamentalen Malerei, auf welcher auch Inschriften vorhanden waren. Ein Fragment, worauf ein menschliches Auge dargestellt ist und ein zweites mit einem Teil einer Inschrift konnten in den Beginn bzw. in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts datiert werden **Abb. 20**.⁶⁷ Der bemalte Verputz wurde auf einen stellenweise voluminös erhaltenen Trägermörtel aufgetragen, der aufgrund seiner Dicke kaum als Unterputz der Malerei angesprochen werden kann. Da dieser Trägermörtel nicht mit dem Mauermörtel von Bau I identisch ist, kann vermutet werden, dass im 11. Jahrhundert aufgehende Bereiche der Apsis und ev. der Chorschultern neu errichtet oder ausgebessert und anschliessend bemalt worden waren.

Ein sehr ähnlicher Mörtel wie jener, der als Träger für die Malereien verwendet wurde, konnte 2018 in einem grösseren Mauerriss im Westen der Kirchen-Südfassade fest-



Abb. 19: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2020. Die Steinplatte mit der Inschrift aus dem 11. Jahrhundert gehörte wahrscheinlich zu einer früheren Altarmensa und ist heute in den Plattenboden des Chorpodestes integriert. Blick gegen Osten.

gestellt werden. Deutlich zu erkennen war, dass die Sockelzone des westlichen Teils der bestehenden Südmauer mit diesem Mörtel errichtet war **Abb. 12**; **Abb. 16**. Die mit diesem Bindemittel errichtete Mauer scheint sich jedoch auf die unterste Partie im Westteil der Südmauer zu beschränken. Beobachtungen an aufgehenden Mauerteilen des gesamten bestehenden Westteils der Kirche zeigten 2018 auf, dass diese nicht mit dem erwähnten Mörtel errichtet wurden (siehe dazu unten Bau II). Wie ist dieser Befund nun zu deuten? Es macht den Anschein, als ob der heute bestehende Westteil der Kirche auf einem älteren Fundament ruht. Womöglich ist dieses Fundament mit einem überdachten Podest unmittelbar westlich des damaligen Kircheneingangs zu erklären, einem so genannten Vorzeichen. Im Vordergrund steht die Vorstellung eines im unteren Teil, entsprechend der Hangnei-



Abb. 20: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018. Zwei Bruchstücke von bemaltem Verputz. Die Stücke fanden sich 1970–1972 im Bereich des Chors und der südlichen Chorschulter von Bau I. Mst. 1:1.

gung, gemauerten Podestes, auf welchem eine gegen Westen und Süden offene und überdachte Holzkonstruktion stand. Jüngere Vorzeichen sind heute bei den unmittelbar benachbarten Pfarrkirchen in Trun. Schlans (Sogn Gieri) **Abb. 21** und Waltensburg/Vuorz (ehemals St. Desiderius und St. Leodegar, heute evangelisch-reformiert) **Abb. 22** zu beobachten. Bevor das Vorzeichen in Waltensburg/Vuorz unter das Dach der Kirche gestellt wurde, besass es ein tiefer liegendes, gegen den Glockenturm hin ansteigendes Pultdach.⁶⁸

Neben dem bereits erwähnten Grab 3 (siehe oben Bau I) konnte der Ausgräber in den 1970er-Jahren noch weitere Bestattungen freilegen **Abb. 16**. Unmittelbar westlich der Schiffs-Südwestecke von Bau I, also innerhalb des vermuteten Vorzeichens, konnten Skeletteile eines 2,5–4 Jahre alten Kindes (Grab 2) festgestellt werden.⁶⁹ Die Knochen lagen jedoch nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage; sie dürften beim Bau

der heute bestehenden Westerweiterung der Kirche (Bau II) gestört worden sein. Bei der anthropologischen Untersuchung des Skeletts stellte sich heraus, dass sich unter den Knochen der Kinderbestattung auch ein Oberschenkelknochen eines Säuglings (neu: Grab 4) befindet. Die beiden jung Verstorbenen müssen vor der Errichtung von Bau II bestattet worden sein, offenbar am südlichen Rand des vermuteten Vorzeichens. Zu Grab 1 siehe unten (18. Jahrhundert).

Bau II – der heute bestehende Rechteckbau

Mit Bau II wurden beinahe sämtliche Mauern des Vorgängerbaus niedergelegt, um dem heute bestehenden Rechteckbau Platz zu machen **Abb. 23**. Von Bau I übernommen wurde einzig die Schiffssüdwand, die mit dem Neubau nach Westen und Osten verlängert worden war. Für die Erweiterung nach Westen wurden Mauern des vermut-

lich als Vorzeichen zu Bau I gehörenden Anbaus (siehe oben) als Fundamente übernommen. Zu den Dimensionen von Bau II siehe oben Baubeschreibung.

Bauweise und Dachform: Die Bauweise zeigt eine Fotografie aus den 1970er-Jahren, worauf die damals stellenweise unverputzte Ostfassade abgelichtet ist **Abb. 7**. Unterhalb des Giebfeldes ist lagerhaftes Mauerwerk mit Partien von *opus spicatum* (Ährenverbandmauerwerk) und Resten eines Pietra-Rasa-Verputzes, der die Steinköpfe freilässt, erkennbar. Im Bereich der mit Läufern und Bindern ausgeführten Eckverbände wurden auffallend viele sehr flache, platte Steine verbaut. Auf der Fotografie ist im Norden des Giebfeldes die Linie des schwach geneigten Daches von Bau II und damit die ursprüngliche Dachform ablesbar. Das Giebfeld zeigt hier – im Gegensatz zum darunterliegenden Mauerteil – sehr unregelmässiges Mauerwerk. Auch an der gegenüberliegenden Westwand hat sich das ursprüngliche Giebfeld von Bau II erhalten – dort erkennbar auf der unverputzten Innenseite im Dachraum. Sowohl Giebelhöhe wie Dachneigung sind im Westen und Osten identisch, womit deutlich wird, dass über Bau II ein durchgehendes, flach geneigtes Giebeldach lag.

Öffnungen: In der Baubeschreibung wurden bereits das zentrale Rundbogenfenster in der Ostwand, das später vergrösserte Rundbogenfenster im Osten der Südwand, der Okulus in der Westwand und die darüber liegende, kreuzförmige Öffnung in den Dachraum erwähnt. Zumindest ein weiteres ursprüngliches Fenster ist in der Südwand anzunehmen. Auf der Fotografie aus den 1970er-Jahren existieren zu beiden Seiten des originalen Fensters in der Ostwand **Abb. 7** zwei weitere Rundbogenfenster. Deutlich ist zu erkennen, dass sie nachträg-

lich in die Mauer eingebrochen wurden. Während der Renovation in den Siebzigerjahren sind diese beiden jüngeren Fenster wieder vermauert worden. Die heute bestehende Türe in der Westwand entstand gleichzeitig mit Bau II. Das zweiflügelige Eingangsportal wird von zugeschnittenen Leibssteinen aus Quelltuff umrahmt. Die Türangeln wurden an deren oberen Enden in den bereits erwähnten Türstürzbalken (siehe oben 11. Jahrhundert) eingelassen.

Abb. 21: Trun. Schlans. Sogn Gieri. 2020. Kirche mit Vorzeichen. Blick gegen Nordosten.





Abb. 22: Breil/Brigels.
Waltensburg / Vuorz,
evangelisch-reformierte
Pfarrkirche. 2020. Kirche
mit Vorzeichen. Blick gegen
Nordosten.

Ausstattung: Bau II besass einen Mörtelboden, der auf eine Steinrollierung gegossen war. Die Rollierung bestand aus Platten, Bruch- und Bollensteinen unterschiedlicher Grösse. Erhalten hat sich dieser Boden ausschliesslich in der südlichen Hälfte des Kirchenraums. In nördliche Richtung lief der Boden auf den ansteigenden Felsen aus, der hier als Gehfläche diente. Etwa 3,5–4 m westlich der Ostwand rechnete die Bodenkonstruktion ursprünglich mit einer hölzernen Chorschranke, die den Chorraum vom Schiff abtrennte **Abb. 23**. Erhalten hat sich von dieser Schranke eine ca. 40 cm breite, in Nord-Süd-Richtung verlaufende Aussparung im Boden, worin ursprünglich ein

Holzbalken lag. Dieser Balken ist als Sohle für die darin eingelassene Schranke zu deuten. Wie diese Raumtrennung einst gestaltet war, muss offenbleiben. Immerhin sind die Masse des aufgehenden Schrankenteils an den später an die Südwand angebrachten Malereien ablesbar **Abb. 8**. Diese sparren die Schranke in einer Höhe von 2,40 m und in einer Breite von knapp 30 cm aus, womit auch belegt werden kann, dass die Raumtrennung zwischen Schiff und Chor im 15. Jahrhundert, als die Malereien entstanden (siehe unten 15.–17. Jahrhundert und oben Baubeschreibung), sicher noch existierte. Eine Öffnung in der Schranke ist in der Raummitte anzunehmen. Die Böden in Schiff und Chor lagen auf derselben Höhe.

Im Chorraum konnten noch 40–50 cm hohe Überreste eines gemauerten Altars freigelegt werden. Dieser lehnte sich in der Längsachse des Raums, genau unterhalb des Fensters, an die Ostwand. Seine Masse betragen ca. 140 × 90 cm; die ursprüngliche Höhe ist nicht bekannt. Südlich und westlich des Altars haben sich Reste eines gemauerten *Suppedaneums* erhalten, das ursprünglich wohl auf allen drei freien Seiten des Altares existierte. Das *Suppedaneum* bestand aus einem ca. 36 cm über dem Boden liegenden Altarpodest, das über zwei Stufen erreicht werden konnte. Als Trittstufen dienten Holzbalken, die sich mittels Holzresten, als Negative und durch Mörtelbrauen manifestierten. Die Oberflächen der Auftritte und des Podestes haben sich nicht mehr erhalten. Ob diese mit Steinplatten, aus Holz oder mit einem Mörtelguss ausgeführt waren, muss offenbleiben. Die Tiefe des Auftritts, bzw. der unteren Stufe betrug, wo noch messbar, ca. 30 cm. Die Ausdehnung des Altarpodestes war aufgrund des fragmentarischen Erhaltungszustands lediglich in südliche und westliche Richtung fassbar. Südlich des Altars betrug

die Ausdehnung 1 m, in westliche Richtung ab Altarstipes ca. 1,60 m, bzw. ab Ostwand ca. 2,50 m.

Unmittelbar östlich des Glockenturms ragt heute ein 40 cm schmaler und ca. 1 m hoher Mauersockel in den Schiffsraum **Abb. 23.3**. Dieser Sockel entstand nach der Niederlegung der Westwand von Bau I und verhinderte möglicherweise das Ausbröckeln von Teilen der Turmostwand, die hier ursprünglich gegen Bau I gestellt war. Auf der Oberseite des Mauersockels befindet sich eine Aussparung, die als Standort eines hölzernen Ständers bzw. einer Stütze interpretiert werden kann. Wozu diese Stütze gedient haben könnte, verdeutlichen drei runde Aussparungen im Schiffsmörtelboden und eine runde Abschrotung im Felsen. An diesen Stellen befanden sich offensichtlich beim Guss des Mörtelbodens senkrechte (Holz-)Stützen. Die Aussparungen im Boden wurden niemals zugeflickt, was bedeutet, dass die darin befindlichen

Stützen nicht als Teil eines Baugerüsts anzusprechen sind, sondern permanent im Raum stehen blieben. Vielleicht stützten diese Ständer eine flache Holzdecke, bzw. darüber liegende Balken einer Dachkonstruktion. Oder die vermuteten Stützen gehörten nicht alle zur selben Konstruktion – die westlichen könnten auch eine Empore getragen haben. Gemäss einem weiteren Deutungsversuch könnten mit je zwei stehenden Pfostenpaaren zu beiden Seiten eines Mittelgangs eine Art Dreischiffigkeit angedeutet worden sein. Beim heutigen Wissensstand muss eine abschliessende Deutung dieser Aussparungen offenbleiben.

Parallel zu den archäologischen Untersuchungen in den 1970er-Jahren wurden auch Restaurierungsmassnahmen an den bestehenden Malereien ausgeführt.⁷⁰ Dabei konnte unter den spätgotischen Malschichten an der Südwand (siehe unten 15.–17. Jahrhundert und oben Baubeschreibung) ein älterer Verputz festgestellt werden. An der

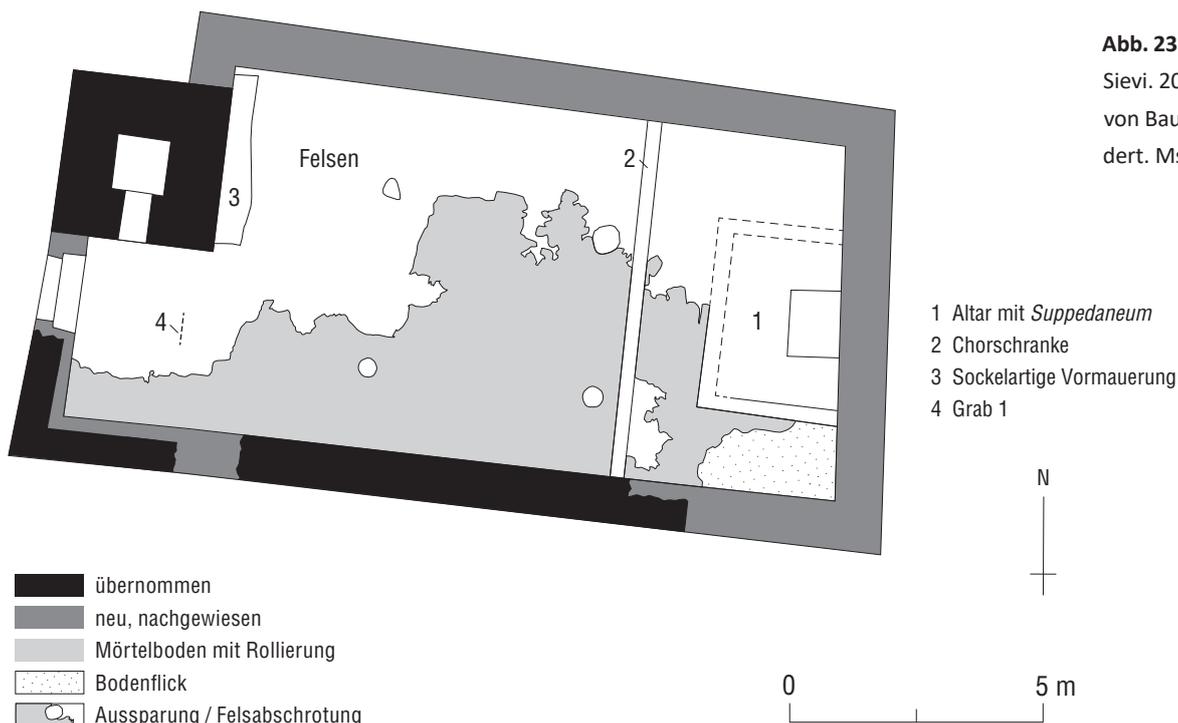


Abb. 23: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018/20. Grundriss von Bau II, 12./13. Jahrhundert. Mst. 1:150.

Nordwand wurde derselbe Verputz grossflächig freigelegt, worauf Reste einer älteren Malschicht zum Vorschein kamen: Ein 2,50 m oberhalb des Gehniveaus horizontal durchlaufender gelber Streifen, der von einem roten Rankenmotiv begleitet wird, sowie im Westen der Wand ein in roter Farbe gemaltes Konsekrationskreuz. Aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes wurde diese Malerei, mit Ausnahme des Konsekrationskreuzes, wieder übertüncht.

Funde: Im Bereich des *Suppedaneums* fanden sich drei Eisenobjekte. Eingemauert in die Stufenanlage des Altarpodestes war ein sogenannter Rundreidenschlüssel aus Eisen **Taf. 2,3**.⁷¹ Das ca. 7,5 cm lange Objekt besitzt einen rechteckigen Querschnitt, einen rechteckig ausgestalteten Bart und wurde aus einem Stück gefertigt. Der Schaft weist im vorderen Drittel eine Spaltung auf, welche horizontal von einem Reifeinschnitt begleitet wird. Der rechteckig ausgestaltete Bart wird von einem weiteren Reifeinschnitt abgeschlossen. Zierelemente oder oberflächlich eingebrachte Verzierungen wurden nicht beobachtet. Der Schlüssel kann ins 12./13. Jahrhundert datiert werden.⁷² Vergleichsobjekte existieren beispielsweise aus der Grabung auf der Frohburg SO, wo sie in die Zeitspanne 11.–13. Jahrhundert datiert werden.⁷³ Es ist kaum anzunehmen, dass dieses Objekt zufällig im *Suppedaneum* eingemauert wurde. Die Intention dieser Hinterlegung muss aber offenbleiben. Weiter fanden sich im Balkenlager der oberen, südlichen Stufe des *Suppedaneums* zwei pfriemartige Eisenstifte mit jeweils abgeplatteter Laffe und spitzem Dorn **Taf. 2,1–2**.⁷⁴ Das etwas kürzere Objekt ist 12 cm lang, das längere misst 17 cm und besitzt einen tordierten Dorn. Eine Deutung ist schwierig. Trotz der flachen Form der Laffen könnte es sich um eine Art Löffel handeln, obwohl solche aus Eisen sehr selten sind.

Geoffrey Egan schreibt 2010, auch absolut flache Löffel könnten im Mittelalter bei Tisch verwendet worden sein, z. B. für Breie oder für Salz.⁷⁵ Falls eine solche Deutung zutrifft, steckten wohl ursprünglich Griffe aus organischem Material an den Dornen. Auch andere Deutungen sind möglich, z. B. als Pfrieme, Spatel, Schreibgriffel⁷⁶, Weihrauchlöffel⁷⁷ oder Pestlöffel⁷⁸. Da die beiden Objekte nicht vermauert waren, sondern im Negativ der oberen, südlichen Holzstufe lagen, können sie auch irgendwann später an ihren Fundort gelangt sein und müssen nicht zwingend mit Bau II in Verbindung stehen.

Datierung: Der Mauercharakter von Bau II und die Bauweise des Ostfensters datieren diese Kirche in den Zeitraum des 12./13. Jahrhunderts. Die Zeitstellung des Eisenschlüssels (siehe oben) widerspricht dieser Datierung nicht.

14. – 17. Jahrhundert

Ins 14. Jahrhundert wird die Kalkmalerei an der südlichen Fassade datiert, die den heiligen Christophorus darstellt (siehe oben Baubeschreibung).

In der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden die bereits erwähnten Malereien in Schiff und Chor (siehe oben Baubeschreibung). Die übrige Ausstattung der Kirche – die Böden in Schiff und Chor, der Altar mit *Suppedaneum* und die Chorschranke – scheint unverändert weiter bestanden zu haben. Beide Malschichten des 15. Jahrhunderts nehmen Rücksicht auf die Chorschranke, wie ein Detail der Bildeinfassungen deutlich macht **Abb. 8**. Sehr wahrscheinlich entstanden die bestehende Holzdecke, das heutige steile Dach und das Fenster mit spitzem Giebel in der Mitte der Südwand auch in dieser Zeit.

Aus Sogn Sievi stammt eine 1619 datierte, gläserne Wappenscheibe des Hans Conrad de Sax **Abb. 24**, die sich heute im Archiv der katholischen Kirchgemeinde befindet. Laut Arnold Nüscheler war sie 1864 Bestandteil eines der damaligen Chorfenster.⁷⁹ Pater Hans Conrad de Sax, ein Benediktinermönch aus dem Kloster Disentis, war zwischen 1615 und 1623 Seelsorger der Pfarrei Brigels.⁸⁰ Weshalb seine Wappenscheibe für Sogn Sievi angefertigt wurde, ist nicht bekannt. Eine zweite Wappenscheibe von Pater Hans Conrad wird heute im Rätischen Museum Chur aufbewahrt.⁸¹ Sie ist 1625 datiert und weist ihn als Kustos des Klosters Disentis aus.⁸² Pater Hans Conrad verschied um 1638/39 im Kloster Muri AG.

Ein Hans Jakob Gereitter (Greutter) signierte 1633 den bemalten Flügelaltar (siehe oben Baubeschreibung), der immer noch auf denselben romanischen Altarstipes gestellt wurde, wodurch das damals einzige Ostfenster verdeckt worden sein muss. Ob die früheste feststellbare Veränderung an der Chorbeltung bereits 1633 oder erst im 18. Jahrhundert (siehe unten) vorgenommen wurde, muss offenbleiben.

Laut dem Brigelser Spendbuch, einem Güter- und Einkünfteverzeichnis der Pfarrei Brigels, wurden 1681 neue Lärchenschindeln auf der bergseitigen Dachhälfte von Sogn Sievi angebracht.⁸³

18. Jahrhundert

1728 wurden neue Lärchenschindeln auf der talseitigen Dachhälfte angebracht.⁸⁴

Mit der 1732 erfolgten Errichtung neuer Altäre in der Pfarrkirche Sogn Maria wurde der dort bestehende Strigel-Altar abgebaut und zerlegt (siehe oben Baubeschreibung).⁸⁵ Der Schrein gelangte nach Sogn Sievi, wo er



mit dem dort bestehenden Altar von 1633 kombiniert wurde. Eine um 1905 entstandene Fotografie dokumentiert das eigenartige Arrangement: Unten steht der Schrein des Strigel-Altars, oben aufgesetzt wurde das Altarbild von 1633 **Abb. 25**.

Die gleiche Fotografie veranschaulicht auch den Umbau des Innenraums im Jahr 1793. Im Schiff wurde damals ein neuer Steinplattenboden verlegt. Dieser Boden bestand – mit Ausnahme eines Bereichs entlang der Südwand, wo später als Flick ein Mörtelboden aufgegossen wurde – bis zu den Grabungen in den 1970er-Jahren. Die Chorschranke wurde abgebaut und gut 1,5 m weiter östlich mit einer geschätzten Brüstungshöhe von 1,5 m neu errichtet. Die Stelle, wo die frühere Chorschranke an die Südwand anschloss, wurde verputzt und in den nassen Putzmörtel die Jahreszahl 1793 eingeritzt. Mit der Verlegung der Schranke nach Osten mass der neue Chorraum in der Tiefe nur noch etwa 2 Meter. Der Chorboden wurde

Abb. 24: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2020. Wappenscheibe des Hans Conrad de Sax, Pfarrer in Breil von 1615–1623. Durchmesser der Scheibe: 8,5 cm. Datiert 1619.



auf die Höhe des vorher bestehenden *Suppedaneums* angehoben und lag damit etwa 40 cm höher als der Schiffsboden. Auch im Chor wurden für den neuen Boden Steinplatten verlegt.

Spätestens mit dem Umbau von 1793 dürfte die Chorbelichtung verändert worden sein. Das zentrale Fenster in der Ostwand, das seit 1633 vom Altaraufbau verdeckt wurde, ist auf der Innenseite zugemauert worden **Abb. 28**.⁸⁶ Ein neues kleines Fenster mit Stichbogen wurde südlich davon in die Ostwand eingebrochen **Abb. 28** und das bestehende Chorsüdfenster auf seine aktuellen Masse vergrößert **Abb. 6**.



Die auf der Fotografie um 1905 sichtbaren Rückwände und Brüstungen eines Gestühls, welche entlang der Nordwand und dem nördlichen Teil der Ostwand aufgestellt sind **Abb. 25**, datieren ins 17. Jahrhundert.⁸⁷ Sie stammen wohl ursprünglich aus einer anderen Kirche und dürften ebenfalls beim Umbau von 1793 hierher nach Sogn Sievi gelangt sein. Auf und an diese Rückwand wurden die heute **Abb. 27** an der Schiffsnordwand hängenden Apostelbilder befestigt.



Abb. 25: Breil/Brigels, Sogn Sievi. Um 1905. Der Innenraum der Kirche vor der Renovation von 1927. Blick gegen Nordosten.

Abb. 26: Breil/Brigels, Sogn Sievi. Um 1940. Der Innenraum der Kirche nach der Renovation von 1927. Blick gegen Nordosten.

Abb. 27: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2020. Der Innenraum der Kirche nach der Renovation in den Siebzigerjahren. Blick gegen Nordosten.

In den 1793 verlegten Steinplattenboden wurde die einzige vorgefundene Bestattung vorgenommen, die bewusst innerhalb der Kirche angelegt worden war und nicht wie die Gräber 2–4 erst durch die Erweiterung mit Bau II in den Innenbereich gelangten (siehe oben). Die als Grab 1 bezeichnete Bestattung **Abb. 23.4** befand sich unmittelbar südlich der in den Schiffsraum ragenden Südostecke des Glockenturms. Vom Skelett – in Nord-Süd-Richtung in Rückenlage liegend, mit dem Kopf im Norden – haben sich nur noch Fragmente des Schädels, des Beckens und beider Oberschenkelknochen erhalten. Gemäss der anthropologischen Analyse handelte es sich um eine erwachsene Person, die im Alter zwischen 20–50 Jahren verstorben war.⁸⁸ Das Geschlecht war wegen der starken Fragmentierung nicht bestimmbar.

Funde: In der Auffüllung dieses Grabes lagen zwei Fundobjekte, die nicht mit der Bestattung selbst in Verbindung stehen: Eine Randscherbe eines Lavezgefässes⁸⁹ mit nach innen abfallendem, steilen Rand und auf der Innenseite nicht überarbeiteten Drehrillen **Taf. 1,4**. Die Kanneluren auf der Aussenseite datieren das Gefäss in den Zeitraum vom 5.–8. Jahrhundert.⁹⁰ Weiter fand sich am selben Ort ein eisernes Spreizfeder Schloss in Halbherzform⁹¹ **Taf. 2,4**, das mit einem Exemplar aus dem Raum Nordostschweiz/Süddeutschland zu vergleichen ist, das ins 17. Jahrhundert datiert wird⁹² und zu dem weitere gleichartige Schlösser dieser Zeitstellung angeführt werden können.⁹³

Der Umbau von 1927

Für die Umbaumaassnahmen im Jahr 1927 liegen Aufzeichnungen und Planmaterial des verantwortlichen Architekten Emil Stähli, Zürich, vor⁹⁴, welche die exakte Rekonstruktion der damals erfolgten Arbeits-



schritte ermöglichen. So wurde das südliche Fenster der Ostwand typologisch dem originalen Mittelfenster angepasst und zusätzlich nördlich davon ein weiteres Fenster eingebrochen **Abb. 7**. Dafür musste der entlang der Ostwand aufgestellte Teil der Gestühlsrückwand (siehe oben Umbau 1793) entfernt werden. Erst mit diesem Fensterdurchbruch wurde die Chormalerei aus dem 15. Jahrhundert wiederentdeckt, da diese in früherer Zeit – wahrscheinlich im 17./18. Jahrhundert – übertüncht worden war. Mit der Verlegung der Chorstufe um 90 cm nach Westen und der Entfernung der Chorschanke wurde der zuvor enge Chorraum wieder vergrössert. Der romani-

Abb. 28: Breil/Brigels, Sogn Sievi. Um 1905. Die Ostfassade der Kirche vor der Renovation von 1927. Blick gegen Südwesten

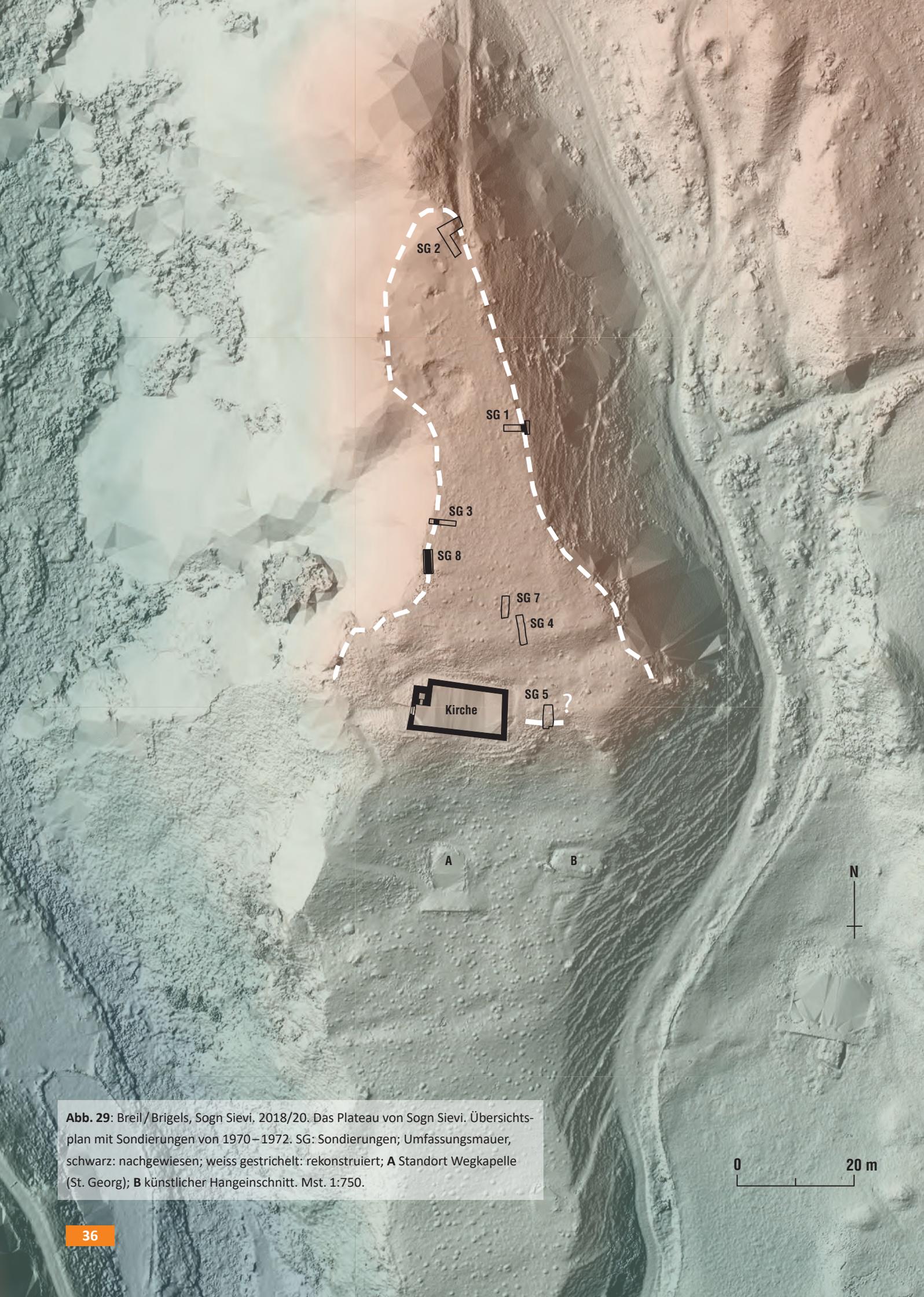


Abb. 29: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 2018/20. Das Plateau von Sogn Sievi. Übersichtsplan mit Sondierungen von 1970–1972. SG: Sondierungen; Umfassungsmauer, schwarz: nachgewiesen; weiss gestrichelt: rekonstruiert; **A** Standort Wegkapelle (St. Georg); **B** künstlicher Hangeinschnitt. Mst. 1:750.

0 20 m

sche Altar wurde abgebrochen und durch einen neuen ersetzt, der etwa 80 cm von der Ostwand entfernt, ins Rauminnere gestellt worden war. Die bestehende Kombination von zwei unterschiedlichen Altaraufbauten wurde aufgelöst. Auf dem neuen Altarstipes stand jetzt lediglich der Schrein des Strigel-Altars – das Altarbild von 1633 wurde westlich des Epiphanie-Gemäldes an die Südwand gehängt. Die mit der Weiheinschrift versehene Steinplatte (siehe oben Forschungsgeschichte) wurde über den Resten des abgebrochenen romanischen Altarfundaments in den Chorboden integriert. Eine ca. um 1940 entstandene Innenaufnahme⁹⁵ veranschaulicht die 1927 vorgenommenen Umbaumaßnahmen **Abb. 26** und dokumentiert den Zustand, der bei den Grabungen in den 1970er-Jahren angetroffen worden war.

Sondierungen auf dem oberen Plateau

Gleichzeitig mit den Grabungen 1970–1972 im Innern der Kirche wurden auf dem oberen, nördlichen Hügelplateau insgesamt sieben Sondierungen entlang der Plateaugrenzen angelegt **Abb. 29**. Dabei konnten die früheren Beobachtungen von Burkart (1931) und von Deflorin (1963; siehe oben Forschungsgeschichte) zur Hügelumfassungsmauer im Wesentlichen bestätigt und weitere Erkenntnisse über den Charakter des Mauerwerks gewonnen werden. In Sondiergraben 3, an der Westflanke des Plateaus konnte lediglich der innere Teil der hier nur noch eine Steinlage hohen Umfassungsmauer festgestellt werden. Der äussere Mauerteil muss ins Tobel gestürzt sein. Wenig südlich davon, in Sondiergraben 8, liess sich die Mauer in ihrer gesamten Breite fassen. Sie war hier noch ein bis zwei Steinlagen hoch erhalten, mass in der Breite 90 cm und besass keinen Mörtel. Die Mauer ist zweihäuptig gemauert, mit Füll-



Abb. 30: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1970–1972. Die Umfassungsmauer des Hügels in Sondiergraben 8. Blick gegen Westen.

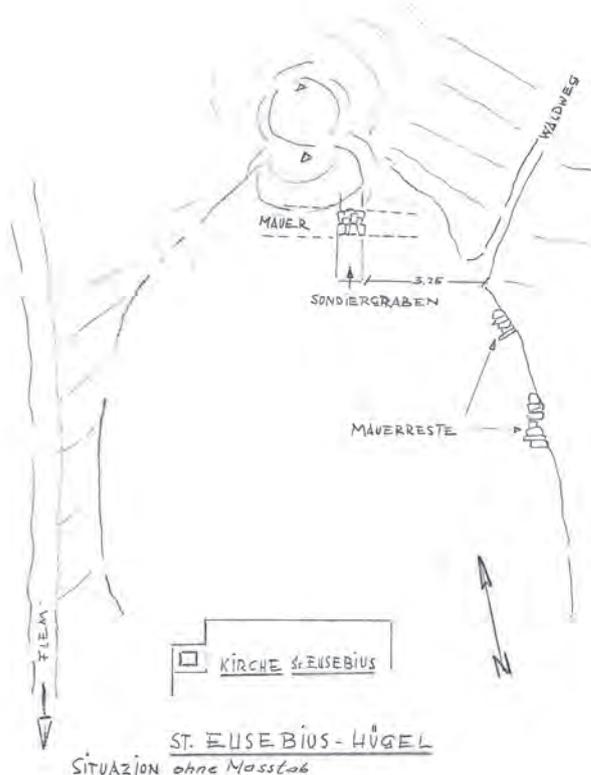


Abb. 31: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1963. Unmassstäblicher Übersichtsplan zu den Sondierungen von Tobias Deflorin.



Abb. 32: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1970–1972. Die Umfassungsmauer des Hügels in Sondiergraben 1. Blick gegen Süden.

werk im Mauerkerne **Abb. 30** und vermittelt nicht den Eindruck einer Trockenmauer. Möglicherweise war das Mauerwerk ursprünglich mit Mörtel verbunden. Dieser könnte im Laufe der Zeit vollständig ausgewaschen worden sein, was oftmals bei Wüstungsmauern zu beobachten ist. In Sondiergraben 2, im Norden des Plateaus, konnte die Mauer lediglich bruchstückhaft gefasst werden. Für diesen Teil des Plateaus ziehen wir ergänzend die Ergebnisse von Tobias Deflorin von 1963 (siehe oben Forschungsgeschichte) heran. Sein Befundplan **Abb. 31** ist zwar nicht genau vermessen, aber er belegt das Vorhandensein eines mit Mörtel verbundenen Mauerwerks in diesem Teil des Hügels. In Sondiergraben 1 am östlichen Plateaurand hat sich die Umfassungsmauer in der Höhe von 2–3 Steinlagen und wieder zweihäufig, in einer Breite von 100–110 cm erhalten **Abb. 32**. Auch wenn kein Mörtel zwischen den Steinen festgestellt wurde, vermittelt die Bauweise eher den Eindruck einer ursprünglich mit Mörtel verbundenen Mauer. Zwei Sondie-

rungen (4 und 7) am obersten, südlichen Plateaurand verliefen ergebnislos. In einem weiteren Sondiergraben (5) östlich der Kirche konnte zwar keine Mauer, aber deutliche Abschrotungsspuren an der Felsoberfläche festgestellt werden. Letztere dürften den ursprünglichen Ost-West-Verlauf einer Mauer anzeigen. Über den Felsabschrotungen lagen Steine und Mörtelschutt, die als Abbruchmaterial einer mit Mörtel verbundenen Mauer gedeutet werden können. Ob diese Spuren ebenfalls auf die Hügelumfassungsmauer hinweisen, oder von einem anderen Bauwerk stammen, muss nach dem aktuellen Wissensstand offenbleiben.

In den Sondierungen auf dem östlichen Plateauteil lag über der Felsoberfläche stellenweise eine kohlige Brandschicht, aus welcher auch ein Fund stammt (siehe unten). An zwei Stellen konnte der Ausgräber unmittelbar innerhalb der Umfassungsmauer je ein Pfostenloch mit einem Durchmesser von ca. 35 cm beobachten. Dieser Befund erinnert an die Grabungsergebnisse auf dem Siedlungshügel Carschlingg bei Castiel, wo in einer zweiten, frühmittelalterlichen Besiedlungsphase, anstelle einer spätrömischen Hügelumfassungsmauer, eine Art Holz-Erdwerk errichtet worden war.⁹⁶

Die Funde

In der oben erwähnten kohligen Schicht am Ostrand des Plateaus fand sich ein auf allen vier Seiten mit eingestanztem Zackenmuster verziertes Eisenobjekt, möglicherweise ein Punziereisen **Taf. 1,6**.⁹⁷ Der Schaft des 13 cm langen Objekts besitzt einen rechteckigen Querschnitt, der sich zur Spitze hin rund verjüngt. Die Schlagfläche ist konvex rund und weist Schlagmarken auf. Vergleichsobjekte mit ähnlichen Verzierungen sind beispielsweise in Sagogn, Schiedberg zu finden, wo sie als Punziereisen (Körner)

aus dem 7./8. Jahrhundert bzw. aus dem 10./11. Jahrhundert beschrieben werden.⁹⁸ Ein in der Herstellung ähnlich gefertigter, aber unverzierter Flachmeissel aus der Grabung Castiel, Carschlingg datiert ins 6./7. Jahrhundert.⁹⁹

Auf der Abbruchkrone der Umfassungsmauer im westlichen Plateaubereich lag eine Wandscherbe eines bauchigen Gefässes aus Terra Sigillata¹⁰⁰ **Taf. 1,3**, womit eine Herstellungsart römischen Tafelgeschirrs bezeichnet wird. Bei der vorliegenden Wandscherbe kann ein Datierungszeitraum vom 1. bis Mitte 3. Jahrhundert angegeben werden.¹⁰¹

Aus dem mörtligen Abbruchschutt in Sondiergraben 5 stammt eine weitere Anzahl Funde: Bei einem ca. 4,5 cm grossen Eisenobjekt¹⁰² **Taf. 1,7** handelt es sich um ein leicht konisch zulaufendes Rahmenortband, dessen oberer Rahmenrand auf der Vorderseite mit zwei gegenüberliegenden Perforierungen versehen wurde; auf der Rückseite lässt sich an derselben Stelle nur eine Perforierung nachweisen. Am Scheitelpunkt des Rahmens lässt sich ein schwach ausgebildeter und inwendig zentral gelegener Fortsatz beobachten. Vom Rahmen eingefasst und bis knapp oberhalb des zentralen Fortsatzes reichend, befindet sich ein doppelwandig ausgestaltetes Eisenblech, welches auf Höhe der Rahmenperforierungen eine zentral gelegene Lochung aufweist. Diese gebohrten Löcher werden im Zusammenhang mit der Befestigung des Ortbandes an die zumeist aus organischem Material bestehende Scheide einer Klingenwaffe zu sehen sein. Ob es sich dabei um Perforierungen für die Aufnahme eines Nietstiftes handelt, oder ob das Ortband durch eine Nahtverbindung an der Scheide befestigt worden ist, lässt sich nicht feststellen. Bei dem innen befindlichen Eisenblech wird

es sich um eine – womöglich ziertechnische – Verstärkung des Ortbandes handeln. Ein Vergleichsfund liegt beispielsweise von Schaan, Specki (FL) vor, wo er ins 7. Jahrhundert datiert wird.¹⁰³

Aus derselben Schicht in Sondiergraben 5 stammt ein Fragment eines Gefässfusses aus Terra Sigillata¹⁰⁴ **Taf. 1,1**. Beim Gefäss könnte es sich um eine Schüssel oder um einen Teller gehandelt haben. Die Datierung kann mit 1.–Mitte 3. Jahrhundert¹⁰⁵, bzw. mit 1.–4. Jahrhundert¹⁰⁶ angegeben werden. Bei einem weiteren Keramikfragment aus dieser Schicht handelt es sich um ein Bodenstück einer innen grün glasierten Reibschüssel **Taf. 1,2**.¹⁰⁷ Reibschüsseln oder -schalen dienten im Römischen Reich u. a. dem Zerreiben von Gewürzen. Die auf ihrer Innenseite glasierten Exemplare, deren Glasur kleine Quarzkörner beigemischt wurden, datieren ins 4. Jahrhundert.¹⁰⁸

In Sondiergraben 7 fand sich weiter eine Wandscherbe aus Lavez mit sehr feinen horizontalen Rillen und einer plastisch ausgeformten Rippe **Taf. 1,5**.¹⁰⁹ Das Stück kann in den Zeitraum vom 4.–7. Jahrhundert datiert werden.

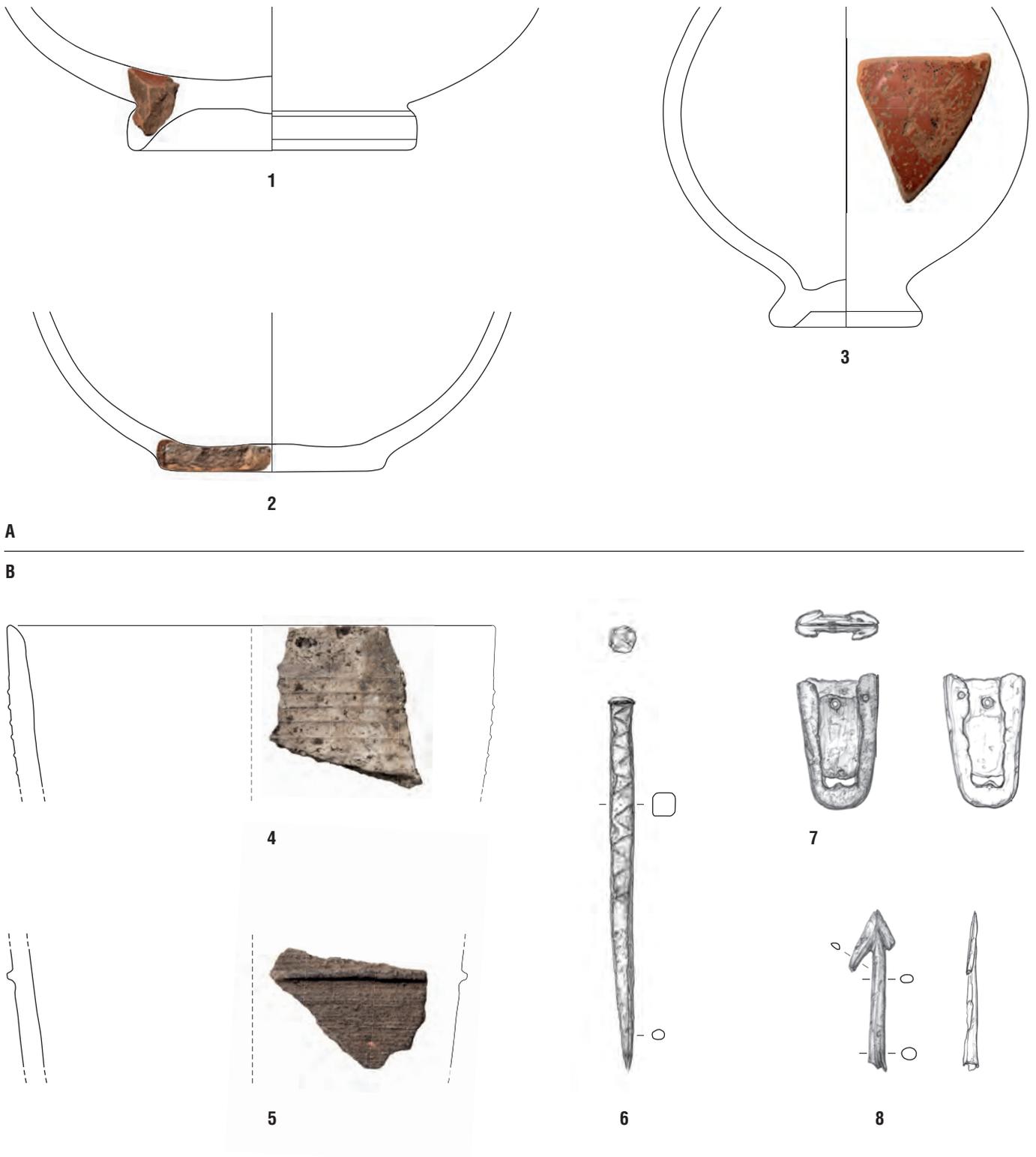
Zusammenfassung

Auf dem Plateau nördlich von Sogn Sievi konnten eine Hügelbefestigung und Siedlungsfunde aus dem Zeitraum vom 1. Jahrhundert bis mindestens ins 7./8. Jahrhundert festgestellt werden. Zu den Funden auf dem Hügelplateau ist ebenfalls das in einer Planierungsschicht unter der Kirche gefundene doppelflüglige Pfeileisen (6.–9. Jahrhundert) **Taf. 1,8** und die Lavescherbe (5.–8. Jahrhundert) **Taf. 1,4** aus der Auffüllung von Grab 1 zu zählen. Aufgrund der wenigen Funde kann für die Siedlung auf dem Plateau weder eine Nutzungskon-

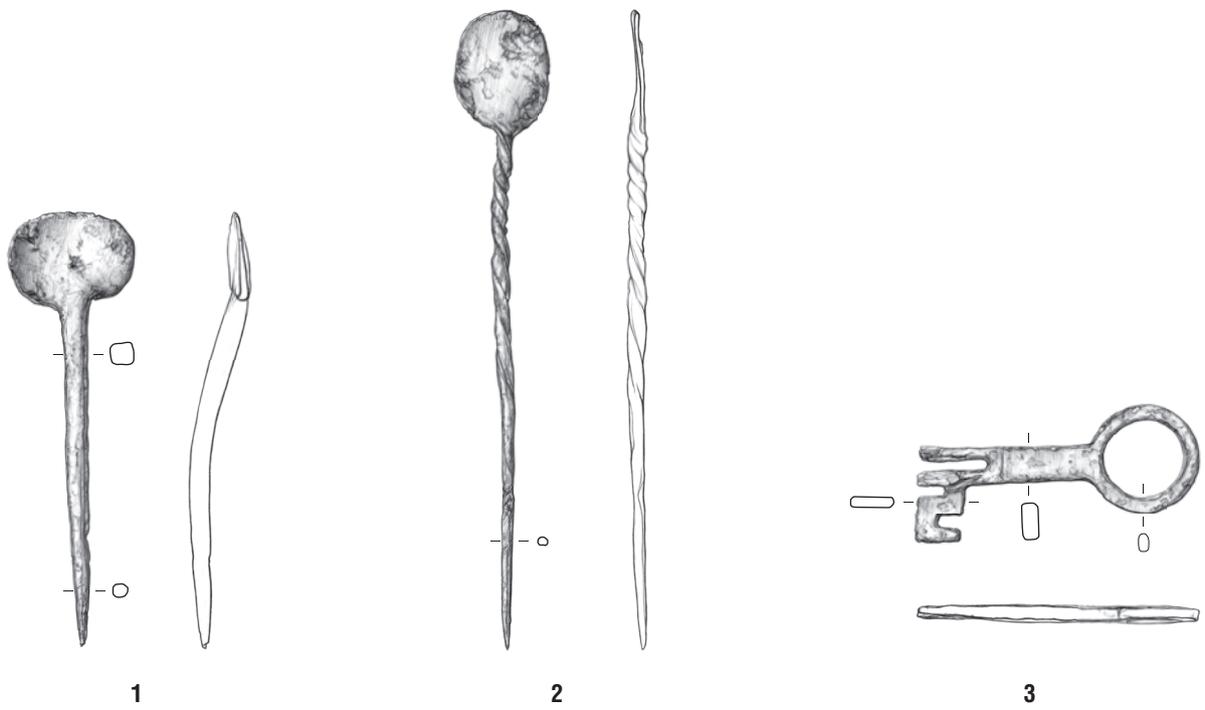
tinuität bewiesen, noch sicher widerlegt werden. Vielleicht löste eine frühmittelalterliche Siedlung – nach einem zeitlichen Unterbruch – eine römische bis spätrömische ab. Mit dem momentan vorliegenden Material kann nicht beurteilt werden, ob es sich bei der/den Siedlung/en um ein in Notzeiten aufgesuchtes Refugium oder um einen permanent bewohnten Ort handelte. Die kohlige Brandschicht dokumentiert einen Siedlungsbrand. Wann er stattfand, muss aufgrund der fehlenden Stratigraphie offenbleiben. Bisher unbesprochen blieb der tiefer liegende, südliche Teil des Hügelplateaus. Hier fanden bislang keine Sondierungen oder archäologische Grabungen statt. Vielleicht zu unrecht. In der topographischen Aufnahme des Hügels **Abb. 29** ist jedenfalls östlich (rechts) der Georgskapelle (barocke Wegkapelle unter Sogn Sievi **Abb. 29A**) eine rechteckige Anomalie bzw. ein Hangeinschnitt **Abb. 29B** erkennbar, welcher als Standort eines früheren Gebäudes gedeutet werden könnte. Mit den Untersuchungen auf dem Hügel bei Sogn Sievi ist es erst zum zweiten Mal gelungen, eine Siedlung aus der römischen und der frühmittelalterlichen Epoche im Vorderrheintal westlich von Ilanz nachzuweisen.¹¹⁰

Bei der Hügelbefestigung dürfte es sich ursprünglich um eine gemörtelte Umfassungsmauer gehandelt haben. Wann sie im Verlauf der Siedlungsnutzung errichtet worden war ist nicht geklärt. Ein erster Kirchenbau entstand im Zeitraum des 8./9. Jahrhunderts am Südrand des nördlichen Plateaus. Ob diese Kirche anfänglich Teil der befestigten Anlage war, muss mit dem heutigen Wissensstand offenbleiben. Ein Zusammenhang zwischen Kirche und spätester Siedlungsphase kann jedenfalls nicht ausgeschlossen werden. In Anbetracht der Existenz eines ins 7./8. Jahrhundert datierten Sakralbaus unter der heutigen Breiler

Pfarrkirche darf angenommen werden, dass sich die gleichzeitige Siedlung an derselben Stelle befand, wie heute. Damit stellt sich die Frage nach der Funktion von frühmittelalterlicher Kirche und Siedlung auf dem Hügel von Sogn Sievi. Die Möglichkeit, die Anlage auf dem Hügel als lediglich in Gefahrenzeiten aufgesuchtes Refugium zu interpretieren, sollte hier auf jeden Fall diskutiert werden.



Taf. 1: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1970–1972. A: Römische Zeit. B: Frühmittelalter. 1–3 Keramik; 4–5 Lavez; 6–8 Eisen. Mst. 1:2.



A

B



Taf. 2: Breil/Brigels, Sogn Sievi. 1970–1972. A: Mittelalter. B: Neuzeit. 1–4 Eisen. Mst. 1:2.

Anmerkungen

- 1 POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band IV: Die Täler am Vorderrhein, I. Teil: Das Gebiet von Tamins bis Somvix. Basel 1942, 343–372.
- 2 ERB HANS: Die Marienkirche Breil/Brigels. Neue Bündner Zeitung 10. August 1963, 18–19. – Grabungsdokumentation im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden: Ereignis Nr. 18657.
- 3 SENNHAUSER HANS RUDOLF (Hrsg.): Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit, Band 1. München 2003, 59, 61–62.
- 4 Eusebius von Vercelli, siehe: POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 353 (Anm. 1).
- 5 CLAVADETSCHER OTTO P.: Churrätien im Übergang von der Spätantike zum Mittelalter nach den Schriftquellen. In: WERNER JOACHIM / EWIG EUGEN (Hrsg.): Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Sigmaringen 1979, 159–178.
- 6 CLAVADETSCHER OTTO P.: Zur Führungsschicht im frühmittelalterlichen Rätien. Monfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 42, 1990, 63–70. – GRÜNINGER SEBASTIAN: Grundherrschaft im frühmittelalterlichen Churrätien. Chur 2006, 143–161.
- 7 MEYER MARTHALER ELISABETH / PERRET FRANZ: Bündner Urkundenbuch, Band 1. Chur 1955, Nr. 17*, 13–23 (speziell 17–18). *Item curtem meam in Bregelo.[...] muriciam salam...*
- 8 MEYER MARTHALER / PERRET 1955, wie Anm. 7, Nr. 426, 313–314.
- 9 Bischöfliches Archiv Chur, 782.02 Visitationen Surselva 1643, Teil 1, 41–42. «*Est ecclesia votiva et multi aegri recipiunt sanitatem si ecclesiam hanc frequentent.*» Für die Transkription und wertvolle Hinweise bedanken wir uns bei Ursus Brunold, Chur.
- 10 *Ex Voto* aus der Eusebiuskirche in Brigels, 1751, Inv. Nr. GR 8962. Votivsammlung Ernst Baumann (SGV_14) © Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. – Das Objekt befindet sich heute im Archiv der katholischen Kirchgemeinde Breil/Brigels. Für ihre Hilfe bei diesen Recherchen bedanken wir uns bei Miriam Kull und Sibylle Meier von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) in Basel und bei Michael Friberg in Breil/Brigels.
- 11 POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 361. – Hiltensberger war zwischen 1750 und 1793 in Zug tätig. – Heute ist das Bild im Archiv der katholischen Kirchgemeinde Breil/Brigels.
- 12 POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 353. – Akten der Restaurierung 1927 im Archiv der Denkmalpflege Graubünden.
- 13 Akten der Gesamtrestaurierung 1974–1977 im Archiv der Denkmalpflege Graubünden.
- 14 Genaue Beschreibung der Malerei bei POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 356–358.
- 15 POESCHEL 1942, wie Anm. 14.
- 16 BOSCANI LEONI SIMONA: Sichtbar heilig. Entstehung und Funktion von Aussenmalereien im alten Bistum Chur (1150–1530). Lindenbergl. Allgäu 2017, 38–39, 56. – NAY MARC ANTONI / BOLLIGER DANIEL: Die Kirche Waltensburg/Vuorz und ihre Wandmalereien. Schweizerische Kunstführer, Nr. 990. Bern 2017, 38–47.
- 17 POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 357–358.
- 18 REZZONICO RAFFAELE: Cristoforo und Nicolao da Seregno: zwei Maler des Quattrocento im Tessin. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, 43, 1986, 201. – TOMASCHETT MICHAEL: Zur Ikonographie der Dreikönigsdarstellungen in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wandmalerei in den Kantonen Graubünden und Tessin. Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1997.
- 19 BOSCANI LEONI 2017, wie Anm. 16, 55.
- 20 RAIMANN ALFONS: Gotische Wandmalereien in Graubünden. Disentis 1983, 195.
- 21 POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 358–361. – MENGHINI GIOVANNI: Katalog der spätgotischen Flügelaltäre in Graubünden. In: BECKERATH ASTRID VON / NAY MARC ANTONI / RUTISHAUSER HANS (Hrsg.): Spätgotische Flügelaltäre in Graubünden und im Fürstentum Liechtenstein. Chur 1998, 233. – VIRCHOW ELFRIEDE TH. M.: Schätze im Verborgenen. Die Altäre von Ivo Strigel in Graubünden. Chur 2004, 36–39.
- 22 POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 360.
- 23 POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 360.
- 24 NÜSCHELER ARNOLD: Die Gotteshäuser der Schweiz. Erstes Heft, Bistum Chur. Zürich 1864, 76.
- 25 RAHN JOHANN RUDOLF: Zur Statistik Schweizerischer Kunstdenkmäler. Erste Abtheilung. Romanische und romanischgotische Monumente. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde 3, 1876–1879, 696.
- 26 RAHN JOHANN RUDOLF: Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler. Zweite Abtheilung. Gotische Monumente. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 4, 1880–1883, 278.
- 27 POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Leipzig 1930, 9–25.
- 28 POESCHEL 1930, wie Anm. 27, 11.
- 29 PLANTA ROBERT VON: Über Ortsnamen und Siedlungsgeschichte Graubündens. Neue Zürcher Zeitung 30.12.1925, Nr. 2104.
- 30 MEYER MARTHALER / PERRET 1955, wie Anm. 7.
- 31 Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 23 1931, 109. – Walo Burkarts Dokumentation im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden, Ereignis Nr. 18651.
- 32 POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 342–343, 353–362.
- 33 Tobias Deflorins Dokumentation im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden, Ereignis Nr. 365.
- 34 PLANTA VON 1925, wie Anm. 29.
- 35 SCHORTA ANDREA (Hrsg.): Rätisches Namenbuch, Band 2, Etymologien. Bern 1964, 51.
- 36 wie Anm. 13.
- 37 Grabungsdokumentation im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden, Ereignis Nr. 366.
- 38 NAULI SILVESTER: Kirche St. Sievi. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 59, 1976, 271–272.
- 39 CLAVADETSCHER OTTO P. / MEYER WERNER:

- Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 343.
- 40** KELLER BÉATRICE: Archäologische Untersuchungen in der Kapelle S. Sievi von Breil/Brigels. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 231–233.
- 41** BERNASCONI REUSSER MARINA: Le iscrizioni dei cantoni Ticino e Grigioni fino al 1300. In: PFAFF CARL (Hrsg.): CORPUS INSCRIPTIONUM MEDII Aevi HELVETIAE. Die frühchristlichen und mittelalterlichen Inschriften der Schweiz, Band V. Freiburg/Fribourg 1997, 82.
- 42** SENNHAUSER HANS RUDOLF: Katalog der frühchristlichen und frühmittelalterlichen kirchlichen Bauten in der Diözese Chur und in den nördlich und südlich angrenzenden Landschaften. In: SENNHAUSER HANS RUDOLF (Hrsg.): Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit, Band 1. München 2003, 60, 62–63.
- 43** FIECHTNER STEFAN: «...Aecclesia...in Castello...» – Ein Beitrag zu befestigten Kirchen im churrätischen Frühmittelalter. Masterarbeit Universität Innsbruck (A) 2019.
- 44** POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 354–355.
- 45** Anthropologischer Bericht von Viera Trancik Petitpierre (Interkantonale Arbeitsgemeinschaft für Anthropologie IAG, Bottmingen BL) vom Juli 2018 im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden, Ereignis Nr. 366.
- 46** Fundobjekt Nr. 366.8.1.
- 47** MEYER WERNER: Die Ausgrabungen der Burg Schiedberg. In: BOSCARDIN MARIA-LETIZIA/MEYER WERNER: Burgenforschung in Graubünden. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 4. Olten und Freiburg i. Br. 1977, 101; 126 (E6).
- 48** MEYER WERNER: Das Castel Grande in Bellinzona. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 3. Olten und Freiburg i. Br. 1976, 82; 103 (K2).
- 49** SCHNEIDER SCHNEKENBURGER GUDRUN: Churrätien im Frühmittelalter. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 26. München 1980, Tafel 25, Nr. 8.
- 50** SCHNEIDER SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 49, Tafel 20, Nr. 18. – KELLER BÉATRICE: Casti-Wergenstein – Romanische Kirche und Spuren frühmittelalterlicher Besiedlung. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 225–227, Abb. 4.2.
- 51** Ausgrabung Archäologischer Dienst Graubünden Ereignis Nr. 551. Fundobjekt Nr. 295a.
- 52** HABERSTROH CLAUDIA: Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Wirbenz, Gde. Speichersdorf, Lkr. Bayreuth. München 2004, 76.
- 53** DESCŒUDRES GEORGES: Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Gallus in Morschach. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 78, 1986, 205–213.
- 54** SENNHAUSER 2003, wie Anm. 3, 143.
- 55** SENNHAUSER 2003, wie Anm. 3, 59, 61–62.
- 56** JANOSA MANUEL/JECKLIN-TISCHHAUSER URSINA/GRÜNINGER SEBASTIAN: Ilanz im Frühmittelalter. Archäologie Graubünden 3. Glarus/Chur 2018, 61–111.
- 57** GRÜNINGER IRMGARD: Die Pfarrkirchen Walenstadt und Mels im Früh und Hochmittelalter. In: Geschichte und Kultur Churrätens. Festschrift für Pater Iso Müller OSB. Disentis 1986, 132–136.
- 58** CARIGIET AUGUSTIN: Zu den Burgen Friberg (Siat) und Jörgenberg (Waltensburg/Vuorz). Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2000, 150–153. – CARIGIET AUGUSTIN: Waltensburg/Vuorz, Burgruine Jörgenberg – Eine Nachuntersuchung zur Baugeschichte. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1997, 113–115.
- 59** POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band VI: Puschlav, Misox und Calanca. Basel 1945, 339–340.
- 60** CARIGIET AUGUSTIN: Mesocco, Castello. Un'indagine a posteriori sulla storia edilizia. In: Castello di Mesocco, passato e futuro. Mesocco 2010, 45–62.
- 61** JANOSA MANUEL/JECKLIN-TISCHHAUSER URSINA: Typologischer Datierungsversuch des Mauercharakters von Marmels. In: JECKLIN-TISCHHAUSER URSINA/FRASCOLI LOTTI/JANOSA MANUEL: Die Burg Marmels – Eine bündnerische Balmburg im Spiegel von Archäologie und Geschichte. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 40. Basel 2012, 230, 234, 236.
- 62** Die Analysen konnten dank finanzieller Unterstützung der katholischen Kirchgemeinde Breil/Brigels und der Donazioni Brigel durchgeführt werden. Deren Vertreter, Sep Cathomas und Michael Friberg, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.
- 63** Dendrolabor, Archäologischer Dienst Graubünden, Dendrobericht Nr. 110528.
- 64** Wie Anm. 63.
- 65** BERNASCONI REUSSER 1997, wie Anm. 41.
- 66** Um den Gedenktag des Kirchenpatrons Eusebius von Vercelli kann es sich nicht handeln, denn der ist am 2. August, bzw. vor dem II. Vatikanischen Konzil am 16. Dezember. – MELCHERS ERNA und HANS: Das grosse Buch der Heiligen. Geschichte und Legende im Jahreslauf. München 1988, 477–478.
- 67** Fundobjekte Nr. 366.36.1 (Auge), Nr. 366.40.1 (Inschrift). Für die im September 2018 erfolgte Datierung der Freskenfragmente bedanken wir uns herzlich bei Mathias Exner, München (D) und bei Jürg Goll, Kriens LU und Müstair.
- 68** NAY/BOLLIGER 2017, wie Anm. 16, 35–38.
- 69** Anthropologischer Bericht, wie Anm. 45.
- 70** Dokumentation im Archiv der Denkmalpflege Graubünden.
- 71** Fundobjekt Nr. 366.1.1.
- 72** Freundliche Mitteilung von Ulf Weissenberger, St. Margarethen SG. – WEISSENBERGER ULF: Eiserne Schönheiten: Schloss und Schlüssel. Regenstauf 2011, 60–61 (Nr. 5165, Nr. 5175, Nr. 5164).
- 73** MEYER WERNER: Die Frohburg. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 16. Olten 1989, 78, 157 (G 133, G 134).

Adressen

Stefan Fiechtner

Samerweg 1a
A-6067 Absam Tirol
stefan.fiechtner@gmx.at

Manuel Janosa

Archäologischer Dienst
Graubünden
Gürtelstrasse 89
CH-7001 Chur
manuel.janosa@adg.gr.ch

- 74** Fundobjekte Nr. 366.3.1 (lang) und 366.2.1 (kurz).
- 75** EGAN GEOFF: The Medieval Household. Daily Living c.1150–1450. Woodbridge 2010, 244–245. – Für Hinweise danken wir Lotti Frascoli, Zürich.
- 76** MARQUART MARKUS: Metallische Schreibgriffel des hohen Mittelalters aus Aschaffenburg und ihre Vergleiche. Aschaffener Jahrbuch 29, 2013, 9–63; speziell 26, Abb. 3.5 und Abb. 3.7. – Laut Markus Marquart sind die Brigelser Exemplare eher zu lang für Schreibgriffel. Wir danken Markus Marquart, Aschaffenburg (D), für weiterführende Hinweise.
- 77** SCHMID CHRISTINA: Eine bisher unbeachtet gebliebene Gruppe kleiner eiserner «Löffel» – Weihrauchlöffel, Salbenlöffel, Backpfännchen, Besteckset oder ...?. In: Stadt – Land – Burg. Festschrift für Sabine Felgenhauer-Schmiedt zum 70. Geburtstag. Rahden/Westfalen 2013, 261–274. – Nach Aussage von Christina Schmid weisen zwar einige wenige Exemplare ihrer untersuchten Objekte mit den Brigelser Stücken vergleichbare Längen und auch tordierte Griffe auf, aber kein einziges besitzt einen spitzen Dorn am Ende. Eine Identifikation der Brigelser Objekte als Weihrauchlöffel ist deshalb eher fraglich. Wir bedanken uns bei Christina Schmid, Linz (A), für wertvolle Hinweise.
- 78** Womit Priester in Pestzeiten Kranken die Hostie verabreichten. Falls diese Deutung zutreffen sollte, wären zum Schutz des Priesters längere Holzgriffe an den Dornen anzunehmen.
- 79** NÜSCHELER 1864, wie Anm. 24, 76.
- 80** SIMONET J. JAKOB: Die katholischen Weltgeistlichen Graubündens. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens 1919, 137. – MÜLLER ISO: Die Mönche von Disentis im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, Band 64, 1970, 298–300. – Für weiterführende Informationen bedanken wir uns bei Pater Theo Theiler, Disentis/Mustér.
- 81** Rätisches Museum Chur, Inventarnummer II. 32. – MÜLLER ISO: Abt Jacob Bundi (1593–1615). Bündnerisches Monatsblatt 1938, 60.
- 82** Conrad de Sax gehörte weder der mittelalterlichen Grafenlinie Sax-Misox, noch der reformierten Waltensburger Familie de Sax an. Für wertvolle Hinweise bedanken wir uns bei Jan Andrea Bernhard, Waltensburg/Vuorz.
- 83** «Anno 1681 ist sant Esebius kirchen der ein tachfligell berghalb mit lerchnen schindlen gemacht worden.» – BRUNOLD URSUS/SAULLE HIPPENMEYER IMMACOLATA: Jahrzeitbücher, Urbare und Rödel Graubündens, 1. Band: Die Kreise Disentis und Ruis. Chur 1999, 75 (im Originalbuch Seite 74).
- 84** «Anno 1728 ist auch Sanct Euseby kkirchen der einter fligel gegen dem dorff mit lerchnen schindlen gemacht.» – BRUNOLD/SAULLE HIPPENMEYER 1999, wie Anm. 83, 75 (im Originalbuch Seite 74).
- 85** POESCHEL 1942, – MENGHINI 1998. – VIRCHOW 2004, wie Anm. 21.
- 86** Vergleiche auch die Grundrisszeichnung bei: GAUDY ADOLF: Die kirchlichen Baudenkmäler der Schweiz. Graubünden. Berlin/Zürich 1921, 19.
- 87** POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 360–361.
- 88** wie Anm. 45. Laut der Anthropologin Viera Trancik Petitpierre ist es unklar, ob die Schädelfragmente und die postcranialen Reste von ein und derselben Person stammen.
- 89** Fundobjekt Nr. 366.15.1.
- 90** JECKLIN-TISCHHAUSER URSINA: Tomils, Sogn Murezi. Ein kirchliches Zentrum im frühmittelalterlichen Graubünden. Archäologie Graubünden, Sonderheft 8. Chur 2019, 370; 381–384.
- 91** Fundobjekt Nr. 366.11.1.
- 92** WEISSENBERGER 2011, wie Anm. 72, 138. (Nr. 3217). – Besten Dank an Ulf Weissenberger, St. Margarethen SG, für weiterführende Informationen.
- 93** PALL MARTINA: Das europäische Vorhängeschloss: Exponate aus der Hanns Schell Collection Graz. Graz 2009, 100 (Inv. Nr. 3460).
- 94** Dokumentation im Archiv der Denkmalpflege Graubünden.
- 95** POESCHEL 1942, wie Anm. 1, 355.
- 96** CLAVADETSCHER URS: Castiel/Carschlingg – Zwei befestigte Siedlungen aus spätrömischer und frühmittelalterlicher Zeit. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 182–183.
- 97** Fundobjekt Nr. 366.17.1.
- 98** MEYER 1977, wie Anm. 47, 105; 136 (Ereignis Nr. 104, Ereignis Nr. 105).
- 99** Grabung Ereignis Nr. 551, Fd. Nr. 72.
- 100** Fundobjekt Nr. 366.9.1.
- 101** Für Hinweise bedanken wir uns bei Gerald Grabherr, Innsbruck (A) und Hannes Flück, Aarau.
- 102** Fundobjekt Nr. 366.20.4.
- 103** SCHNEIDER SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 49, 92, Tafel 38.2.
- 104** Fundobjekt Nr. 366.20.7.
- 105** Wir danken Gerald Grabherr, Innsbruck (A), für seine Einschätzung.
- 106** Wir danken Hannes Flück, Aarau, für seine Einschätzung.
- 107** Fundobjekt Nr. 366.20.3.
- 108** HOCHULI GYSEL ANNE/SIEGFRIED-WEISS ANITA/RUOFF EEVA/SCHALTENBRAND VERENA: Chur in römischer Zeit, Band I: Ausgrabungen Areal Dosch. Antiqua 12. Frauenfeld 1986, 114–115.
- 109** Fundobjekt Nr. 366.6.1.
- 110** Neben den Befunden auf dem Hügel Grepault bei Trun: SCHNEIDER SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 49, 70–72.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1–24, 27–30, 32, Taf. 1–2:** Archäologischer Dienst Graubünden
- Abb. 25:** Schweizerische Nationalbibliothek, Graphische Sammlung CH-000001-5EAD-ZING-71. Fotograf: Rudolf Zinggeler
- Abb. 26:** Staatsarchiv Graubünden. StAGR XII 23 c 2 a (Umschlag Nr. 18). Fotograf: Jules Geiger, Flims-Waldhaus
- Abb. 28:** Schweizerische Nationalbibliothek, Graphische Sammlung CH-000001-5EAD-ZING-70. Fotograf: Rudolf Zinggeler



Sanierungsmassnahmen am Schutzbau der Grabkirche St. Stephan in Chur

Johanna Wolfram-Hilbe,
Christine Bläuer

Einleitung

Beim 1973 fertig gestellten Neubau der Bündner Kantonsschule an der Churer Halde (Architekt Max Kasper, Chur, erbaut 1967 bis 1973) wurde auch die 1955/1956 freigelegte, im 5. Jahrhundert erbaute Grabkirche St. Stephan¹, eingefasst in einen Schutzbau aus Beton, in den Gebäudekomplex integriert. Die Kirche steht auf einem wasserzügigen Hang mit aus dem Untergrund eindringender Feuchtigkeit und ist belastet durch Salzeintrag (Natriumsulfate, Natriumkarbonate, Calciumsulfate) aus den neuen Baumaterialien. Der Betonbau war leider nicht dicht, so dass das Raumklima sehr schwankte und auch von der Decke immer wieder Feuchtigkeit eindrang. Dies führte zu Salzausblühungen am historischen Mauerwerk.

Im Rahmen der zwischen 2007 und 2010 ausgeführten Sanierungsmassnahmen erarbeitete das Architekturbüro Jüngling & Hagmann, Chur, ein neues Konzept zur Erhaltung und zur Präsentation des einzigartigen Baudenkmals aus der Frühzeit des Churer Bistums. Zum dauerhaften Schutz der Gemäuer, der Wand- und Deckenmalereien waren auch bauliche Eingriffe erforderlich. Darunter fielen neben der neuen Disposition des Vorraumes und den neuen Zugängen auch der Einbau einer zusätzlichen Betondecke und ein taugliches Belüftungssystem. Der Austausch mit der Aussenluft wurde dabei stark eingeschränkt, mit Lüftungsklappen wurde die kontrollierte Zufuhr von Frischluft gewährleistet. **Abb. 1** Seit der Fertigstellung werden nun mittels Sensoren die relative Luftfeuchtigkeit und die Temperatur permanent gemessen, auf-

Abb. 1: Chur, St. Stephan.
Zustand vor der Sanierung
2017. Blick gegen Osten.



gezeichnet, überwacht und mit den vom Amt für Natur und Umwelt Graubünden zur Verfügung gestellten Aussenklimawerten ausgewertet **Abb. 2**.

Das Raumklima nach den Sanierungen von 2007–2010

2010 waren die Werte der relativen Luftfeuchtigkeit noch sehr unbeständig. 2011–2013 wurde die relative Luftfeuchtigkeit konstanter und pendelte sich vor der bergseitigen Ostmauer bei 90–99 % ein. Die Temperatur war durchweg konstant und schwankte nur unbedenklich zwischen 10 °C und 20 °C.

Bedenklich war hingegen der modrige Geruch, der den Besuchenden beim Betreten des Raumes in die Nase stach. Als Ursache

konnte das Einwirken der konstant hohen Luftfeuchtigkeit auf die zwei Zugangstüren aus Holz und den hölzernen Rahmen der Ausstellungsvitrine bestimmt werden. Nicht zu übersehen waren weisse, sich zunehmend ausbreitende Salzausblühungen an der Decke.

Gemeinsam mit Reto Pahl, dem Zuständigen des Hochbauamtes Graubünden, den Verantwortlichen der Bündner Kantonsschule und dem Restaurator Ivano Rampa, Almens, wurde ein Massnahmenpaket zur Behebung dieser Mängel geschnürt. Die hölzernen Bauelemente wurden durch solche aus Metall ersetzt. Mit einem angepassten Lüftungskonzept sollten weitere Salzausblühungen gestoppt werden. Dabei war entscheidend, dass die relative Luftfeuchtigkeit nicht unter 90 % sank, da dies die

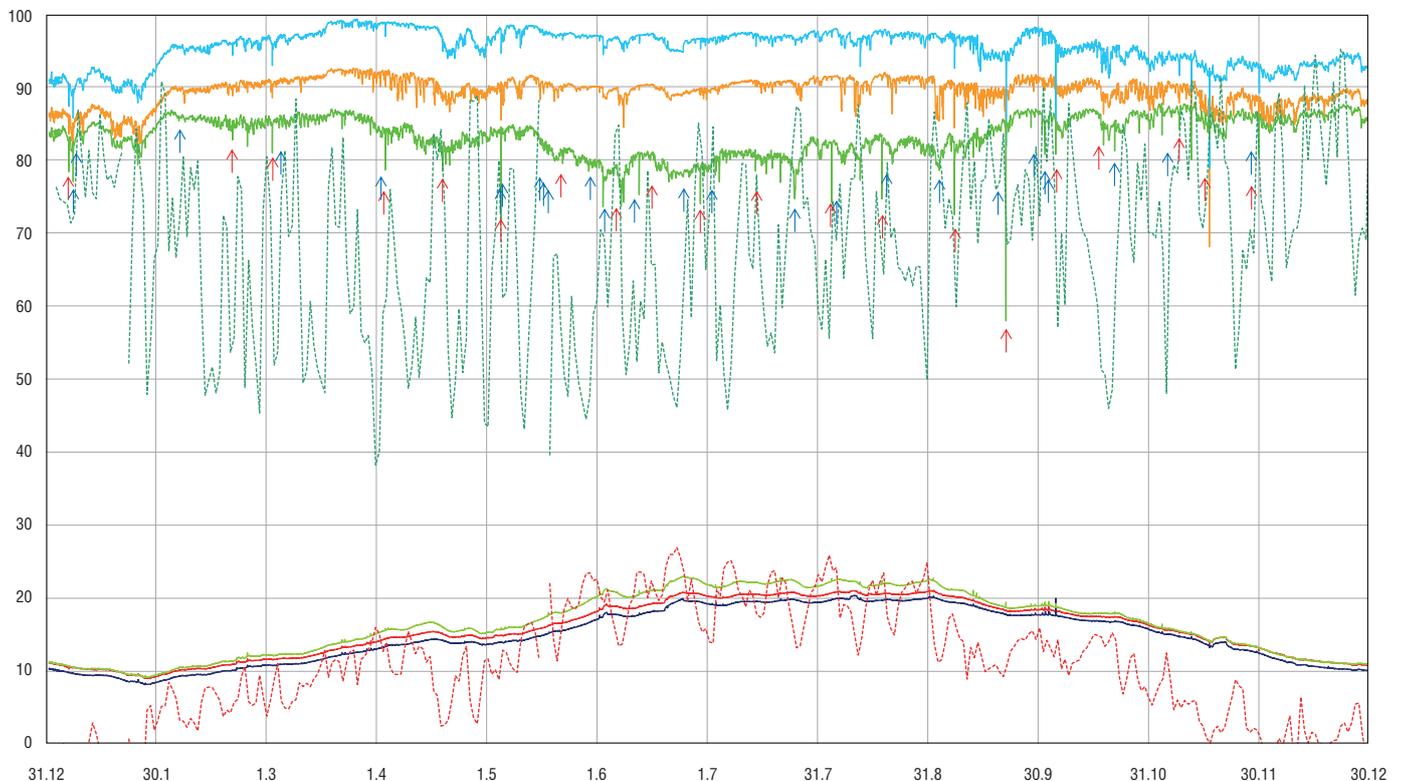


Abb. 2: Chur, St. Stephan. Klimamesskurve von 2017. Die alle zwei Wochen durchgeführte Lüftung (rote Pfeile) und die Publikums-Führungen (blaue Pfeile) sind in der Klimakurve der drei Messgeräte registriert, sie zeigen meist wenig Einfluss auf das Raumklima.

Salzbildungen an den Wandmalereien und den Betonelementen gefördert hätte. Die Luftklappen wurden deshalb mit Schlössern gesichert und anfänglich alle zwei Wochen für zehn Minuten zur kurzzeitigen Frischluftzufuhr geöffnet **Abb. 2**. Im Winter zeigte es sich dann, dass nur fünf Minuten gelüftet werden darf, da die relative Luftfeuchtigkeit sonst zu stark sank. Im Bereich der Wandmalereien blieb die relative Luftfeuchtigkeit seitdem trotz des Luftaustauschs bei über 90 %, in den anderen Bereichen der Kirche war die relative Luftfeuchtigkeit weiterhin leichten Schwankungen unterworfen.

Die Nachsanierung 2019

Im Januar 2017 fiel auf, dass sich zunehmend Kondenswasser an der Decke und den Dachfenstern bildete. Dies tropfte meist auf den Boden, wo es keinen Schaden anrichtete. Der Restaurator Ivano Rampa beobachtete jedoch bei seiner Kontrolle auch Tropfen an der Decke über den Kirchenmauern. Die negativen Folgen waren auch an den Wandmalereien festzustellen. Stellenweise hatte sich auf der Malschicht ein bis zu 10 mm dicker Salzrasen gebildet, in den Fugen zwischen den Mauersteinen konnten zudem bis zu 20 mm lange Salzkristalle dokumentiert werden. Die Salzausblühungen sind auf die gipshaltigen Anstriche sowie gelöste Salze aus dem Beton zurückzuführen.

Nach wenigen Wochen und einer Veränderung der Wetterverhältnisse waren jedoch keine Tropfen mehr an der Decke zu sehen. Das Phänomen konnte erst wieder ein Jahr später, im Februar 2018, festgestellt werden. Die Decke war so nass, dass es auf die historischen Mauern herunter tropfte. Zur Begutachtung und Lösung des Problems wurde der Bauphysiker Josef Kuster (Kuster + Partner AG, Chur) beigezogen.



Abb. 3: Chur, St. Stephan. Abdeckung der historischen Mauern mit dampfdurchlässigem Vlies am 22. Mai 2019.

Bei seinen Messungen lag die Aussentemperatur bei -8°C , im Innern bei 10°C ; an den historischen Mauern gab das Gerät eine Oberflächentemperatur von $6,7^{\circ}\text{C}$, an der Decke $2,4-5,4^{\circ}\text{C}$ an. Die relative Luftfeuchtigkeit betrug 83 %. Der Fels war nass, die Mauern unten feucht und oben trocken und die Wandmalereien aufgrund des Kapillarsogs ebenfalls feucht. Da uns die Absenkung der relativen Feuchtigkeit zur Behebung des Problems aufgrund der Salz-



Abb. 4: Chur, St. Stephan. Montage der Foamglasdämmung am 9. Juli 2021.

belastung zu riskant erschien, blieb als einzige Lösung die Isolation der Decke. Gemäss Josef Kuster kamen als Isolationsmaterial nur Platten aus geschäumtem Glas (Foamglas) mit einer Stärke von 160 mm in Frage. Vorgängig zu deren Einbau wurden die historischen Mauern mit dampfdurchlässigem Vlies abgedeckt und die über das Arbeitsgerüst herausragenden Teile mit Pressspanplatten verkleidet (Schwitter und Wieland Schreinerei Zimmerei AG, Churwalden). Der Gerüstbau oblag der Firma Roth Gerüste AG, Untervaz, die Belastungspunkte legten wir mit grösstmöglicher Rücksichtnahme auf das spätantike Mauerwerk fest. **Abb. 3** Über dem Gerüst und den Schutzverkleidungen wurde eine Baustellenvliesfolie als

Schutzsperre verlegt und alle Öffnungen nach unten verschlossen um den Schmutzeintrag zu minimieren.

Der Beton von 1967 war direkt auf die Deckenisolation gegossen worden. Deshalb konnte die alte Isolation nicht blockweise entfernt werden, sondern der Abtrag erfolgte Stück um Stück manuell mit dem elektrischen Meissel (Scandella Bautechnik, Chur). Nachdem der Betonkern frei lag, konnten die Platten aus Glasschaum montiert und anschliessend verputzt werden **Abb. 4**. Nachdem die Farbe des Anstrichs neu ermittelt worden war, wurden die Decke und die Wände neu gestrichen (Colorado Application AG, Chur; Rogantini

Gips AG, Chur). Während den fünfmonatigen Sanierungsmassnahmen blieb das Klima vergleichsweise stabil. Kurzzeitige Schwankungen der Luftfeuchtigkeit bis unter 85% waren auf die Bauarbeiten und die Belüftung zurückzuführen.

In den Wintermonaten 2020 zeigte sich, dass die Sanierungsmassnahmen das geforderte Ziel erreicht hatten und die Erhaltung des über 1500 Jahre alten Bestandes an Mauern und Malereien weiterhin gesichert ist. An der Decke konnten kein Kondenswasser und keine Salzausblühungen mehr festgestellt werden und an den Glasscheiben der Oberlichter über dem Vorraum blieb die Kondenswasserbildung im akzeptablen Rahmen.

Anmerkungen

1 SULSER WALTHER/CLAUSSEN HILDE: Sankt Stephan in Chur. Frühchristliche Grabkammer und Friedhofskirche. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 1. Zürich 1978.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Andrea Badrutt, Chur

Abb. 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 3–4: Hochbauamt Graubünden

Adressen

Christine Bläuer

Bläuer Conservation Science Sàrl
Route Henri Dunant 18
CH-1700 Fribourg
blaeyer@conservation-science.ch

Johanna Wolfram-Hilbe

Archäologischer Dienst
Graubünden
Gürtelstrasse 89
CH-7001 Chur
johanna.wolfram@adg.gr.ch



Val Müstair. Müstair, Forschungen im Kloster St. Johann

LK 1239^{bis}, 2 830 480/1 168 725, 1249 m ü. M.

1. Klosterkirche, Untersuchung der Wandmalereien

Zeitstellung: Karolingerzeit **Anlass:** Restaurierungsarbeiten **Dauer:** 2018–2021 **Verantwortlich/Text:** Patrick Cassitti

Aufgrund der 2013 begonnenen Restaurierung der Wandmalereien in den Ap siden der Klosterkirche ist seit einigen Jahren die karolingische Malsubstanz, die bisher von den Übermalungen aus den 1940er- und 1950er-Jahren überdeckt war, erstmals wieder zugänglich. Diese Situation wurde genutzt, um ein Projekt ins Leben zu rufen, das die naturwissenschaftliche Erforschung der karolingischen Wandmalereien in der Klosterkirche zum Ziel hat. Auf der Basis der von Annette T. Keller im Jahr 2017 angefertigten multispektralen Aufnahmen des Vorzustands in der Mittelapsis führten Maurizio Aceto von der Università del Piemonte Orientale und Giovanni Cavallo von der Scuola Universitaria Professionale della Svizzera Italiana berührungsfreie Analysen der Fresken durch. Sie bedienten sich dabei der Methoden der Röntgenfluoreszenz (XRF) und der optischen Spektroskopie mit Lichtleitfasern (FORS). Um Vergleichsdaten zu erhalten, wurden dieselben Analysen auch an karolingischen Fresken der ca. 10 km entfernten Kirche St. Benedikt in Mals (I) durchgeführt. Die Ergebnisse wurden 2020 veröffentlicht.¹ Obwohl es sich um eine kleine vorbereitende Studie handelt, die mit Eigenmitteln der teilnehmenden Institutionen durchgeführt wurde, konnten bedeutende Ergebnisse erzielt werden, die das Bild, das wir bisher von den karolingischen Wandmalereien in Müstair und Mals hatten, grundlegend verändern. Demnach unterschied sich die Farbigkeit der Malereien von Müstair zur Zeit ihrer Fertigstellung stärker als bis-

her gedacht von der heutigen.² Sowohl in Müstair als auch in Mals wurde die Präsenz des Pigments Lapislazuli gemischt mit Ägyptisch Blau nachgewiesen, ein Befund, der bisher nur in der Kirche von S. Saba in Rom eine Entsprechung findet.³ Es konnten darüber hinaus deutliche Ähnlichkeiten in Maltechnik und Farbpalette zwischen den Malereien von Mals und Müstair nachgewiesen werden, aber auch klare Unterschiede zwischen den einzelnen Malereigruppen innerhalb der Kirche von Mals. Dies weist auf unterschiedliche ausführende Werkstätten hin, die hier tätig waren.

2. Bauforschung in der Klosterkirche

Anlass: Bau eines neuen Beichtstuhls **Zeitstellung:** Karolingerzeit **Dauer:** 2018–2021 **Verantwortlich:** Patrick Cassitti **Text:** Patrick Cassitti

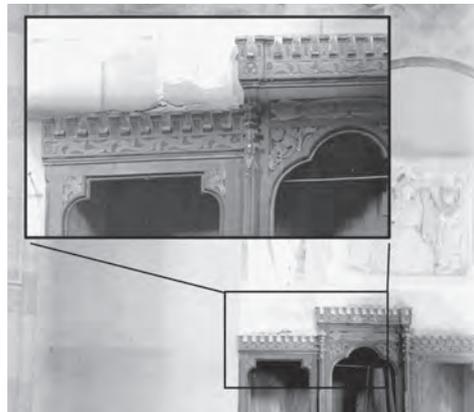


Abb. 1: Val Müstair. Müstair, Klosterkirche. Nordwand, nach Abschluss der Wandmalerei-Restaurierung 1951. Oben: Beichtstuhl von 1878 vor dessen Umgestaltung. Unten: neu gestalteter Beichtstuhl.



Der bestehende Beichtstuhl in der Klosterkirche von Müstair sollte durch eine neue, praktischere und ansprechendere Konstruktion ersetzt werden. Der alte Beichtstuhl war 1878 erbaut worden. Von ihm existieren nur partielle Aufnahmen, die zeigen, dass er im neogotischen Stil ausgeführt worden war. Nach der Kirchenrestaurierung 1947–1951 wurde er neu gestaltet **Abb. 1**. Der Ausbau bot die Gelegenheit, Einblick in die bauhistorische Situation zu erhalten.

Aufgrund von archäologischen Untersuchungen im Jahr 2002 im nördlich angrenzenden Nordannex der Kirche war bereits bekannt, dass der hier befindliche, grosse Bogendurchgang zwischen dem Nordannex und der Kirche anlässlich des gotischen Umbaus der Kirche in den Jahren 1488–1492 zu einer Tür verkleinert worden war. Der Zeitpunkt, an dem diese Tür vermauert wurde, war bisher nicht zweifelsfrei bekannt. Auch war die Frage noch offen, ob es an der Stelle des Beichtstuhls von 1878 einen älteren, barocken gegeben habe. Beide Fragen konnten nach der Entfernung des Beichtstuhls geklärt werden. Es zeigte sich, dass der heutige Kirchenboden mit dem

spätgotischen Durchgang rechnet, und ungefähr in dessen Mitte auf den von Norden kommenden, ebenfalls spätgotischen Mörtelboden stösst **Abb. 2**. Ausserdem bewahrt er noch den Abdruck der Türleibung. Dieser Befund steht im Widerspruch zur bisherigen Annahme, der heutige Kirchenboden sei anlässlich der Kirchenrenovierung im Jahr 1878 zeitgleich mit dem Beichtstuhl entstanden. Um diesen Widerspruch aufzulösen wurden Recherchen im Klosterarchiv durchgeführt. Diese haben gezeigt, dass der Boden im Jahr 1876, also zwei Jahre vor der Kirchenrenovierung, entstanden ist. Da er noch mit dem spätgotischen Durchgang in den Nordannex rechnet, ist die Existenz eines barocken Vorgängers des Beichtstuhls auszuschliessen. Die Tür wurde also erst 1878 mit dem Bau des heutigen Beichtstuhls, bei dem es sich um den ersten an dieser Stelle handelt, verschlossen.

Die Bauweise des Beichtstuhls konnte genau dokumentiert werden. Die spätgotische Türöffnung wurde 1878 erweitert, und der Kasten des Beichtstuhls in die entstandene Öffnung geschoben. Der Kasten bestand aus einem Decken- und einem Bodenbrett, die mit vier senkrechten Holzwänden verbunden waren, die den Kasten in drei Abteile unterteilten. Zum Zeitpunkt des Einbaus besass der Kasten noch keine Rückwand. Er wurde vor der Platzierung in drei Teile zersägt, wohl um ihn besser handhaben zu können. Die Trennwände, die den Kasten unterteilen, sind in Rahmenbauweise erstellt und besitzen profilierte Leisten. Es handelt sich vermutlich um wiederverwendete Türen, Täfer- oder Schrankteile **Abb. 3**. Nachdem die drei Teile platziert worden waren, wurde die Rückwand vom Nordannex aus mit Holzdübeln am Kasten befestigt. In den Hohlraum oberhalb des Kastens wurden zwei Bretter gelegt, und die Zwischenräume zwischen Kasten und Wand mit Mörtel und

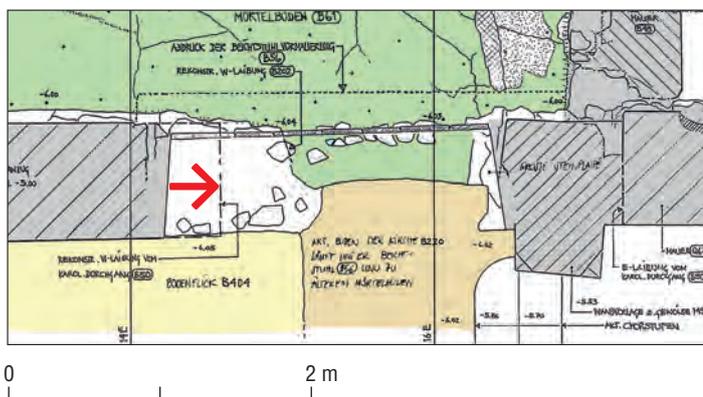
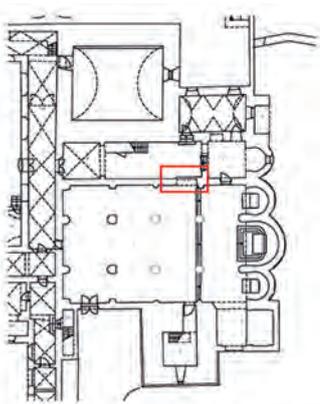


Abb. 2: Val Müstair. Müstair, Klosterkirche. Nordwand. Planaufnahme. Situation nach Entfernen des Beichtstuhls B056. **Grün:** spätgotischer Mörtelboden B061. **Braun:** Mörtelboden B220 von 1878. **Gelb:** Mörtelflick B404 nach 1878. Der Verlauf der ehemaligen spätgotischen Türleibung B202 (roter Pfeil) lässt sich aufgrund der Befunde gut rekonstruieren. Mst. 1:50.

flachen Steinen gestopft. Die Seitenwände hinterliessen dabei Abdrücke im Mörtel, die beim Entfernen derselben wieder sichtbar wurden.

3. Projekt *Mortar Technology and Construction History at Müstair Monastery*

Anlass: Forschungsprojekt **Zeitstellung:** 8.–16. Jahrhundert **Dauer:** 2017–2020 **Verantwortlich:** Albert Jornet, Patrick Cassitti **Text:** Patrick Cassitti

Im Jahr 2020 endete das vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) finanzierte, dreijährige Forschungsprojekt *Mortar Technology and Construction History at Müstair Monastery*. Projektpartner waren die Stiftung Pro Kloster St. Johann, die Scuola Universitaria Professionale della Svizzera Italiana (SUPSI) und die ETH Zürich.

Das Projekt verfolgte folgende Fragestellungen: 1. Bestimmen der Mörtelzusammensetzung im Kloster und Erforschung der historischen Techniken der Mörtelherstellung; 2. Identifizieren von lokalen und importierten Baumaterialien und der genutzten Lagerstätten; 3. Identifizieren von regionalen und überregionalen Netzwerken für den Wissensaustausch im Bauwesen zwischen dem 8. und dem 16. Jahrhundert.

Für die Beantwortung dieser Fragen wurden ca. 250 Mörtelproben, die eine repräsentative Auswahl aus den über 5000 in Müstair gelagerten, aus dem Kloster stammenden Mörtelproben darstellen, in den Labors der SUPSI analysiert. Parallel dazu wurden die Kalk- und Sandlagerstätten der Region untersucht und mit den Daten aus den Mörteluntersuchungen verglichen. Das Ion Physics Lab der ETH Zürich testete Möglichkeiten zur ^{14}C -Datierung dolomitischen Kalkmörtels mit guten Resultaten.⁴



Abb. 3: Val Müstair. Müstair, Klosterkirche. Nordwand. Beichtstuhl B056, partiell demontiert. Die seitlichen Teile wurden entfernt, übrig bleibt der zentrale Teil des Kastens.

Die Untersuchungen haben gezeigt, dass die Zusammensetzung des Mörtels vom 8. bis ins 16. Jahrhundert hinein keinen grossen Veränderungen unterworfen war. Der Anteil an Bindemittel war bei allen Proben sehr hoch. Die Grundrezeptur wurde allerdings den verschiedenen Funktionen des Mörtels angepasst. So gab es Unterschiede zwischen dem Setzmörtel für Fundamente und jenem für aufgehendes Mauerwerk. Als Zuschlag für den Mörtel der karolingischen Fundamente wurde ein beim Ausheben der Fundamentgräben anfallender, lehmiger Sand verwendet, während für das Aufgehende gewaschener Sand aus den Bachläufen Anwendung fand. Die naturwissenschaftlichen Analysen haben darüber hinaus Unterschiede zwischen dem Setzmörtel der Kirche und des Klostergevierts aufgezeigt, die bestehende bauhistorische Beobachtungen in neuem Licht erscheinen lassen und die Folgerung zulassen, dass die Kirche und das Kloster von unterschiedlichen Bautrupps errichtet wurden.

Die Provenienzstudien haben ergeben, dass lokales Material verwendet wurde. Beim

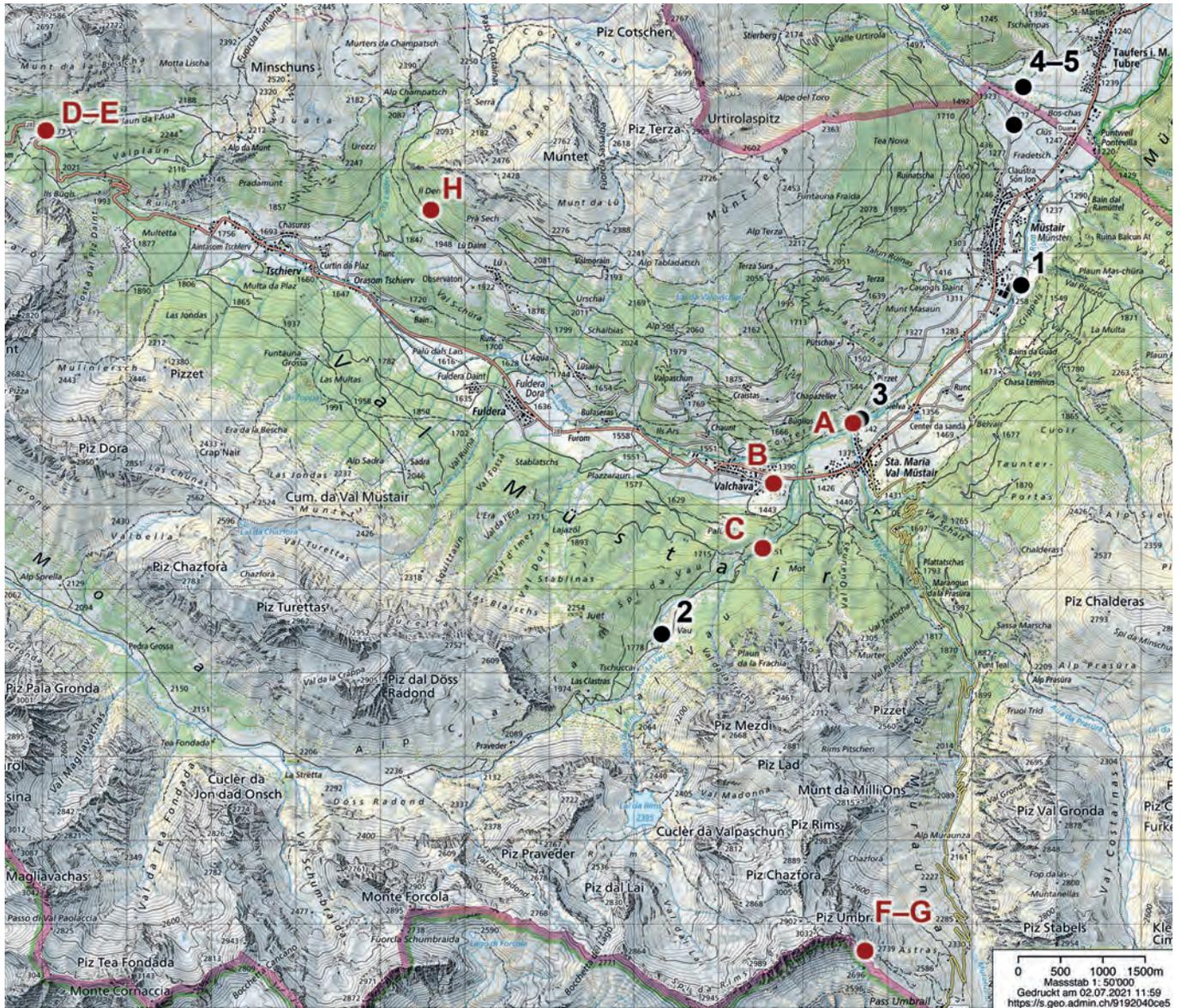


Abb. 4: Val Müstair. Topografische Karte mit Entnahmestellen von Sand (1–5) und Dolomitproben (A–H).

Sand lässt sich ein Wandel in den Rohstoffquellen feststellen: während er in karolingischer Zeit vom Valgarola-Bach **Abb. 4,4.5** stammt, der den Schwemmfächer, auf dem sich das Kloster befindet, gebildet hat, stammen die Sande der späteren Bauphasen aus dem Rom-Bach **Abb. 4,1.3**, der die Val Müstair durchfließt. Ein ähnliches Bild ergaben die geochemischen Untersuchungen und der Vergleich des Bindemittels im Mörtel mit den Dolomitlagerstätten in der Region. Die Bezugsquelle für den Kalk der

karolingischen Phase unterscheidet sich ebenfalls von jener der späteren Phasen **Abb. 4**.

Eine Überraschung ergab die Untersuchung der Mörtelproben aus den karolingischen und ottonischen Mörtelmischern von Müstair. Bei diesen handelt es sich um kreisförmige, mechanische Vorrichtungen zum Mischen von Mörtel oder Kalk. Mit fünf nachgewiesenen Exemplaren weist Müstair von allen bekannten Fundorten die höchste

Dichte auf. Die Müstairer Gruppe besteht aus einem grossen, karolingerzeitlichen Mörtelmischer und vier kleineren, die stratigraphisch in die Erbauungszeit des Plantaturms um 957 datiert werden **Abb. 5**. Allerdings stimmt der aus den Mörtelmischern geborgene Mörtel nicht mit jenem des Plantaturms überein, so dass die Möglichkeit in Betracht gezogen werden muss, dass sie für den Bau anderer, bisher nicht erfasseter Gebäude verwendet wurden.

Die hier zusammengefassten, vorläufigen Ergebnisse wurden in mehreren Tagungen und wissenschaftlichen Beiträgen präsentiert.⁵ Für 2021 ist das Erscheinen von mehreren Aufsätzen mit den endgültigen Ergebnissen vorgesehen.

4. Putzfragmente aus archäologischen Grabungen

Anlass: Forschungsprojekt **Zeitstellung:** 8.–15. Jahrhundert **Dauer:** 2019–2020 **Verantwortlich:** Patrick Cassitti, Thomas Reitmaier **Text:** Patrick Cassitti

Im Zuge der archäologischen Ausgrabungen im Kloster wurden grosse Mengen an bemalten Putzfragmenten aus karolingerzeitlicher, romanischer und gotischer Zeit geborgen. Sie stammen zum Teil aus der Kirche, zum Teil aber auch aus den Klostergebäuden, und geben somit auch Einblick in die Ausstattung der Räume ausserhalb der Kirche. Seit 2017 werden diese wichtigen Zeugnisse durch Studenten und Studentinnen der Restaurierung im Rahmen von Praktika gereinigt und katalogisiert. Die Ergebnisse werden in eine Datenbank eingegeben, damit sie in Zukunft von Forschern genutzt werden können. Von 2019–2020 wurde diese Arbeit, finanziert vom Archäologischen Dienst Graubünden und der Stiftung Pro Kloster St. Johann, durch die Restau-

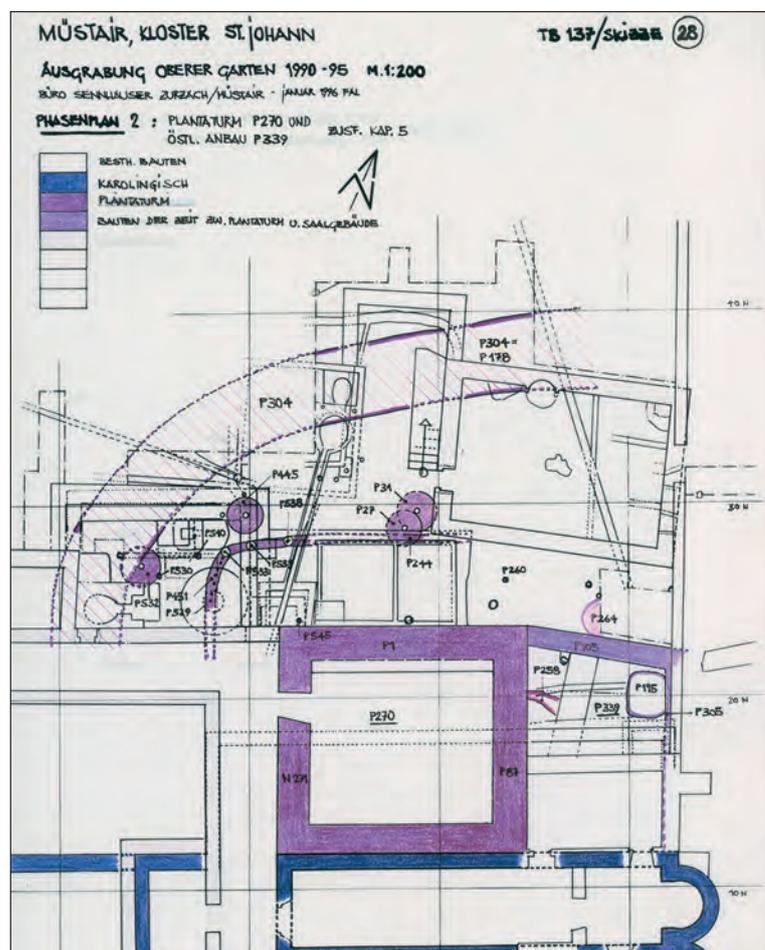
ratorin Silja Walz fortgeführt, sodass nun fast die Hälfte aller Malereifragmente gereinigt, fotografiert, umgepackt und katalogisiert ist.

5. Abgenommenen Fresken Schweizerisches Nationalmuseum

Anlass: Forschungsprojekt **Zeitstellung:** Karolingerzeit 9. Jahrhundert **Dauer:** 2019–2021 **Verantwortlich:** Markus Leuthard **Text:** Patrick Cassitti

Im Jahr 2019 startete ein Projekt des Schweizerischen Nationalmuseums mit dem Titel «Die abgenommenen Fresken aus dem Dachraum der Klosterkirche St. Johann in Müstair in der Sammlung des Schweizer-

Abb. 5: Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann. Skizze mit karolinger- und ottonenzeitlichen Mörtelmischern. Mst. 1:400.



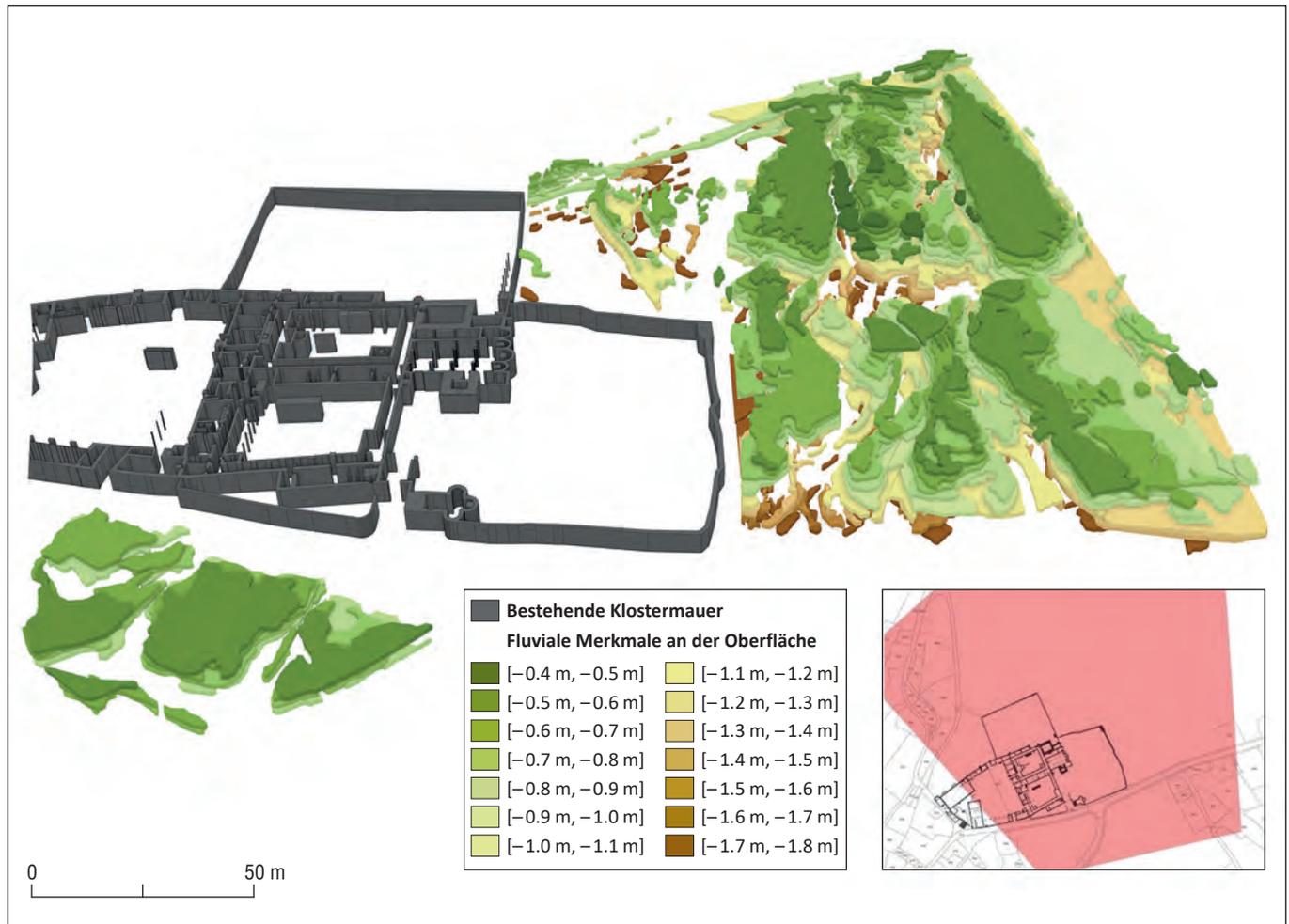


Abb. 6: Müstair, Kloster St. Johann. 3D-Visualisierung der durch Bodenradar-Messungen festgestellten fluvialen Ablagerungen östlich und südlich des Klosters.

rischen Nationalmuseums. Erforschung und Entwicklung eines konservatorisch-restauratorischen Konzepts». Ziel des Projekts ist es, die erhaltene Substanz der abgenommenen Fresken sowie der Freskenreste, die in Müstair verblieben sind, zu verstehen, den Erhaltungszustand zu dokumentieren und eine Konservierungsstrategie für die abgenommenen Fresken im Nationalmuseum zu formulieren. Durch das Miteinbeziehen der noch in Müstair verbliebenen Reste der abgenommenen Fresken werden diese erstmals einer umfangreichen Untersuchung und Dokumentation unterzogen, die

wichtige neue Einblicke versprechen. In den Jahren 2019 und 2020 wurden die abgenommenen Fresken des Nationalmuseums sowie die verbliebenen Reste im Dachraum der Kirche multispektral fotografiert. Darüber hinaus wurden nicht-invasive Untersuchungen an den Wandoberflächen durchgeführt, die wertvolle neue Hinweise über die Machart und den Erhaltungszustand der Malereien lieferten. Das Projekt soll 2021 abgeschlossen, und die Ergebnisse möglichst bald in Form von Tagungsvorträgen und wissenschaftlichen Aufsätzen der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werden.

6. Geophysikalische Prospektion

Anlass: Forschungsprojekt **Zeitstellung:** Periodenübergreifend **Dauer:** 2019–2021
Verantwortlich: Wolfgang Neubauer, Thomas Reitmaier, Patrick Cassitti **Text:** Patrick Cassitti

Das Ludwig-Boltzmann-Institut für Archäologische Prospektion und virtuelle Archäologie in Wien (A), der Archäologische Dienst Graubünden und die Stiftung Pro Kloster St. Johann haben sich 2019 zusammengesetzt, um eine geophysikalische Prospektion östlich und südlich des Klosters durchzuführen. Dabei kamen Bodenradar- und Geomagnetik-Messgeräte zum Einsatz. Die gewonnenen Erkenntnisse haben unser Wissen über das Kloster und die Siedlungsgeschichte wesentlich erweitert. Eine erste Analyse der Daten hat es erlaubt, über 40 Gräber festzustellen, die sich ausserhalb der Friedhofsmauer befinden, und möglicherweise aus dem Frühmittelalter stammen. Darüber hinaus konnten eine alte befestigte Strasse, Wasserläufe und -kanäle, alte Flursysteme und bauliche Strukturen nördlich des Friedhofs festgestellt werden **Abb. 6**. Eine erste Auswertung wurde 2021 veröffentlicht.⁶ Es ist vorgesehen, die aufgrund der Prospektion aufgestellten Hypothesen durch punktuelle Grabungen zu überprüfen.

Anmerkungen

- 1 CAVALLO ET AL. 2020.
- 2 CASSITTI 2019.
- 3 GAETANI / SANTAMARIA / SECCARONI 2004.
- 4 CAROSELLI / HAJDAS / CASSITTI 2020.
- 5 HUEGLIN / CAROSELLI / CASSITTI 2019. – CAROSELLI ET AL. 2019. – CAVALLO ET AL. 2019 – CAROSELLI / HAJDAS / CASSITTI 2020.
- 6 SCHLEGEL ET AL. 2021.

Literatur

- CAROSELLI MARTA / BLÄUER CHRISTINE / CASSITTI PATRICK / CAVALLO GIOVANNI / HAJDAS IRKA / HÜGLIN

- SOPHIE / NEUKOM HANS / JORNET ALBERT: Insights into Carolingian construction techniques – results from archaeological and mineralogical studies at Müstair Monastery, Grisons, Switzerland. In: Proceedings of the 5th Historic Mortars Conference, Pamplona, Spain, 19–21 June 2019. Pamplona 2019, 743–757.
- CAROSELLI MARTA / HAJDAS IRKA / CASSITTI PATRICK: Radiocarbon Dating of Dolomitic Mortars from the Convent Saint John, Müstair (Switzerland): First Results. *Radiocarbon* 62, 2020, 601–615.
- CASSITTI PATRICK: Viel bunter als lange Vermutet. Auf der Suche nach der ursprünglichen Farbigkeit der karolingischen Fresken von Müstair. *Nike Bulletin* 1, 2019, 30–35.
- CAVALLO GIOVANNI / ACETO MAURIZIO / EMMENEGGER RUFINO / KELLER ANNETTE T. / LENZ ROLAND / WÖRZ STEFAN / CASSITTI PATRICK: Preliminary non-invasive study of Carolingian pigments in the churches of St. John at Müstair and St. Benedict at Malles. *Archaeological and Anthropological Sciences* 12, 2020.
- CAVALLO GIOVANNI / CAROSELLI MARTA / JORNET ALBERT / CASSITTI PATRICK: Preliminary research on potential raw material sources for dolomitic lime mortars at St John convent at Müstair, Switzerland. In: Proceedings of the 5th Historic Mortars Conference, Pamplona, Spain, 19–21 June 2019. Pamplona 2019, 628–641.
- GAETANI MARIA CAROLINA / SANTAMARIA ULDERICO / SECCARONI CLAUDIA: The use of egyptian blue and lapis lazuli in the middle ages. The wall paintings of the San Saba church in Rome. *Studies in conservation* 49, 2004, 13–22.
- HÜGLIN SOPHIE / CAROSELLI MARTA / CASSITTI PATRICK: Tracing technological transformation – mechanical mortar production in early medieval Europe and at Müstair Monastery, Switzerland, *STAR: Science & Technology of Archaeological Research* 5, 2019, 305–322, DOI: 10.1080/20548923.2020.1797376.
- HÜGLIN SOPHIE / CASSITTI PATRICK: Stone Building in the Alps: Müstair Monastery in its Landscape Context. In: SÁNCHEZ-PARDO JOSÉ C. / MARRON EMMET H. / CRÎNGĂCI ȚIPLIC MARIA: Ecclesiastical Landscapes in Medieval Europe. An archaeological perspective. Oxford 2020, 197–215.
- SCHLEGEL JONA / VERHOEVEN GEERT J. / CASSITTI PATRICK / HINTERLEITNER ALOIS / LÖCKER KLAUS / SCHIEL HANNES / WALSER CHRISTOPH / REITMAIER THOMAS / NEUBAUER WOLFGANG: Prospecting the UNESCO World Heritage Site of Müstair (Switzerland). *Remote Sensing* 13, 2021, no. 13: 2515. <https://doi.org/10.3390/rs13132515>.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1, 2, 3:** Stiftung Pro Kloster St. Johann, Müstair.
Abb. 4: Bundesamt für Landestopografie swisstopo und Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 5: Stiftung für Forschung in Spätantike und Mittelalter FSMA – HR. Sennhauser, Bad Zurzach AG
Abb. 6: Ludwig Boltzmann Institut für Archäologische Prospektion und Virtuelle Archäologie, Wien (A)

Adresse

Patrick Cassitti
Stiftung Pro Kloster St. Johann
Kloster
Via Maistra 18
CH-7537 Müstair
patrick.cassitti@muestair.ch

Neue Untersuchungen zu den (prä-) historischen Terrassen von Ramosch

Angelika Abderhalden-Raba,
Philippe Della Casa,
Katja Kothieringer,
Karsten Lambers,
Bertil Mächtle,
Mario Ranzinger,
Astrid Röpke

Die gut erhaltene Terrassenlandschaft oberhalb von Ramosch hat eine lange Geschichte, deren ackerbauliche Nutzung im Mittelalter durch historische Quellen belegt ist¹. Doch bereits die prähistorische Siedlung auf der Mottata² beweist, dass sie in eine stark vom Menschen überprägte Landschaft eingebettet war³. Um der Frage nach der Entwicklung der Terrassen nachzugehen, engagiert sich seit einigen Jahren ein interdisziplinäres Forschungsprojekt mit dem Ursprung dieser Anlagen.

Hintergrund und Forschungsgeschichte

Das Unterengadin gehört zu den archäologisch vergleichsweise früh und relativ gut untersuchten Gebieten, was wesentlich auf die Forschungen von Niculin Bischoff, Benedikt Frei und Armon Planta sowie später Lotti Stauffer und Jürg Rageth zurückzuführen ist. So sind heute im Tal eine ganze Reihe von bronze- und eisenzeitlichen Siedlungsplätzen und Ritualorten (Brandopferplätze) nachgewiesen (wie etwa der Ort Motta ob Ramosch), von denen jedoch nur ein kleiner Teil umfassend erforscht ist. Zu erwähnen sind, nebst der Siedlung auf der Mottata von Ramosch, der Munt Baselgia von Scuol, Scuol-Russonch und Ardez-Suotchastè⁴. Die älteren Perioden der Vorgeschichte sind im Tal schwach belegt und eigentlich erst im Zuge des Silvretta-Projektes in Erscheinung getreten (vgl. unten).

Für den Raum Ramosch ist kennzeichnend, dass schon früh im Laufe des 20. Jahrhunderts nicht nur kulturgeschichtliche Aspekte, wie etwa die Herkunft und Entwicklung des Laugen-Melauner-Komplexes, sondern auch Fragen zur naturräumlichen Einbettung von Siedlungen aufgegriffen wurden. Pionier war in dieser Hinsicht Heinrich Zoller mit seinen vegetationsgeschichtlichen Forschungen, an welche sich die landschafts-

geschichtlichen und ökologischen Untersuchungen von Angelika Raba in den Agrarterrassen und von Lotti Stauffer im Siedlungsumfeld der Mottata anschlossen.

Auf der Grundlage ihrer paläoökologischen Untersuchungen entwarfen ZOLLER ET AL. 1996 und RABA 1996 ein erstes Modell der frühen Besiedlungs- und Nutzungsgeschichte des Umfeldes von Ramosch. Demnach führte der früheste menschliche Einfluss im 4. Jahrtausend v. Chr. aufgrund saisonaler Beweidung zur Auflichtung der Wälder entlang eines transalpinen Verkehrsweges auf der ca. 1500 m ü. M. gelegenen Trogschulter. Am Übergang vom Neolithikum zur Bronzezeit wurden dann in dieser montan-subalpinen Höhenlage im Unterengadin die ersten Ackerflächen angelegt, die sich heute noch als Terrassen im Gelände abzeichnen. Von dieser Zone aus, in der sich auch einige alte Siedlungskerne der Region befinden, wurde das Unterengadin dann weiter erschlossen.

Im weiteren Umfeld Ramoschs startete Thomas Reitmaier 2007 das *Rückwege-Projekt*, das erstmals eine archäologische Bestandsaufnahme der alpinen Silvretta-Region vornahm⁵. Ziel war allgemein die Erforschung der wechselvollen Siedlungs- und Umweltgeschichte dieser bis dahin archäologisch kaum erforschten Hochgebirgsregion und, im Speziellen, die Klärung von Ursprung und Entwicklung der Alpwirtschaft. Aus *Rückwege* entwickelte sich, in Zusammenarbeit mit internationalen Partnern, schnell das interdisziplinäre Silvretta-Projekt, das wichtige Etappen zur Nutzung der alpinen Zone rekonstruieren konnte: den Übergang von der Jagd- zur Weidewirtschaft am Ende des Neolithikums, den Beginn der Milchwirtschaft in der späten Bronzezeit, die erstmalige Anlage fester Infrastrukturbauten für die Weidewirtschaft

Neue Untersuchungen zu den (prä-)historischen Terrassen von Ramosch

in der Eisenzeit, und allgemein schwankenden Intensitäten der Nutzung in Abhängigkeit von soziokulturellen und klimatischen Faktoren⁶.

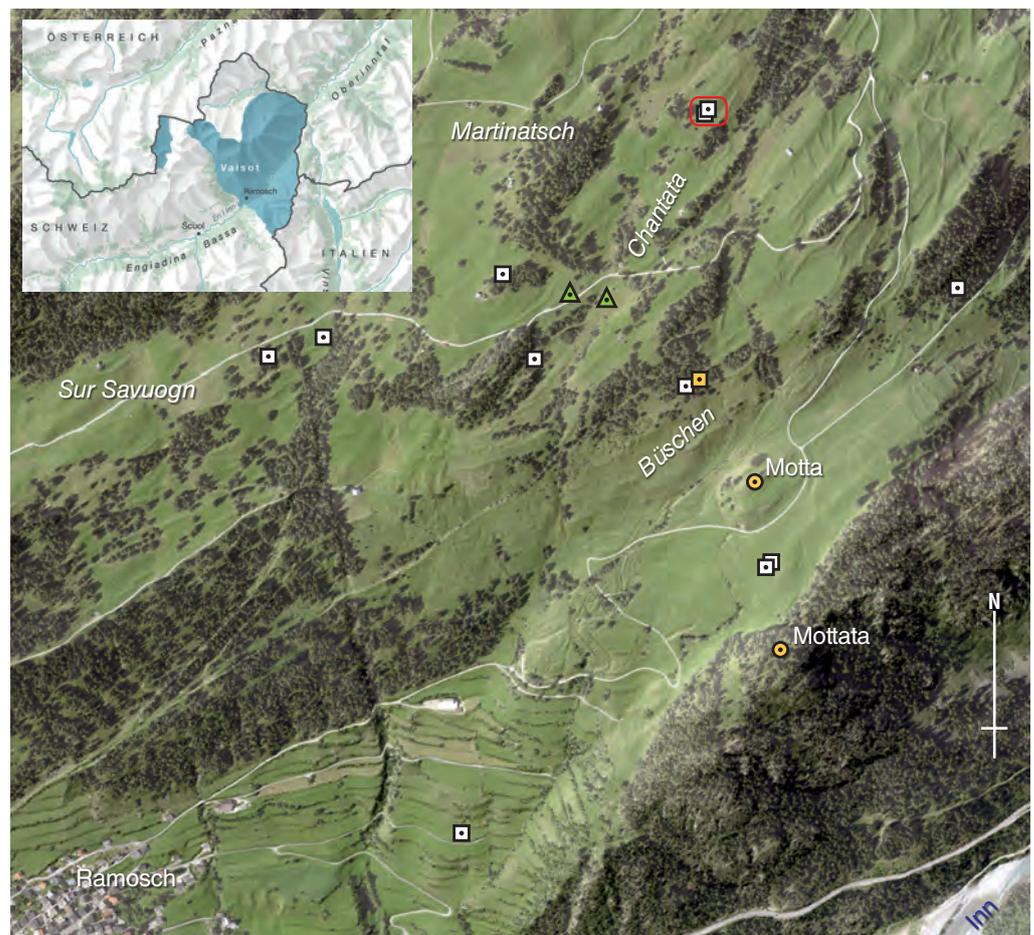
Die Rekonstruktion der frühen Nutzungsgeschichte der alpinen Stufe ergänzte Heinrich Zollers und Angelika Rabas Modell der Entwicklung der montan-subalpinen Stufe um wichtige Aspekte. Ausgehend von diesen Ergebnissen wurden auch wirtschaftliche Aspekte der metallzeitlichen Siedlung Ramosch-Mottata neu untersucht⁷, um die

Herausbildung des für die inneren Alpen typischen Systems der Ressourcennutzung über verschiedene Höhenstufen besser zu verstehen. In diesem Kontext stehen auch die neuen Untersuchungen der Terrassen von Ramosch.

Fragestellungen und Untersuchungsmethoden

Seit 2014 ist eine interdisziplinäre Forschungsgruppe mit Beteiligten aus Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz,

Abb. 1: Valsot. Ramosch, Arbeitsgebiet mit der detailliert untersuchten Terrasse «Chantata» (rot markiert). Deutlich erkennbar sind weitere, oftmals gut erhaltene Terrassen und Geländeformationen wie Bäche, Bewässerungsrinnen und Wege ober- und unterhalb der Motta und Mottata (Flurnamen kursiv). Mst. 1:10 000.



- ⦿ Archäologische Fundplätze
- ▣ Terrassenschnitt (STAUFFER 1983)
- ▲ Beprobte Moore (ZOLLER ET AL. 1996)
- ▣ Bodenkundlich untersuchte Standorte (RABA 1996)
- ◻ Per Geoelektrik und Bodensondagen untersuchte Terrasse «Chantata»

begleitet vom Archäologischen Dienst Graubünden, in den Ackerterrassen von Ramosch unterwegs. Diese neuen geoarchäologischen Untersuchungen knüpfen in vielem dort an, wo die früheren Arbeiten aufgehört hatten: es geht allgemein um die morphologische, bodenkundliche und chronologische Erfassung und Analyse der Terrassen, um ihre archäologisch-historisch-landschaftliche Einbettung und ihren Bezug zu anderen Formen der Landnutzung (Viehwirtschaft, Bewässerung), und nicht zuletzt um die Frage, welche Bedeutung die Ramoscher Terrassenlandschaft heute und in Zukunft haben soll. Konkret sollen insbesondere die Hypothesen von RABA 1996 und ZOLLER ET AL. 1996 zur frühen Erschliessung, Entwicklung und Nutzung der Terrassen oberhalb von Ramosch anhand neu erhobener archäologischer und geoarchäologischer Daten überprüft werden.

Die bisherigen Feldarbeiten umfassten einen archäologischen Survey zur Erfassung obertägiger Strukturen der wirtschaftlichen Nutzung des Gebiets oberhalb der Mottata, wie Terrassen, Bewässerungskanäle, Pfade und Heuschleifwege. Parallel dazu wurde an zahlreichen Stellen mittels Handbohrungen (Edelman und Pürckhauer) und der Anlage kleiner Profile der Aufbau des Bodens und des Untergrundes erkundet, um anthropogene und natürliche Faktoren der Landschaftsgenese zu identifizieren und Proben zu entnehmen. An verschiedenen Stellen wurden archäologische und geomorphologische Befunde zum besseren Verständnis mit geophysikalischen Methoden erfasst. Schliesslich wurden an einigen Schlüsselstellen kleinräumige Grabungen durchgeführt. Diese Geländearbeiten wurden im Labor durch die Analyse von Boden- und Sedimentproben begleitet. Es kam unter anderem die Mikromorphologie zur Datie-

rung von Holzkohleproben sowie – im Rahmen von studentischen Abschlussarbeiten – die Auswertung von Daten der Geophysik⁸ und der Fernerkundung⁹ zum Einsatz.

Ergebnisse zum Aufbau und zur Datierung der Terrassen

Wie die verschiedenen Arbeiten ineinandergriffen, soll hier am Beispiel einer Terrasse im Bereich Chantata gezeigt werden, die oberhalb der Mottata auf 1636 m ü. M. liegt **Abb. 1**. Es handelt sich um eine langgezogene Terrasse mit steiler Böschung, die heute als Mähwiese genutzt wird **Abb. 2**. Sie liegt unweit der von ZOLLER ET AL. 1996 beprobten Moore von Martinatsch und Chantata.

Von dieser Terrasse lagen bereits aufgrund der Arbeiten von RABA 1996 erste Untersuchungsergebnisse vor. In einem Bodenprofil wurde aus drei Schichten Holzkohle für ¹⁴C-Datierungen gesammelt. Die in einer Tiefe von 90 cm gefundene Holzkohle liess sich dem Endneolithikum (2590–2277 v. Chr.) und die (Holzkohle) der beiden darüber liegenden Schichten der Hallstattzeit (765–409 v. Chr.) zuordnen. Um diese Ergebnisse zu verifizieren, schlossen sich nun weitere Bohrungen sowohl an der Böschung als auch auf der Verebnung an **Abb. 1**. Das erbohrte Bodenmaterial liess sich an jedem Standort in verschiedenen mächtige Kolluvien untergliedern, das heisst verlagerte Bodensedimente, die eine anthropogene Überprägung aufweisen. Ihre makroskopische Differenzierung erwies sich, aufgrund der jeweils recht homogenen Farbgebung und Korngrössenzusammensetzung (schluffig-sandig), als schwierig. Gemeinsam war dem Bodenmaterial das Vorhandensein von Holzkohlefragmenten über die gesamte Bohrtiefe hinweg. Radiokarbondatierungen der jeweils aus den



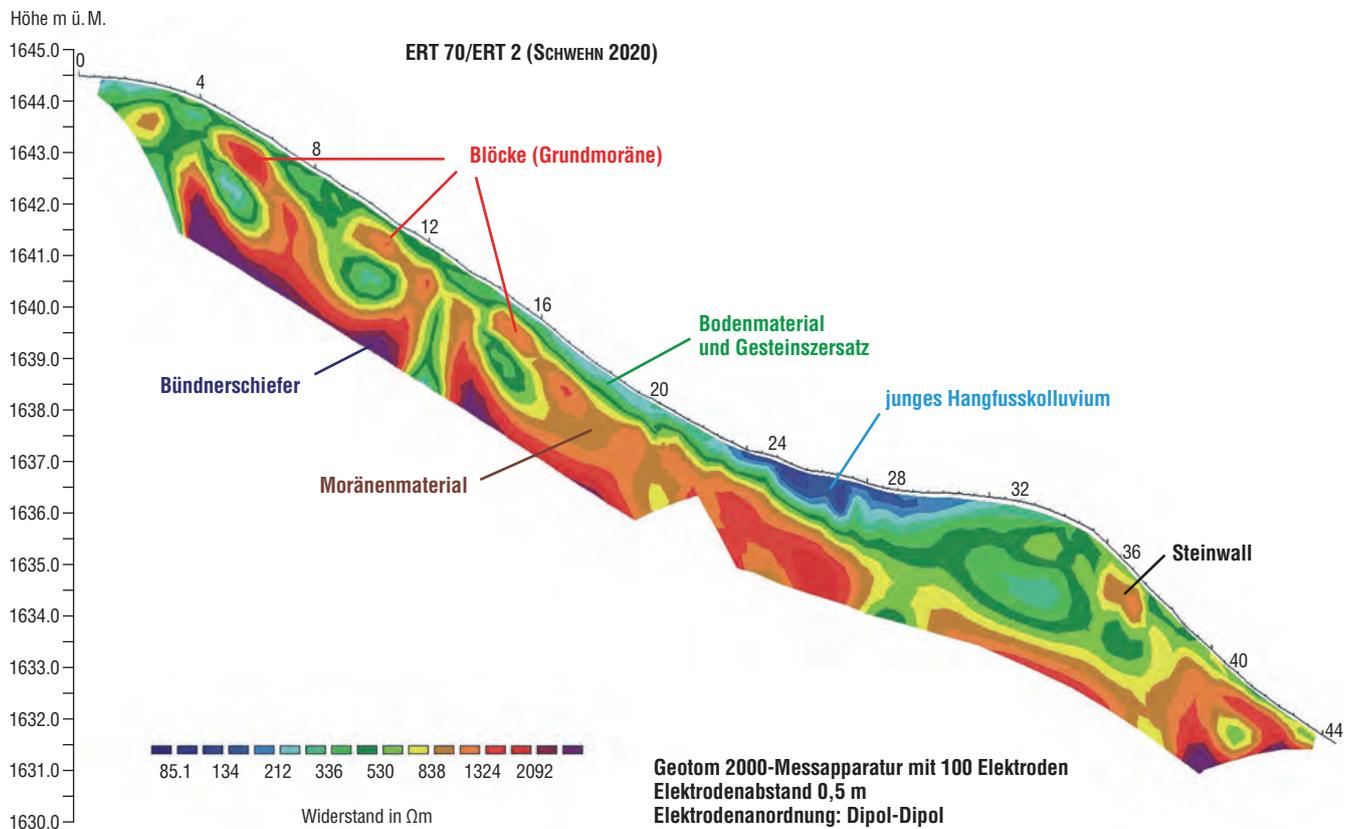
Abb. 2: Valsot. Ramosch, Chantata-Terrasse mit Schnitt S2 während der Geländearbeiten im Frühjahr 2019. Blick gegen Südwesten.

untersten Kolluvien entnommenen Holzkohle zweier Standorte ordnen die Brandereignisse in das Endneolithikum (2294–2059 v. Chr.) und die späte Latènezeit ein (152 v. Chr.–23 n. Chr.).

Ergänzend wurden erstmals im Bereich der Unterengadiner Terrassenlandschaften geoelektrische Messungen durchgeführt, die eine zerstörungsfreie Tomographie des Untergrundes ermöglichten. Zum Einsatz kam hierbei eine Multielektroden-Messapparatur mit 100 Elektroden, um anhand der Unterschiede in der elektrischen Leitfähigkeit mögliche archäologische Strukturen zu identifizieren¹⁰. Diese Unterschiede werden von Faktoren wie den physikalischen Eigenschaften, der chemischen und mineralogischen Zusammensetzung, der Struktur, der Porosität, dem geologischen Alter und den Entstehungsbedingungen des Gesteins hervorgerufen¹¹. Die dabei entdeck-

ten Anomalien im Untergrund veranlassten schliesslich die Anlage eines archäologischen Testschnitts (S2).

Die Ergebnisse der geoelektrischen Tomografie **Abb. 3** zeigen oberflächennah geringe Widerstandswerte, die den gut durchfeuchteten und kolluvialen Feinboden repräsentieren. Die steileren Bereiche zeichnen sich durch einen Wechsel von niedrigen und hohen Widerstandswerten aus, die die Bodenbildung im Bereich der steinreichen Grundmoräne abbilden. Im tieferen Untergrund liegen weitaus höhere Widerstandswerte vor, die den hier vorherrschenden Bündnerschiefer nachzeichnen. Nicht in diese natürliche Abfolge passt die «schwimmende» Anomalie hangabwärts der Chantata-Terrasse, die deshalb in den archäologischen Schnitt einbezogen wurde.



Das spektakuläre Ergebnis des archäologischen Schnittes **Abb. 4** war die Freilegung einer steinernen Wall- bzw. Mauerstruktur, deren fast hangparalleler Verlauf über 33 Meter durch weitere geoelektrische Tomografien im Untergrund nachgewiesen werden konnte¹², was ihre Funktion als Element einer Terrassenanlage belegt. Die Existenz steinerner Strukturen war in dieser Region bislang nicht erkannt worden. Vergleichbare Steinstrukturen in Chur-Welschdörfli, Areal Ackermann¹³ und in Castaneda, Areal Pian del Remit¹⁴ finden sich in weniger steiler Hanglage und sind eher als Parzellengrenzen anzusprechen.

Die natürliche holozäne Bodenbildung entwickelte sich in einem sandig-lehmig-schluffigen, ockerfarbenen Ausgangssubstrat, das auch schon in früheren Arbeiten von STAUFFER 1983 beschrieben wurde. Hinter dem Steinwall verlaufen horizontal

zwei Bodenhorizonte (M3 und fAp) **Abb. 5**. Sie korrespondieren mit dem Steinwall und sind als ältestes Terrassenniveau anzusprechen. Darüber folgt ein weiterer kolluvialer Horizont, der in einer zweiten Nutzungsphase angelegt wurde (M2). Eine weitere Phase der Terrassenaufhöhung zeigen die obersten Horizonte (M1 und rAp/Ah), auf denen die heutige Grünlandnutzung stattfindet. Die Mächtigkeit des humosen Oberbodens spricht für eine reliktsche Ackernutzung (rAp), in der sich nachfolgend ein Ah-Horizont unter Wiesennutzung entwickelte.

Alle Horizonte sind mehr oder weniger reich an Holzkohleresten, welche der Altersdatierung dienen **Abb. 5**. Die Holzkohlen wurden nach den Brandereignissen im Zuge der Konstruktion der Terrasse in den Bodenauftrag eingebettet, weshalb nur die Rodung, nicht aber der Zeitpunkt der Terrassenaufschüttung datiert werden kann.

Abb. 3: Valsot. Ramosch, Tomografie der Chantata-Terrasse und der benachbarten Hangabschnitte. Auffallend ist die mittlere Widerstands-anomalie hangabwärts (orange), die hinter sich feinkörniges Material (grün) mit niedrigen Widerstandswerten förmlich aufstaut. In diesem Bereich wurde der archäologische Schnitt angelegt, der einen Steinwall exponierte, welcher zur Befestigung der ältesten Terrassenoberfläche diente (vgl. **Abb. 4**). Der Bereich der niedrigsten Widerstände (blau) am Hangfuss repräsentiert durch Bodenabtrag verlagertes, relativ steinfreies Feinmaterial.



Abb. 4: Valsot. Ramosch, Chantata-Terrasse. Steinwall in Schnitt S2. Blick gegen Nordosten.

Nutzungsgeschichte

Im Kontext früherer Ergebnisse zur Nutzungsgeschichte des Umfeldes¹⁵ lässt sich aus diesen Befunden die Entstehung und Nutzung der Terrasse anschaulich rekonstruieren **Abb. 6**.

Die ursprüngliche Topografie zu Beginn der menschlichen Einflussnahme ist in **Abb. 6A** dargestellt. Bis zum Beginn des Subboreals entwickelten sich unter Nadelwäldern in der unterschiedlich mächtigen, skelettreichen, ockerfarbenen Verwitterungsdecke (aus tonigen bis sandigen Partien des Bündnerschiefers) Braunerden und Podsole. Im Zuge der menschlichen Nutzung wurde der Fichtenwald mit Feuer gerodet und dadurch das Wachstum von Lärchen gefördert. Es entstanden die neolithischen Lärchenwiesen¹⁶. Um 2200–2000 v. Chr. wurde die Landschaft durch Brandrodung weiter aufgelichtet; zur Weidenutzung kam nun der Ackerbau hinzu. Um 1800 v. Chr. begann, laut der Auswertung des Profils Martinatsch durch ZOLLER ET AL. 1996, die erste pollenanalytisch belegte Ackerbauphase. Bei der

Entstehung der Chantata-Terrasse wurde das Kolluvium M3 durch Bodenauftrag eingebracht. Dieses enthält mikromorphologische Merkmale, die bereits für eine ackerbauliche Nutzung sprechen. Der an seiner Oberkante erhaltene Pflughorizont (fAp) grenzt sich anhand seines hohen Anteils an Pflanzenkohleresten deutlich ab. Die jüngsten Holzkohlen dieser Nutzungsphase stammen aus diesem begrabenen Pflughorizont und datieren in den Zeitraum 900–850 v. Chr., was bei wiederholten Brandlegungen auf eine ackerbauliche Nutzung bis in die Spätbronzezeit schliessen lässt **Abb. 6B**.

Im Kolluvium M2 finden sich erneut Holzkohlen aus der Frühen Bronzezeit, was auf das Aufbringen weiteren Bodenmaterials aus der Umgebung hinweist. Die jüngsten Holzkohlen aus dieser zweiten Ackerbauphase datieren dagegen in den Zeitraum 790–550 v. Chr. und damit in die ältere Eisenzeit, was ein vorgefundenes Keramikfragment im Taminser Stil bestätigt **Abb. 6C**.

Die jüngste Phase (M1 und rAp/Ah) ist noch undatiert. In Anbetracht der Nutzungsgeschichte der Region ist hierfür ein mittelalterlich-neuzeitliches Alter mit erneuter Ackernutzung anzunehmen **Abb. 6D**. Seit dem 19. Jahrhundert ist jedoch davon auszugehen, dass die Terrasse als Grünland genutzt wurde.

Synthese und Ausblick

Die Ergebnisse der Untersuchungen der Terrasse von Chantata bestätigen frühere Studien zur Umwelt- und Nutzungsgeschichte der Region und ergänzen sie um wichtige Aspekte. Zwei prähistorische Ackerbauphasen sind nun klarer fassbar, ebenso die anthropogene Umgestaltung des Geländes.

FK-Nr.	Labornummer	Probenname	14C-Alter [yr BP]	±	d13C AMS ‰	Cal 1-sigma	Cal 2-sigma	C [%]	Material
108rk	MAMS-42683	Ch2 HK 15	2495	21	-26	cal BC 758-551	cal BC 771-543	32,9	Holzkohle
83rk	MAMS-33966	Ch-1 91 cm	2527	22	-21,2	cal BC 777-590	cal BC 788-549	52,3	Holzkohle
113rk	MAMS-44738	Ch2 HK20 100 cm	3642	26	-25,7	cal BC 2109-1953	cal BC 2134-1929	57,0	Holzkohle
115rk	MAMS-44740	Ch2 HK26 105 cm	2728	26	-24,3	cal BC 898-832	cal BC 920-815	58,1	Holzkohle
121rk	MAMS-42682	Ch2 HK 11	2750	23	-24,9	cal BC 915-836	cal BC 971-826	54,9	Holzkohle
84rk	MAMS-33967	Ch-2 125-145 cm	3340	23	-27,6	cal BC 1631-1542	cal BC 1728-1534	50,1	Holzkohle
119rk	MAMS-44739	Ch2 HK24 135 cm	3711	27	-23,2	cal BC 2190-2038	cal BC 2200-1986	57,8	Holzkohle

Kalibrierung mit OxCal v4.4.4, basierend auf IntCal 20 (Reimer et al. 2020)

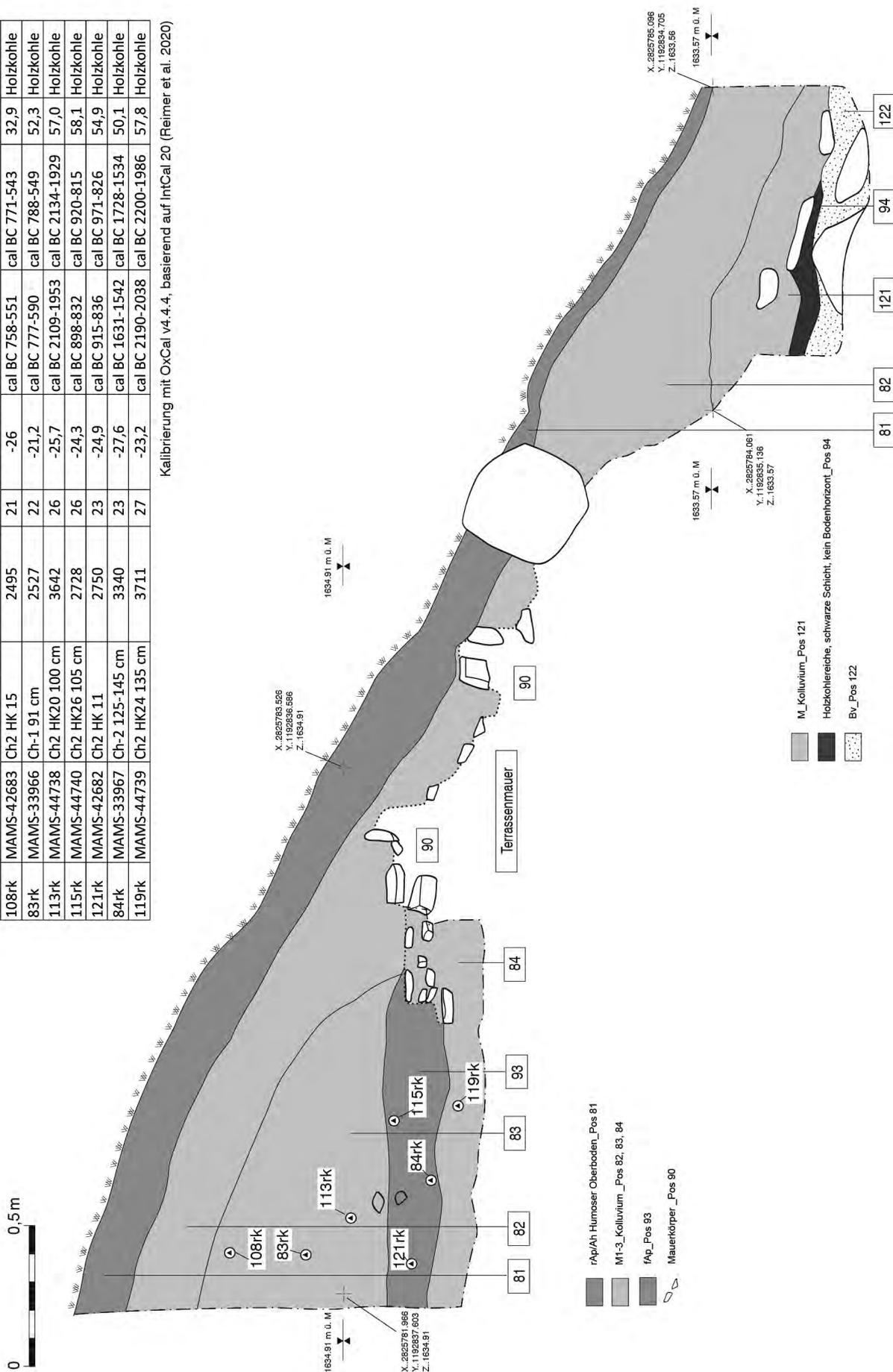


Abb. 5: Valsot. Ramosch, Chantata-Terrasse. Schnitt S2, Ost-Profil (vgl. Abb. 2; Abb. 3). Mst. 1:20.

Neue Untersuchungen zu den (prä-)historischen Terrassen von Ramosch

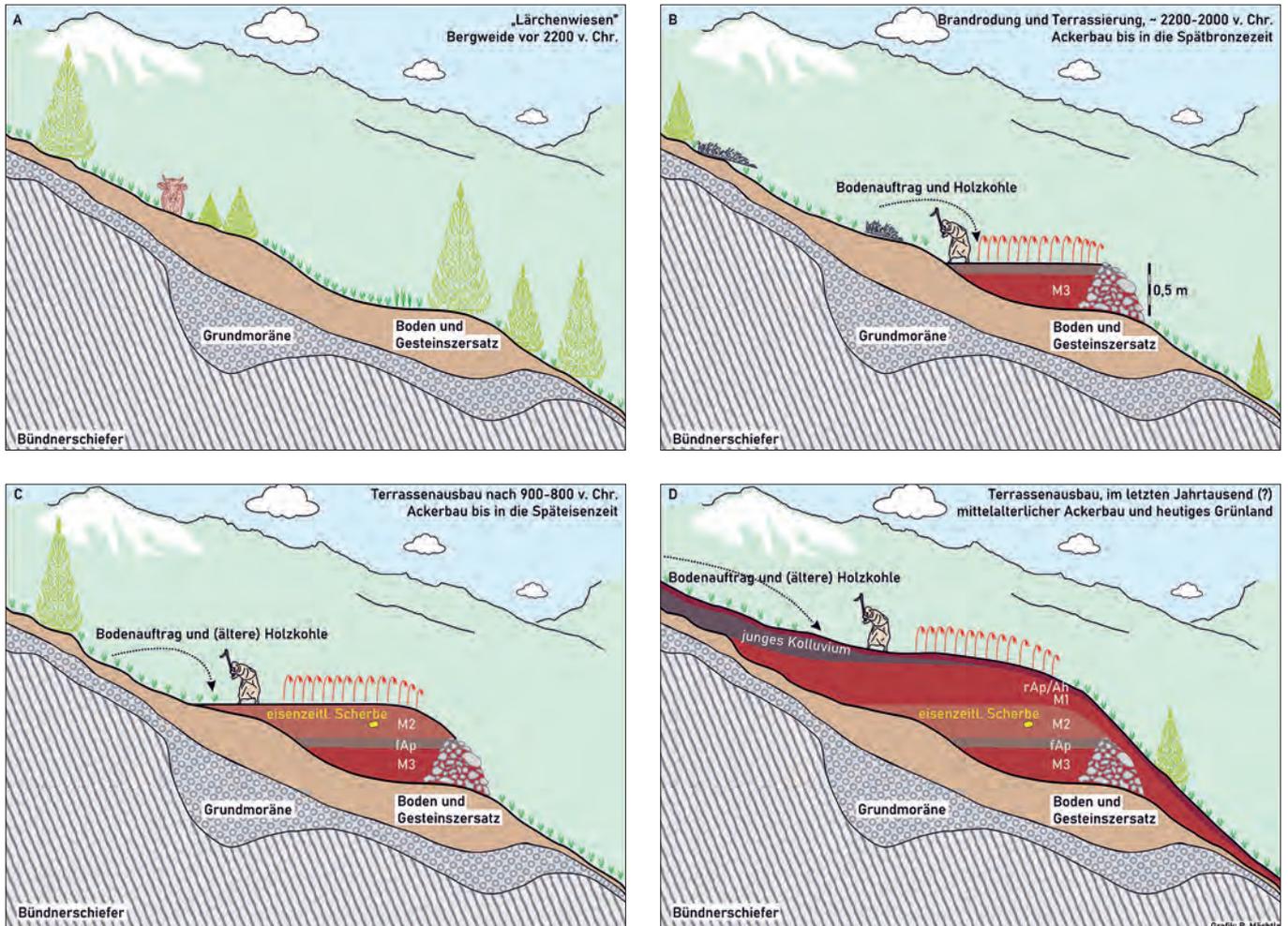


Abb. 6: Valsot. Ramosch, Chantata-Terrasse. Synthese – Landnutzungsphasen, Bodenhorizonte in der heutigen Situation. **A:** Lärchenwiesenlandschaft mit Beweidung. **B:** Bronzezeitliche Ackerterrasse. **C:** Eisenzeitliche Aufhöhung der Terrasse. **D:** Spätere (mittelalterlich-neuzeitliche) Überdeckung der Strukturen. Schema auf Basis der geoelektrischen Tomographie und des Profilschnittes (vgl. **Abb. 3;** **Abb. 5**).

Ein Steinwall, der die Terrasse begrenzt, wurde hier erstmals in dieser Region klar dokumentiert. Ähnliche Strukturen könnten aber auch im weiteren Umfeld vorkommen. In einem zu Beginn der 1980er-Jahre durch STAUFFER 1983 angelegten, ca. 500 m südlich gelegenen Terrassenschnitt **Abb. 1** wurde zwar keine Steinstruktur identifiziert, dennoch lassen sich in der bisher unpublizierten Dokumentation¹⁷, in Kenntnis der Terrasse von Chantata, durchaus Hinweise auf einen vergleichbaren Aufbau finden. Interessant ist dabei die Position des Steinwalls innerhalb der Terrasse, welche sich leicht unterhalb der im Gelände beobachteten Kante befindet. Wie **Abb. 6** zeigt, ist sie das Ergebnis eines langanhaltenden Zusam-

menspiels anthropogener (Rodung, Ackerbau, Abtrag, Aufschüttung) und natürlicher Faktoren (Erosion, Sedimentation).

Die hier vorgestellte Rekonstruktion der Landschafts- und Nutzungsgeschichte beruht auf einer gemeinsamen Auswertung archäologischer, geoarchäologischer und geophysikalischer Daten. Sie bestätigen und ergänzen frühere Studien, deren Schlussfolgerungen vor allem auf Pollenanalysen aufbauten. Dies zeigt den grossen Wert interdisziplinärer Studien in einem komplexen Umfeld wie den Terrassen. Insbesondere die Geophysik und die Mikromorphologie sind eine wichtige Ergänzung des Methodenspektrums der alpinen Archäologie.

Die Auswertung weiterer Geländebegehungen, Grabungen, Messungen und Beprobungen, die hier nicht vorgestellt werden konnten, wird zeigen, wie repräsentativ die bisherigen Ergebnisse für die Landschafts- und Nutzungsgeschichte der Terrassenlandschaft von Ramosch sind. Dies soll auch in weiteren Feldarbeiten im Laufe der nächsten Jahre überprüft werden.

Dank

Für ihre tatkräftige Unterstützung danken wir Thomas Reitmaier, Christoph Walser, Philipp Wiemann und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Archäologischen Dienstes Graubünden. Für die nötigen Genehmigungen sowie die Ermöglichung der Geländearbeiten sind wir den Einwohnerinnen und Einwohnern bzw. Mitarbeitenden der Gemeinde Valsot sehr dankbar. Nicht zuletzt danken wir allen Studierenden der beteiligten Universitäten, durch deren Einsatz unsere Feldforschungen erst möglich wurden.

Anmerkungen

- 1 MATHIEU 1994.
- 2 FREI 1958/59. – STAUFFER 1976.
- 3 ZOLLER ET AL. 1996.
- 4 zusammenfassend: RAGETH 2000.
- 5 REITMAIER 2012. – REITMAIER 2017.
- 6 CARRER ET AL. 2016. – DIETRE ET AL. 2014, 2017, 2020. – KOTHIERINGER ET AL. 2015. – REITMAIER ET AL. 2013.
- 7 REITMAIER ET AL. 2018. – REITMAIER/KRUSE 2019.
- 8 SCHWEHN 2020.
- 9 VELLA 2018. – ROFFLER 2020.
- 10 WEIDELT 2005.
- 11 GREINWALD/THIERBACH 1997.
- 12 SCHWEHN 2020.
- 13 RAGETH 1998.
- 14 NAGY 2000.
- 15 ZOLLER ET AL. 1996. – RABA 1996.
- 16 ZOLLER ET AL. 1996.
- 17 STAUFFER 1983.

Literatur

- CARRER FRANCESCO/ COLONESE ANDRÉ CARLO/ LUCQUIN ALEXANDRE/ PETERSEN GUEDES EDUARDO/ THOMPSON ANU/ WALSH KEVIN/ REITMAIER THOMAS/ CRAIG OLIVER: Chemical analysis of pottery demonstrates prehistoric origins for high-altitude alpine dairying. *PLOS ONE* 11, 2016, e0151442. <http://dx.doi.org/10.1371/journal.pone.0151442>.
- DIETRE BENJAMIN/ WALSER CHRISTOPH/ LAMBERS KARSTEN/ REITMAIER THOMAS/ HAJDAS IRKA/ HAAS JEAN NICOLAS: Palaeoecological evidence for Mesolithic to Medieval climatic change and anthropogenic impact on the Alpine flora and vegetation of the Silvretta Massif (Switzerland/ Austria). *Quaternary International*, 2014, 353: 3–16. <http://dx.doi.org/10.1016/j.quaint.2014.05.001>.
- DIETRE BENJAMIN/ WALSER CHRISTOPH/ KOFLER WERNER/ KOTHIERINGER KATJA/ HAJDAS IRKA/ LAMBERS KARSTEN/ REITMAIER THOMAS/ HAAS JEAN NICOLAS: Neolithic to Bronze Age (4850–3450 cal. BP) fire management of the Alpine Lower Engadine landscape (Switzerland) to establish pastures and cereal fields. *The Holocene* 27, 2017, 181–196. <http://dx.doi.org/10.1177/0959683616658523>.
- DIETRE BENJAMIN/ REITMAIER THOMAS/ WALSER CHRISTOPH/ WARNK THERESA/ UNKEL INGMAR/ HAJDAS IRKA/ LAMBERS, KARSTEN/ REIDL DANIEL/ HAAS JEAN NICOLA: Steady transformation of primeval forest into subalpine pasture during the Late Neolithic to Early Bronze Age (2300–1700 BC) in the Silvretta Alps, Switzerland, *The Holocene* 30, 2020, 355–368. <https://doi.org/10.1177%2F0959683619887419>.
- FREI BENEDIKT: Die Ausgrabung auf der Mottata bei Ramosch im Unterengadin 1956–1958. *Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte* 47, 1958/59, 34–43. <http://doi.org/10.5169/seals-114598>
- GREINWALD SIEGFRIED/ THIERBACH RENÉ: Elektrische Eigenschaften der Gesteine. In: BEBLO MARTIN (Hrsg.): *Umweltgeophysik*. Berlin 1997, 89–96.
- KOTHIERINGER KATJA/ WALSER CHRISTOPH/ DIETRE BENJAMIN/ REITMAIER THOMAS/ HAAS JEAN NICOLAS/ LAMBERS KARSTEN: High impact: early pastoralism and environmental change during the Neolithic and Bronze Age in the Silvretta Alps (Switzerland/ Austria) as evidenced by archaeological, palaeoecological and pedological proxies. *Zeitschrift für Geomorphologie* 59, Suppl. 2, 2015, 177–198. https://doi.org/10.1127/zfg_suppl/2015/S-59210
- MATHIEU JON: *Bauern und Bären: Eine Geschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800*. Chur 1994.
- NAGY PATRICK: Eisenzeitliche Fundstellen im südlichen Misox. In: DELLA CASA PHILIPPE (Hrsg.): *Mesolcina praehistorica. Mensch und Naturraum in einem Bündner Südalpental vom Mesolithikum bis in römische Zeit*. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 67. Bonn 2000, 111–123.
- RABA ANGELIKA: *Historische und landschaftsökologische Aspekte einer inneralpiner Terrassenlandschaft am Beispiel von Ramosch*. Dissertation,

Adressen

Angelika Abderhalden-Raba
Fundaziun Pro Terra Engiadina
c/o ARINAS environment AG
Clüs 152D
CH-7530 Zernez
a.abderhalden@arinas.ch

Philippe Della Casa
Universität Zürich
Institut für Archäologie –
Fachbereich Prähistorische
Archäologie
Karl Schmid-Strasse 4
CH-8006 Zürich
phildc@archaeologie.uzh.ch

Katja Kothieringer
Universität Bamberg
Institut für Archäologische
Wissenschaften, Denkmal-
wissenschaften und Kunst-
geschichte
Informationsverarbeitung in der
Geoarchäologie
Am Kranen 14
D-96047 Bamberg
katja.kothieringer@
uni-bamberg.de

Karsten Lambers
Universiteit Leiden
Faculteit der Archeologie
Einsteinweg 2
NL-2333 CC Leiden
k.lambers@arch.leidenuniv.nl

Bertil Mächtle
Universität Heidelberg
Geographisches Institut und
Heidelberg Center for the
Environment (HCE)
Im Neuenheimer Feld 348
D-69120 Heidelberg
bertil.maechtle@
uni-heidelberg.de

Mario Ranzinger
Köckstrasse 9
D-94469 Deggendorf
mario-ranzinger@t-online.de

Astrid Röpk
Universität zu Köln
Institut für Ur- und
Frühgeschichte – Labor für
Archäobotanik
Weyertal 125
D-50931 Köln
astrid.roepke@uni-koeln.de

- Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (D) 1996.
- RAGETH JÜRIG: Chur-Welschdörfli, Schutzbau Areal Ackermann: urgeschichtliche und römische Funde und Befunde. Archäologischer Führer der Schweiz 29, 1998, 47.
 - RAGETH JÜRIG: Kleine Urgeschichte Graubündens. Archäologie Schweiz 23, 2000, 32–46.
 - REITMAIER THOMAS (Hrsg.): Letzte Jäger, erste Hirten: Hochalpine Archäologie in der Silvretta. Archäologie Graubünden, Sonderheft 1. Chur 2012.
 - REIMER PAULA/AUSTIN WILLIAM/BARD EDOUARD ET AL. (2020): The IntCal20 Northern Hemisphere radiocarbon age calibration curve (0–55 cal kBP). Radiocarbon 62, 4, 725–757.
 - REITMAIER THOMAS: Prähistorische Alpwirtschaft: Eine archäologische Spurensuche in der Silvretta (CH/A), 2007–2016. Jahrbuch Archäologie Schweiz 100, 2017, 7–53.
 - REITMAIER THOMAS/LAMBERS KARSTEN/WALSER CHRISTOPH/ZINGMAN IGOR/HAAS JEAN-NICOLAS/DIETRE BENJAMIN/REIDL DANIEL/HAJDAS IRKA/NICOLUSSI KURT/KATHREIN YVONNE/NAEF LEANDRA/KAISER THOMAS: Alpine Archäologie in der Silvretta. Archäologie Schweiz 36, 2013, 4–15.
 - REITMAIER THOMAS/DOPPLER THOMAS/PIKE ALISTAIR W. G./DESCHLER-ERN SABINE/HAJDAS IRKA/WALSER CHRISTOPH/GERLING CLAUDIA: Alpine cattle management during the Bronze Age at Ramosch-Mottata, Switzerland. Quaternary International 484, 2018, 19-31. <http://dx.doi.org/10.1016/j.quaint.2017.02.007>.
 - REITMAIER THOMAS/KRUSE KRISTIN: Vieh-Weide-Wirtschaft. Ein Modell zur Tragfähigkeit bronzezeitlicher Siedlungen im Alpenraum. Prähistorische Zeitschrift 93, 2019, 265–306. <https://doi.org/10.1515/pz-2018-0008>.
 - ROFFLER PIERINA: Step by step: Developing a geographic object-based image analysis workflow for the terraced landscape of the Lower Engadine, Switzerland. Masterarbeit Universität Leiden (NL) 2020. <http://hdl.handle.net/1887/136416>.
 - SCHWEHN JOHANNA: Geophysikalisch-geoarchäologische Untersuchungen der vorrömischen Terrassenanlagen von Ramosch (Unterengadin). Masterarbeit Universität Heidelberg (D) 2020.
 - STAUFFER LOTTI: Die Siedlungsreste aus der Mottata bei Ramosch (im Unterengadin). Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1976.
 - STAUFFER LOTTI: Ackerterrassen Ramosch. Typoskript und Skizzensammlung, Archäologischer Dienst Graubünden Ereignis Nr. 2424. 1983.
 - ULLRICH BURKART/MEYER ANDREAS/MEYER CORNELIUS: Geoelektrik und Georadar in der archäologischen Forschung. Geophysikalische 3D-Untersuchungen in Munigua (Spanien). In: WAGNER GÜNTHER A. (Hrsg.): Einführung in die Archäometrie. Berlin/Heidelberg 2007, 76–96.
 - VELLA EMILY: FOSS forward: Using open data and free open source software to document terraces in the Lower Engadine, Switzerland. Masterarbeit, Universität Leiden (NL) 2018. <http://hdl.handle.net/1887/66993>.
 - WEIDELT PETER: Geoelektrik. In: KNÖDEL KLAUS/

- KRUMMEL HEINRICH/LANGE GERHARD (Hrsg.): Geophysik. Handbuch zur Erkundung des Untergrundes von Deponien. Berlin/Heidelberg 2005, 71–378.
- ZOLLER HEINRICH/ERNY-RODMANN CHRISTIANE/PUNCHAKUNNEL PAUL: The history of vegetation and land use in the Lower Engadine (Switzerland): Pollen record of the last 13 000 years. Nationalpark-Forschung in der Schweiz 86. Zernez 1996.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1:** Katja Kothieringer, Tamara Estermann, Universität Bamberg (D)
Quelle: Bundesamt für Landestopografie swisstopo; geo.gr.ch (für das Luftbild) und SNP (für die Übersichtskarte Unterengadin/Valsot)
Abb. 2: Jonas Blum, Universität Zürich
Abb. 3: verändert nach SCHWEHN 2020
Abb. 4, 6: Bertil Mächtle, Universität Heidelberg, (D)
Abb. 5: Umzeichnung: Judith Bucher, Universität Zürich

Baugeschichte der Kirche Sogn Gieri (St. Georg) bei Rhäzüns

Einleitung

Bei Reichenau, unweit nördlich von Rhäzüns und 10 km westlich von Chur, vereinigt sich nicht nur der Vorder- mit dem Hinterrhein, hier in der Nähe trennen sich auch zwei historische Hauptverkehrsrouten, welche das Bodenseegebiet mit dem südlichen Alpenraum verbanden.¹ Einer dieser Verkehrswege führte, dem Vorderrhein folgend, durch die Surselva zu den Pässen Lukmanier und Oberalp.² Die andere Route ist als sogenannte «Untere Strasse» bekannt und bereits durch römische Quellen gesichert.³ Sie führte – an Rhäzüns vorbei – durch das Domleschg und das Schams in die Talschaft Rheinwald und von dort zum Splügen- und San-Bernardino-Pass.

Die Ortschaft Rhäzüns, auf einem Geländeplateau zwischen dem rechten Ufer des Vorderrheins und dem linken Ufer des Hinterrheins, besitzt zwei kulturgeschichtliche Baudenkmäler von hervorragendem Stellenwert **Abb. 1**. Beide liegen ausserhalb des heutigen Dorfes, malerisch am steilen Westufer des Hinterrheins. Zunächst ist dies das Schloss Rhäzüns, Zentrum der gleichnamigen Herrschaft, welche im Mittelalter und der frühen Neuzeit eine überaus bedeutende Rolle in der Geschichte Graubündens spielte.⁴ Zum zweiten ist es die aufgrund ihrer Malereien aus dem 14. Jahrhundert schweizweit bekannte Kirche Sogn Gieri (St. Georg), welche zwischen den Dörfern Rhäzüns und Bonaduz liegt **Abb. 2**. Im Kunstführer durch Graubünden wird sie als

Abb. 1: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Schloss Rhäzüns und die Kirche Sogn Gieri (rechts) hoch über dem Hinterrhein, im Hintergrund das Calanda-Massiv. Blick gegen Norden.



Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns



Abb. 2: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Der Innenraum der Kirche. Blick gegen Nordosten.

«reichstes Beispiel eines vollständig ausgemalten mittelalterlichen Kirchenraums in der Schweiz» beschrieben.⁵ Aufgrund von frühen historischen Schriftquellen, sowie den Erkenntnissen der archäologischen Ausgrabung im Jahr 1961, ist auch ihre Baugeschichte von besonderem Interesse. Dieser Baugeschichte von Sogn Gieri widmet sich die vorliegende Arbeit.⁶

Historische Quellen und ihre Interpretation

Den Ortsnamen Rhäzüns lesen wir als *Raczunne* erstmals im karolingischen Reichsgutsurbar, einem 842/43 datierten Verzeichnis aller Rechte, Leute und Güter des fränkischen Königs in Churrätien.⁷ Der Eintrag darin besagt, dass der damalige Felsberger Lehensinhaber Meroldus zwei zum Reichsgut gehörende Gutsbetriebe (mansos) in Rhäzüns verwaltet. Was sich

aber im 8./9. Jahrhundert allenfalls sonst noch für Einrichtungen (auch kirchliche) und Besitztümer auf dem Geländeplateau von Rhäzüns und Bonaduz befinden, sowohl in Reichsbesitz wie auch beispielsweise in bischöflichem, wissen wir nicht. Es fehlen für dieses Gebiet andere frühe Quellen und auch weitere Angaben im leider unvollständig überlieferten Reichsgutsurbar.⁸

Im Jahr 960 wird Rhäzüns und erstmals eine Kirche im Zuge eines Tauschgeschäfts zwischen dem König und dem Bischof von Chur urkundlich erwähnt.⁹ König Otto I. übergibt darin dem Churer Bischof u. a. «...*aecclesiam videlicet in castello Beneduces et Ruzunnes*» (eine Kirche, nämlich im Kastell von Bonaduz und Rhäzüns).¹⁰ Da in dieser Urkunde kein Kirchenpatrozinium genannt wird, existieren auch verschiedene

Deutungsansätze des Textinhalts. Gemeinsam ist hingegen allen, dass einerseits mit dem Begriff *castellum* eine Befestigungsform gemeint sein muss, welcher Materialität und Ausgestaltung auch immer, und zweitens, dass sich innerhalb dieser Anlage eine Kirche befindet. Somit ist hier eine von zwei, in Schriftquellen vor der Jahrtausendwende genannten, Kirchen in Graubünden erwähnt, die sich in Befestigungen befinden.¹¹

Erwin Poeschel versteht 1940 den Urkundentext dahingehend, dass Bonaduz mit Rhäzüns gemeinsam zum selben Pfarrsprengel gehörten und dass die in der Urkunde genannte, befestigte Kirche mit Sogn Gieri bei Rhäzüns zu identifizieren ist.¹² Dass es sich dabei um eine Pfarrkirche handelt, schliesst Poeschel aus dem Zusatz «...cum suis decimis ac omnibus sibi ecclesiastice pertinentibus...». Die in der Urkunde genannte Kirche verfügte also über ein Zehntenrecht und wurde mitsamt ihrem kirchlichen Zubehör eingetauscht. Dieselbe Kirchenidentifikation nehmen auch Gudrun Schneider-Schneckenburger (1980)¹³, Martin Schindler (1994)¹⁴ und Hans Rudolf Sennhauser (2003)¹⁵ vor. Zu einer anderen Interpretation des Urkundentextes gelangen Otto P. Clavadetscher und Werner Meyer (1984).¹⁶ Sie verorten das darin erwähnte *castellum* auf den Hügel der später zum Schloss ausgebauten Burg Rhäzüns und schliessen nicht aus, dass die in der Schriftquelle ohne Patrozinium genannte Kirche sich im später abgestürzten Ostteil der Burganlage befunden haben könnte.

Die Identifikation der 960 genannten Kirche mit Sogn Gieri baut jedoch auf einer nachvollziehbaren Indizienkette auf, welche hauptsächlich mit der Kirchengeschichte der Rhäzüns benachbarten Ortschaft Bonaduz zu verbinden ist. So wird in einem



in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts datierten Eintrag im Jahrzeitbuch des Bistums Chur eine Kirche «S. Georgii in Peneduze» erwähnt.¹⁷ Weil Bonaduz selbst keine unter dem Schutz des Heiligen Georg stehende Kirche besitzt, und weil die ottonische Tauschurkunde bereits auf einen gemeinsamen Pfarrsprengel von Bonaduz und Rhäzüns hindeutet, darf diese «Bonaduzer Georgskirche» ohne Weiteres mit Sogn Gieri bei Rhäzüns identifiziert werden. In dieselbe Richtung weist ein ins 14. Jahrhundert zu datierendes Siegel eines *rector ecclesie* von Bonaduz, welches den Heiligen Georg zeigt **Abb. 3**. Die Verbindung des damaligen, in Bonaduz residierenden Patronatsherrn¹⁸ der Kirche mit dem auf seinem Siegel dargestellten Kirchenpatron Georg, ist ein weiteres Indiz für die Identifikation von Sogn Gieri als erste Pfarrkirche des gemeinsamen Sprengels von Bonaduz und Rhäzüns. Einen gemeinsamen Pfarrsprengel bildeten beide Dörfer in der Tat, sogar weit bis in die frühe Neuzeit. Bonaduz wurde erst 1667 eine selbstständige Pfarrei, mit der Ablösung nicht von Sogn Gieri zwar, aber von der damaligen Mutter- also Pfarrkirche Sogn Paul in Rhäzüns.¹⁹ Die Bonaduzer mussten aber auch nach der Loslösung von Rhäzüns jeweils an Ostern und Fronleichnam an der Prozession nach Sogn Gieri teilnehmen²⁰, was als weiteres Indiz dafür gewertet werden kann, dass Sogn Gieri die erste Pfarrkirche des ehemals gemeinsamen Sprengels war. Wann genau Sogn Paul den Status der Pfarrkirche von Sogn Gieri

Abb. 3: Rhäzüns, Sogn Gieri. Den Drachenkampf des Heiligen Georg darstellendes Siegel des *rector ecclesie* von Bonaduz. 14. Jahrhundert. **a** Siegel; **b** Abdruck. Mst. 1:1.

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns



Abb. 4: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. In Freskomanier gemalte Stiftergruppe und Wappen der Herren von Rhäzüns in der nördlichen Schiffsecke. Blick gegen Nordosten.

übernahm, wird aus keiner schriftlichen Quelle ersichtlich. Vielleicht erst 1667, als sich Bonaduz als eigene Pfarrei löste.²¹ Sogn Paul blieb jedenfalls auch Pfarrkirche von Rhäzüns, nachdem 1701 die neu gebaute Marienkirche im Dorfkern geweiht wurde. Diese Funktion übernahm Nossadonna (St. Maria) erst im Jahr 1777.²² Ein weiteres Indiz dafür, dass nicht Sogn Paul, sondern Sogn Gieri die erste Pfarrkirche des Sprengels von Rhäzüns und Bonaduz war, ist im

vermuteten Alter beider Kirchenanlagen zu finden. Wie noch ausgeführt wird, bestand anstelle der heutigen Georgskirche bereits seit dem Frühmittelalter ein Kirchenbau. Sogn Paul geht jedoch, gemäss baugeschichtlichen Untersuchungen, lediglich auf einen Bau aus dem 12./13. Jahrhundert zurück – zunächst als kleine Kapelle errichtet, wird diese im 14. Jahrhundert zur Grabeskirche derer von Rhäzüns ausgebaut.²³ Zur selben Zeit stiften wohl auch hauptsächlich die Herren von Rhäzüns das kolossale Bilderwerk an den Wänden von Sogn Gieri, was ein in Freskomanier gemaltes Stifterwappen in der Nordostecke des Schiffes nahelegt **Abb. 4**.²⁴

...castello Beneduces et Ruzunnes...

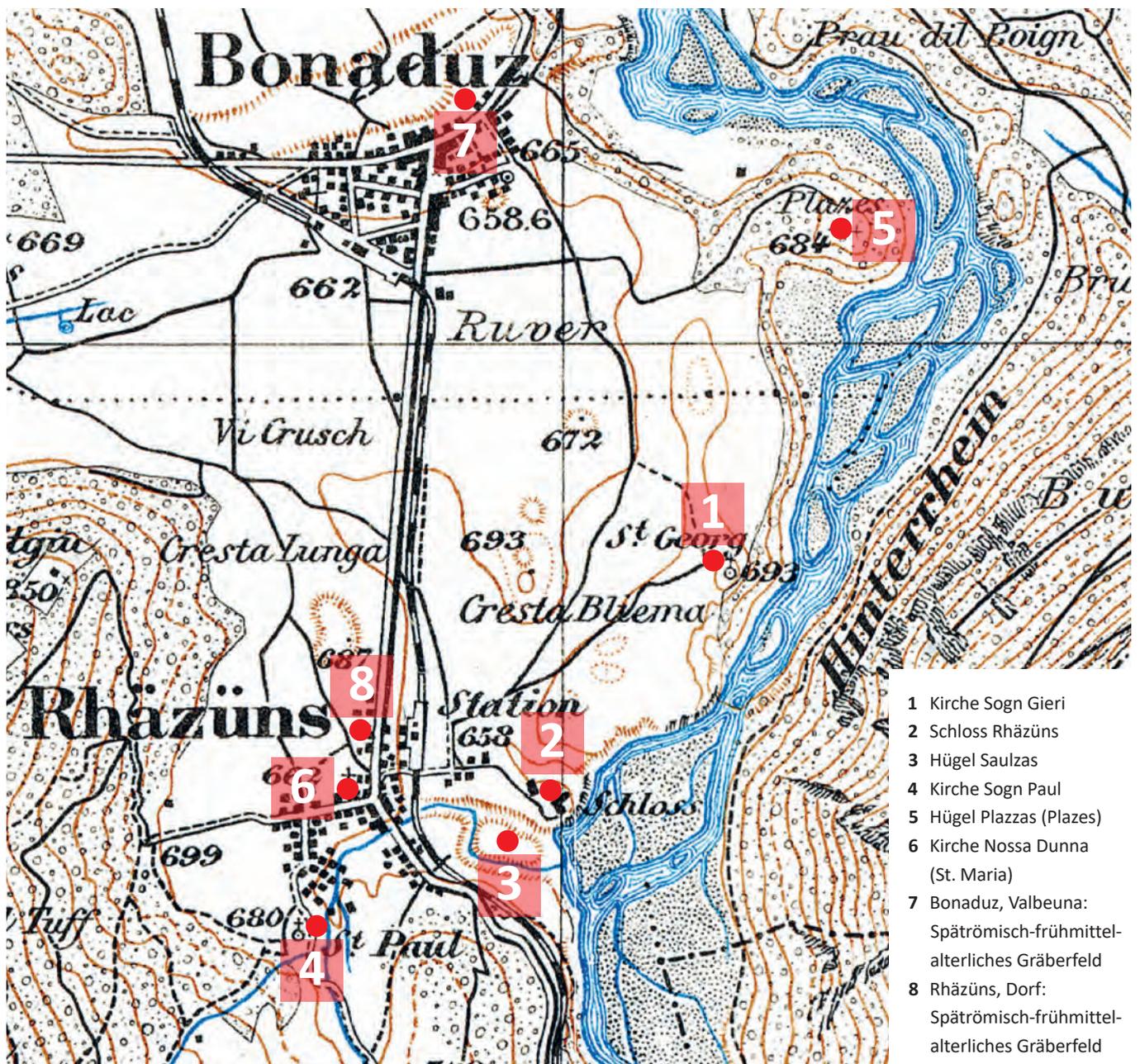
Wie kann nun der Begriff der Befestigung (*castellum*) im Passus «...*aecclesiam* [...] *in castello Beneduces et Ruzunnes*» der ottonischen Tauschurkunde gedeutet werden? Sollte damit lediglich der doch eher kleine, auf seiner Kuppe gerade mal 700–750 m² grosse Hügel von Sogn Gieri gemeint sein? Immerhin konnte dort bereits in den Dreissigerjahren²⁵ und wieder 1961 eine Umfassungsmauer nachgewiesen werden, von welcher noch die Rede sein wird.

Neben den bereits erwähnten Autoren Clavadetscher/Meyer 1984²⁶, welche die *castellum* genannte Befestigung auf den Sporn der späteren mittelalterlichen Burg verorten, kursieren aber auch noch andere Deutungsvarianten der betreffenden Textstelle im ottonischen Schriftdokument. So vermutete 1953 der Kreisoberförster Eugen Bieler²⁷ in einem Brief an Karl Keller-Tarnuzzer, Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, das *castellum* gefunden zu haben.²⁸ Dies anlässlich des Kiesabbaus auf dem «Saulzas» genannten Hügel, welcher sich zwischen dem

heutigen Dorf Rhäzüns und dem Schlosshügel befand **Abb. 5.3**. Diese Erhebung von annähernd rechteckiger Form war durch tiefe Bachläufe und Rinnen auf allen Seiten begrenzt und besass eine Fläche von über 16 000 m². Numismatikern wurde Saulzas als Fundstelle verschiedener spätmittelalterlicher Gold- und Silbermünzen bekannt, doch fanden sich dort seit den Dreissiger-

jahren auch bronzezeitliche und römische Funde, beigabenlose Gräber, Gräber mit Münzen des 17. Jahrhunderts, aber auch gemörtelte Gebäudemauern, ein gemauertes Gewölbe und Reste einer den Hügel umlaufenden Umfassungsmauer.²⁹ Die Bestände an diesem Ort wurden jedoch nie archäologisch untersucht. Wahrscheinlich ist Saulzas ebenfalls identisch mit der 1368

Abb. 5: Rhäzüns, Sogn Gieri. Ausschnitt Siegfriedkarte, Stand 1924, mit Angabe der im Text erwähnten Örtlichkeiten. Mst. 1:15 000.



- 1 Kirche Sogn Gieri
- 2 Schloss Rhäzüns
- 3 Hügel Saulzas
- 4 Kirche Sogn Paul
- 5 Hügel Plazzas (Plazes)
- 6 Kirche Nossa Dunna (St. Maria)
- 7 Bonaduz, Valbeuna: Spätromisch-frühmittelalterliches Gräberfeld
- 8 Rhäzüns, Dorf: Spätromisch-frühmittelalterliches Gräberfeld

Baugeschichte der Kirche Sogn Gieri (St. Georg) bei Rhäzüns

Abb. 6: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Südfassade des Schiffes. Teilweise zugemauert sind die älteren, originalen Fenster und der ursprüngliche Haupteingang **A**. Auf dem originalen, in *Pietra-Rasa*-Manier verputzten Mauerwerk liegen Reste eines Freskos **B**, welches den Drachenkampf des Heiligen Georgs darstellt (14. Jahrhundert). Blick gegen Norden.



in einer Urkunde erwähnten, damals besiedelten Vorburg der Feste Rhäzüns: «...*Wir der amman vnd die lüt ze Rutzúns im vor höff ze Rutzúns arm vnd rich, ...*»³⁰. Heute ist Saulzas gänzlich abgetragen.

Ebenfalls in Kenntnis der Ortsnennungen in der ottonischen Tauschurkunde lokalisiert 1931 der Philologe und Topograph Jakob Escher-Bürkli das alte Bonaduz³¹ auf den östlich des heutigen Dorfes liegenden Hügel Plazzas (Plazes) **Abb. 5.5**.³² Diese, auf ihrer flachen Kuppe mindestens 15 000 m² Fläche aufweisende Erhebung fällt – ausser im Westen – auf drei Seiten steil zum hier eine Biegung vollführenden Hinterrhein ab. Beiden zuletzt genannten Beschreibern ist gemein, dass sie bei ihrer Suche nach dem im Urkundentext genannten *castellum* nicht auf die sich darin befindliche Pfarrkirche eingehen.

Gudrun Schneider-Schnekenburger thematisiert 1980 die ottonische Tauschurkunde

im Rahmen ihrer Bearbeitung des Gräberfeldes von Bonaduz/Valbeuna **Abb. 5.8**. Die Belegung dieses Friedhofs datiert sie in römische bis karolingische Zeit, womit sie zeitliche Schnittflächen mit Vorgängerbauten von Sogn Gieri voraussetzt.² Die betreffende Textstelle in der ottonischen Urkunde lässt laut Schneider-Schnekenburger zwei Deutungsmöglichkeiten zu: «*Entweder war St. Georg ein Kirchenkastell oder auf dem Gebiet der Gemeinde [Rhäzüns] war ein grösseres Areal befestigt, das die Kirche einschloss.*»³⁴ Weiter hält sie zutreffend fest, dass bis anhin keine Siedlungsspuren aus frühmittelalterlicher Zeit auf dem Geländeplateau von Rhäzüns und Bonaduz archäologisch dokumentiert sind. Eine Feststellung, welche auch heute noch zutrifft. Dass solche Siedlungsspuren nicht zwingend im Bereich der heutigen Dörfer gesucht werden müssen, deuten Gräber an, welche zwischen 1959 und 1975, sowie 2019 im Bereich des heutigen Dorfkerns von Rhäzüns gefunden wurden **Abb. 5**.³⁵



Abb. 7: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Der Glockenturm mit älteren und aktuellen Schallöffnungen. Blick gegen Nordosten.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Formulierung «...*aecclisiam* [...] *in castello Beneduces et Ruzunnes*...» mit «Pfarrkirche in der Befestigung von Rhäzüns und Bonaduz» übersetzt werden kann. Eine im 10. Jahrhundert existierende Befestigung, welche auch Sogn Gieri umschloss, kann deshalb als gesichert gelten. Trotzdem lässt die Vorstellung bezüglich Anlage und Form der urkundlich genannten Befestigung zurzeit noch einigen Interpretationsspielraum offen. Gerade weil die Kuppe des Sogn Gieri-Hügels keine grosse Fläche aufweist und eine Umwehrung desselben ausser der Kirche kaum auch noch einer Siedlung mit Menschen und Vieh hätte Schutz bieten können. Doch genau dies dürfte der Grund für Befestigungsanlagen im späten ersten Jahrtausend gewesen sein. Auch für Graubünden sind marodierende Sarazenen und Ungaren im 9. und 10. Jahrhundert belegt oder dürfen zumindest mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden.³⁶ Die geringe Fläche

des Sogn Gieri-Hügels vor Augen, geht Erwin Poeschel 1930 in seiner Interpretation des ottonischen Urkundentextes noch einen Schritt weiter.³⁷ Einerseits vermutet er «*die Verschanzung eines ganzen Plateauabschnitts*», worin ihm – wie erwähnt – Schneider-Schneckenburger 1980 gefolgt ist. Andererseits hält er es für möglich, dass gleichzeitig verschiedene Hügel bzw. Bereiche auf dem Plateau von Rhäzüns und Bonaduz befestigt waren – eine Hypothese, der ich mich anschliessen möchte. Mit dieser Deutungsvariante könnte – neben der urkundlich gesicherten Bewehrung der Kirche – auch an Befestigungen von frühen Siedlungen, von Gutshöfen, ja sogar an eine mögliche, frühfeudale Anlage an Stelle der späteren mittelalterlichen Burg gedacht werden. Wodurch beinahe sämtliche bisher geäusserten Interpretationsversuche des *castellum*-Begriffs in der betreffenden ottonischen Urkunde unter einem Hut vereint werden könnten.

**Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns**

Zur Materialität und Datierung der bei Sogn Gieri festgestellten Umfassungsmauer siehe Kapitel *Bewehrungen des Hügels*.

Beschreibung der bestehenden Kirche

Bei der heute bestehenden Kirche Sogn Gieri handelt es sich um einen einfachen Saalbau mit längsrechteckigem Schiff und eigezogenem Chor von querrechteckiger Form **Abb. 2**. Am Eingang zum kreuzgewölbten Chor steht ein Triumphbogen in Form eines

gedrückten Spitzbogens. Darin haben sich schiffseits, zu beiden Seiten des Bogens, hölzerne Konsolen erhalten, auf denen ursprünglich ein Balken (Trabes) auflag. Das Schiff ist flach gedeckt. Der Chor ist nach Nordosten ausgerichtet, im Folgenden vereinfacht Osten.

An den Längswänden des Schiffs sind teilweise vermauerte, hoch sitzende, Fenster erkennbar. In der Südwand sind es drei **Abb. 6**, in der Nordwand zwei. Sie besitzen

Abb. 8: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Westpartie der Kirche mit aktuellem Hauptportal und Treppenanlage. Blick gegen Nordosten.



die Masse ca. 140×90 cm, eine schwach geneigte Bank und schliessen rundbogig. Die schmalen Lichtschlitze öffnen sich in der Mitte der Mauer. Die östlichsten Fenster, sowohl in der Nord- wie in der Südwand, werden vom Triumphbogen zu grossen Teilen verdeckt. Dies ist ein erster Beleg dafür, dass Triumphbogen und Chor später als das Schiff entstanden sind (vgl. unten Bau IV und Bau V). Im westlichen Teil der Schiffs-südwand ist das ursprüngliche, rundbogige Eingangsportal erkennbar. Auf der Aussen-seite ist es heute vermauert. Die innere Leibung ist mit einem Holzsturz gerade geschlossen. Sie ist nicht vermauert und heute als Nische erhalten. Alle diese ältesten Öffnungen im Schiff werden im Innern von den Malereien des 14. Jahrhunderts berücksichtigt.

An die Ecke zwischen der südlichen Chorschulter und der Chorsüdwand lehnt sich aussen ein sechsgeschossiger, mehrphasiger Glockenturm an, der vom Chor aus zugänglich ist. Unterhalb des aktuellen Glockengeschosses mit stichbogigen Schallöffnungen sind auf allen vier Seiten des Turms grösstenteils später zugemauerte, ältere Schallfenster erkennbar **Abb. 7**. Sie sind gekuppelt und schliessen spitzbogig. Dass bereits die älteste Phase des Glockenturms jünger sein muss als der bestehende Chorraum, ist daran zu erkennen, dass das originale Fenster in der Chorsüdwand vom Glockenturm verdeckt wird. Ausser diesem Fenster existiert noch ein weiteres des ursprünglichen Bestandes in der Chorostwand. Sie sind beide von schmalrechteckiger Form mit stichbogigen Leibungen auf der Innenseite, welche von der Chorbemalung des 14. Jahrhunderts berücksichtigt werden. In diese frühgotischen Malereien, sowohl im Chor wie auch im Schiff, brechen andere Fenster ein. Eines dieser Fenster befindet sich in der Nordwand des Chores, drei weitere in der

Südwand des Schiffes **Abb. 6**. Letztere sitzen tiefer in der Wand als die drei originalen, weiter oben beschriebenen. Diese jüngsten Fenster im Bau sind breitrechteckig mit innerem Stichbogen. Sie dürften in barocker Zeit eingebrochen worden sein. Ebenfalls in die Malereien des 14. Jahrhunderts bricht das aktuelle Portal in der Westwand des Schiffes ein. Aussen schliesst es rundbogig, im Innern mit einem Stichbogen. Zugänglich ist dieses Portal über eine doppelläufige Treppe; der Eingang wird durch ein Pultdach geschützt **Abb. 8**.

Ein durchgehendes Satteldach überdeckt Schiff und Chor. Im Dachraum sind über dem Triumphbogen gemauerte Reste eines Glockenjochs erkennbar. Dieser Befund belegt nochmals, dass der Glockenturm, auch seine ältere Phase, später an die bestehende Kirche angebaut worden sein muss. Direkt unterhalb der Glockenjochreste befindet sich ein rundes Loch für das Glockenseil.

Im Innenraum existiert neben dem gemauerten Hauptaltar in der Chormitte noch ein Seitenaltar, welcher schiffseits an die südliche Chorschulter lehnt. Er verdeckt die am Triumphbogen vorhandene Sockelmalerei aus dem 14. Jahrhundert, ist also später errichtet worden. Im Schiff sind beid-seits des Mittelgangs einfache Balkenbänke aus Nadelholz erhalten geblieben. Die heute existierenden Mörtelböden im Schiff und im Chor, wie auch die aus Quelltuffsteinen geformte Chorstufe, sind nach Beendigung der archäologischen Grabungen im Jahr 1961, in Anlehnung an den zuvor angetroffenen Bestand, (wieder)hergestellt worden.

Forschungsgeschichte von Sogn Gieri

Einer der Ersten, welcher sich über die Bau-beschreibung hinaus auch Gedanken zur

Baugeschichte der Kirche Sogn Gieri (St. Georg) bei Rhäzüns

Abb. 9: Rhäzüns, Sogn Gieri.
1961. Grundrissplan von
E. Lippuner, Adolf Gähwiler
und Walther Sulser mit Be-
funden der Ausgrabung von
1961. Mst. 1:100.



Baugeschichte von Sogn Gieri machte, war Erwin Poeschel im Jahr 1940.³⁸ Poeschel, der die Befunde der Ausgrabung von 1961 nicht kannte, setzte – wohl beeinflusst durch die ottonischen Tauschurkunden – die Entstehung des bestehenden Schiffs ins erste Jahrtausend. Dass Chorbogen und Chor jünger sein müssen als das Schiff, erkannte er aufgrund der Vermauerung der östlichsten Schiffsfenster beim Einbau des Chorbogens. Den Neubau des Chores sah Poeschel im Zusammenhang mit der Ausmalung der Kirche, also im 14. Jahrhundert. Dieser Datierung Poeschels folgten annähernd alle späteren Beschreiber der bestehenden Kirchenanlage.³⁹ Poeschel war es auch, welcher 1940 erstmals von einer Ringmauer um die etwa 700 m² grosse Hügelkuppe spricht.⁴⁰ Es war das Rätische Museum in

Chur – vor der 1967 erfolgten Gründung des Archäologischen Dienstes Graubünden verantwortlich für Ausgrabungen im Kanton –, welches 1961 die archäologische Ausgrabung und die Restaurierungsarbeiten in Sogn Gieri verfügte. Anlass dazu war eine im vorangegangenen Jahr durchgeführte Millenniumsfeier in Rhäzüns, bei welcher der Ersterwähnung (960) der Kirche gedacht wurde. Als Projektleiter sowohl für die Grabung, wie auch für die Restaurierung der Malereien, wurde der Architekt und Mittelalterarchäologe Walther Sulser bestimmt. Vor Ort leitete und dokumentierte der Lehrer, Mühlenkundler und Teilzeit-Ausgräber Adolf Gähwiler die Ausgrabung. Gähwiler legte damals den gesamten Kirchenraum frei und fand die Fundamente von zwei kleineren Vorgängerkirchen **Abb. 9**. Unter

Abb. 10: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Die Kirche Sogn Gieri. Blick gegen Osten.



dem damals so genannten «Vorhof» – ein westlich angeführter Anbau einer Vorgängerkirche – entdeckte er eine Brandschicht. Innerhalb des «Vorhof» legte Gähwiler zwei Gräber frei. Zwei weitere Skelette fand er bei Sondierungen ausserhalb der Kirche, auf der Suche nach der Ringmauer des Hügels, welche er an drei Stellen auch tatsächlich dokumentieren konnte. Die Grabungsdokumentation von 1961 umfasst handschriftliche Notizen, einige massstäblich angefertigte Pläne, Schwarz-Weiss-Fotos und verschiedene Skizzen. Sehr vorteilhaft für die vorliegende Auswertung war, dass Gähwiler von sämtlichen Mauern der Vorgängerbauten Mörtelproben zur Seite legte. Adolf Gähwiler berichtete 1962 als erster über die Grabungsergebnisse.⁴¹ Auch Hans Erb fasste die Resultate kurz zusammen.⁴² Sein Bericht und der dort angefügte Phasenplan, wie auch ein von Silvester Nauli 1978 verfasster und im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden abgelegter Bericht über Gähwilers Ausgrabungen bildeten die Grundlage für sämtliche späteren Beschreibungen und Interpretationen der Baugeschichte von Sogn Gieri.⁴³ Einige, bereits von den Ausgräbern nicht interpretierte Befunde, sowohl im Schiff wie auch im Chor (vgl. dazu Bau IV), blieben auch in der Folge unbesprochen.⁴⁴ Ebenso wurde darauf verzichtet, die in den Dreissigerjahren und wieder 1961 festgestellte Ringmauer des Hügels auf einem Plan darzustellen. Weitere archäologische Aufnahmen im Aussenbereich der Kirche erfolgten im Jahr 1997, anlässlich der Verlegung einer Blitzschutzanlage.⁴⁵ In die Jahre 2011 und 2017–2019 datieren verschiedene dendrochronologische Untersuchungen an Hölzern des Glockenturms, der Schiffsbänke, des Dachstuhls und anderen Stellen.⁴⁶ Alle Ergebnisse dieser Untersuchungen flossen in die vorliegende Arbeit ein. Punktuelle Sondierungen im Aussenbereich und im

Innern des Glockenturms, sowie Georadarmessungen im Aussenbereich der Kirche wurden 2019, im Zusammenhang mit dieser Arbeit, ausgeführt.⁴⁷

Der Untergrund der Kirche Sogn Gieri

Die ausgedehnte Geländeterrasse südwestlich der Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins bei Reichenau, mit den heutigen Ortschaften Bonaduz und Rhäzüns, entstand nach bisherigen Erkenntnissen aus abgelagertem Schuttmaterial der kolossalen Bergstürze von Tamins und Flims.⁴⁸ Jener von Flims datiert ca. ins 8. Jahrtausend vor Christus.⁴⁹ Gewaltige Gesteinsmassen im Volumen von rund 10 km³ lösten sich damals vom Flimserstein und wurden teilweise mit grosser Wucht murgangartig flussabwärts transportiert, wo es auf abgelagerte Schuttmassen des etwas älteren Taminser Bergsturzes traf. Dieses Hindernis hatte zur Folge, dass Gesteinsbrei beider Bergstürze hinterrheinaufwärts bis ins Domleschg verfrachtet wurde und liegen blieb. Im Bereich des Geländeplateaus von Bonaduz und Rhäzüns soll die Höhe dieser Ablagerung bis zu 100 m betragen. Bestandteile des verfrachteten Bergsturzmaterials waren, neben feineren Kiesen, Sand und Feinsedimenten, auch grosse bis riesige Felskompartimente, welche bei der späteren Flusstalbildung nicht mehr verschoben wurden. Einige dieser grossen Gesteinsbrocken sind heute noch an der Geländeoberfläche als markante und mehrheitlich bewaldete Hügelkuppen sichtbar. Im Bereich von Bonaduz und Rhäzüns werden diese Erhebungen *Bot* oder *Cresta* genannt.

Auf einer dieser *Crestas*, zwischen den heutigen Dörfern Bonaduz und Rhäzüns gelegen und hart am westlichen Steilufer des Hinterrheins, erhebt sich die Kirche Sogn Gieri **Abb. 10**.

Bau I

Form und Ausdehnung der Kuppe dieses riesigen, dem Hügel zugrundeliegenden Gesteinsbrockens scheint bestimmend für die Positionierung des ersten fassbaren Kirchenbaus gewesen zu sein. Zumindest auf drei Seiten von Bau I, auf dessen Ost-, Nord- und Westseite, fällt die Oberfläche des Felsbrockens zum Teil stark ab.

Bau I ist nur noch über wenige Relikte fassbar. Einerseits handelt es sich dabei um den Scheitelbereich einer Apsismauer, welche im Osten des heutigen Chorraums zu Tage getreten ist **Abb. 11**. Diese Apsismauer hat sich lediglich in der Höhe von maximal zwei bis drei Steinlagen erhalten. Erkennbar ist die äussere, östliche Mauer-

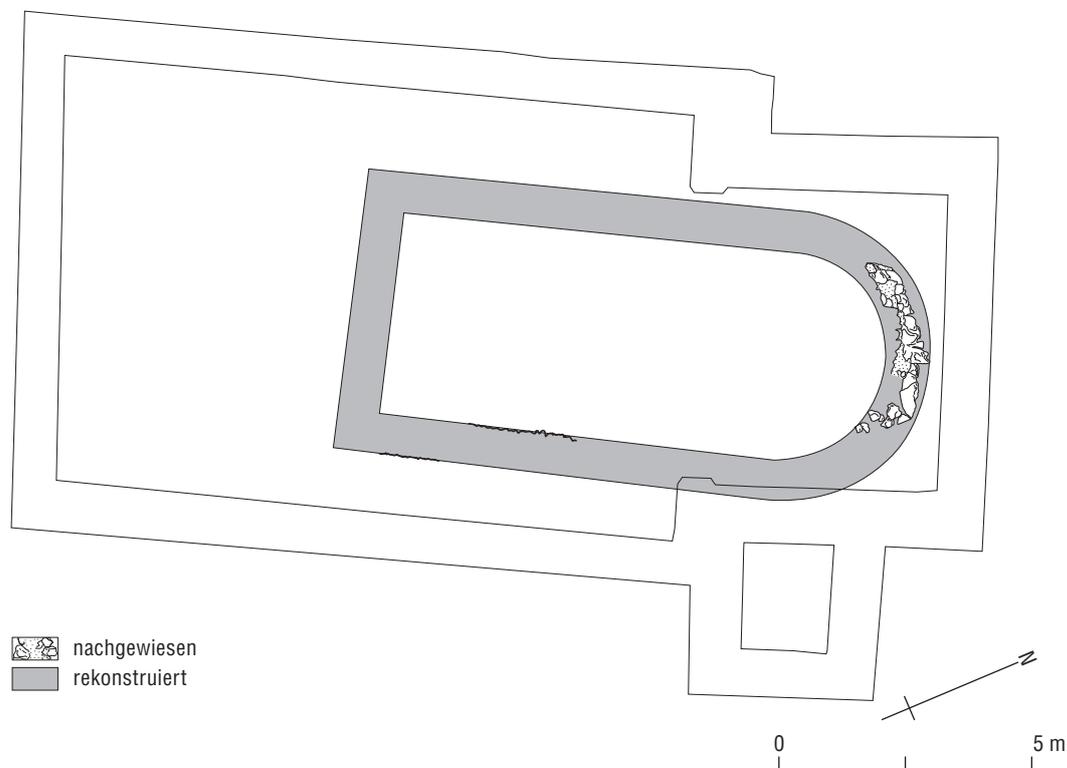
flucht; die westliche wird von der darüber liegenden Apsis von Bau II verdeckt, weshalb die Mauerbereite der älteren Apsis nicht messbar ist. Wie beinahe alle Mauern sämtlicher späterer Bauten ist die Apsis von Bau I direkt auf den felsigen Untergrund gestellt worden. Als Bindemittel fand ein brauner, feinsandiger Kalkmörtel mit vielen sehr kleinen ungelöschten Kalkstücken und einigen, unterschiedlich grossen Ziegelstücken in der Magerung Verwendung. Einige dieser Stücke weisen Partien mit einer auffallenden Rötung auf, welche offensichtlich nicht von einer Ziegelmehlzugabe stammt. Die geröteten Partien belegen wohl einen Brand des Gebäudes. Weitere Überbleibsel von Bau I sind zwei parallel in Ost-West-Richtung verlaufende, einen Abstand von 80 cm zueinander aufweisende Felsabschrotungen



Abb. 11: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Fundament der Apsis von Bau I. Blick gegen Nordosten.

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns

Abb. 12: Rhäzüns, Sogn Gieri.
2019. Grundriss Bau I, 6./7.
Jahrhundert. Mst. 1:150.



im Südbereich des heutigen Schiffes. Sie dienten den Ausgräbern Gähwiler und Sulser als Anhaltspunkt für die Rekonstruktion der fehlenden südlichen Schiffsmauer von Bau II. Eine solche Rekonstruktion ergibt aber für Bau II einen asymmetrischen Grundriss mit stark differierenden Chorschultertiefen. Eine Asymmetrie also, welche kaum entsteht, wenn bei einem Neubau nicht auf bereits bestehende, ältere Bauteile zurückgegriffen wird (vgl. Bau II). Wenn nun aber die vorgegebene Apsisrundung von Bau I bis zu ihren Enden ergänzt wird und man diese Apsis ansatzlos in die Schiffsmauern übergehen lässt, passen die beiden Felsabschrotungen exakt als Südmauer zu Bau I. Ein so rekonstruierter, erster Kirchenbau ist als einfacher, chorschulterfreier Saal mit raumbreiter Apsis zu beschreiben **Abb. 12**. Mit einer Westmauer an derselben Stelle wie die spätere von Bau II, ergäben sich für das Schiff von Bau I die Masse $7,20 \times 4,20$ m.

Die Datierung von Bau I ist lediglich über Vergleiche mit ähnlichen Bauten möglich. Der Grundriss von Bau I entspricht mit annähernd denselben Massen jenem der aufgrund einer Grabbeigabe ins 7. Jahrhundert datierten Kirche auf dem befestigten Hügel Grepault bei Trun.⁵⁰ Ebenfalls beinahe identisch ist der Grundriss der aufgrund einer historischen Quelle mit Sicherheit vor 842/843 datierten, ersten Bauphase der Kirche St. Maria Magdalena in Stierva.⁵¹ In seinen Massen viel gedrungener ist der Saalbau mit einzugsloser Apsis der ersten Bauphase der Kirche San Martino in Mendrisio TI, die typologisch ins 6./7. Jahrhundert datiert wird.⁵² Ebenfalls als Saalbau mit einzugsloser Apsis ist – wenn auch von ungleich grösserer Dimension – Bau II der Churer Stephanskirche zu bezeichnen. Dieser Bau wird aufgrund von Grabbeigaben spätestens in die Mitte des 6. Jahrhundert datiert.⁵³ Angesichts dieses Datierungsspektrums von vergleichbaren Bauten vermute

ich für Bau I eine Zeitstellung ins 6./7. Jahrhundert.

Bau II

Bei Kirchenbau II handelt es sich um einen Saal mit eingezogener, halbrunder Apsis, deren Scheitel auf der zuvor abgebrochenen, älteren Apsis von Bau I steht. Erhalten haben sich Teile der Apsismauer **Abb. 13**, sowie Abschnitte der West- und der Nordmauer des Schiffes **Abb. 14** mit einer maximalen Höhe von rund 65 cm. Die Mauerstärken betragen bei den Schiffsmauern 80 cm, bei der Apsis 90 cm. Als Baumaterial der unmittelbar auf dem Felsen stehenden Mauern dienten hauptsächlich gebrochene Steine. Die Füllung im Mauerkerne besteht aus kleineren, ebenfalls gebrochenen Steinen. Gebunden wurden die Mauersteine mit einem hellen, sehr kalkhaltigen und grob gemagerten Mörtel, welcher in der Schiffs- und in der Chorpartie identisch ist.

Da beide Chorschultern, wie auch die Südmauer des Schiffes nicht erhalten sind, muss die Grundrissform von Bau II hypothetisch ergänzt werden. Der vorhandene Apsisrest weist einen Innendurchmesser von etwas mehr als 2,5 m auf; in der Rekonstruktion habe ich den Chorraum mit einer schwachen Stelzung der Apsis von ca. einem Meter etwas vergrößert. Dadurch ergibt sich, in Verbindung mit der vorgegebenen Ausrichtung der Schiffsnordmauer, ein nördlicher Chorschultereinzug von 1,5 m und eine Länge des Schiffes von ca. 7 m. Die Südmauer des Schiffes fehlt. Der Rekonstruktion der Ausgräber und allen bisherigen Bearbeitern der Anlage folgend, setzte ich diese Südmauer zwischen die beiden, unter Bau I erwähnten Felsabschrotungen. Ich sehe für Bau II eine Übernahme der damals bereits bestehenden Südmauer von Bau I **Abb. 15**. Dies, obwohl so der südliche Chorschulter-



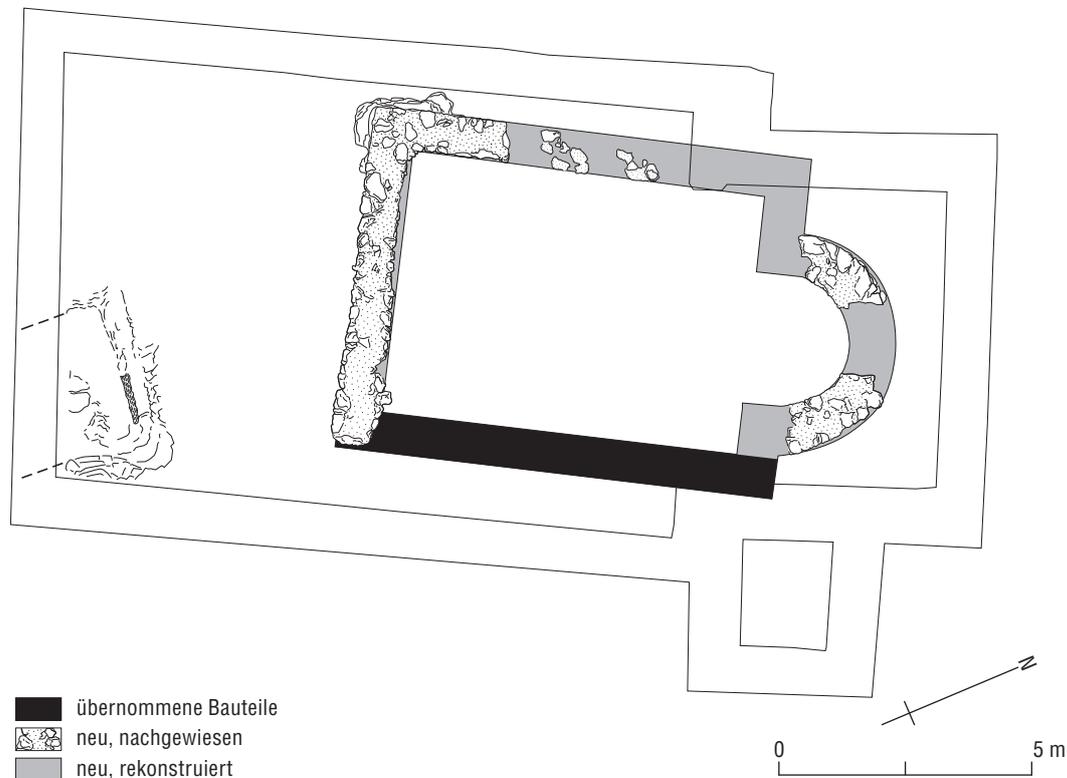
Abb. 13: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. **A** Fundament der Apsis zu Bau II (Scheitel unter dem aktuellen Altarstipes). **B** Weiter östlich das Fundament der Apsis zu Bau III. Blick gegen Osten.



Abb. 14: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Der Schiffraum während der Grabung von 1961. Untere Bildhälfte: West- und Nordmauer zu Bau II. **A** Westmauer, **B** Nordmauer. Blick gegen Westen.

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns

Abb. 15: Rhäzüns, Sogn Gieri.
2019. Grundriss Bau II,
8./9. Jahrhundert. Süd-
westlich davon Reste eines
wohl profanen Gebäudes.
Mst. 1:150.



einzig lediglich einen Meter beträgt und eine Asymmetrie in der Anlage entsteht. Als Indiz für diese Annahme führe ich die noch erhaltene Westmauer von Bau II an, welche genau auf Höhe der südlichen Felsabschattungslinie stumpf endet. Dass die ursprüngliche südwestliche Schiffsecke von Bau II hier lag, wird dadurch bestätigt, dass auch die Westmauer des zu Bau III gehörenden, westlichen Narthex (siehe unten) genau auf derselben Linie stumpf endet. Die auf diese Weise rekonstruierte Breite des Schiffes beträgt etwas mehr als 5 m.

Das Bodenniveau von Bau II hat sich nicht erhalten. Es muss höher gelegen haben und wird spätestens mit den Bautätigkeiten zur heutigen Kirche abgetragen. Im Bereich der noch erhaltenen Nordwestecke des Schiffes sind jedoch Hinweise auf das Aussenniveau zu finden. Hier stehen die aussen mit Sicherheit frei aufgezogenen Mauerfluchten auf einem nach Westen und

Norden vorkragenden Fundamentblock, welcher hauptsächlich aus einem grösseren Gesteinsbrocken besteht. Dieses Vorfundament existiert lediglich an der Ecke, wo sich der felsige Untergrund zu einer Mulde senkt. Sowohl weiter östlich, wie auch weiter südlich stehen die geraden, frei aufgezogenen Aussenfluchten der Schiffsmauern ohne Vorfundament auf dem Felsbrocken, welcher den Hügel von Sogn Gieri bildet. Der Befund kann so interpretiert werden, dass zumindest an dieser Stelle der felsige Untergrund mehr oder weniger auch das Aussenniveau der Kirche bildete. An der Nordwestecke des Schiffes haben sich oberhalb des erwähnten Vorfundaments grössere Flächen des Aussenputzes erhalten **Abb. 16**. Dadurch wird ersichtlich, dass die hier anschliessende Nordmauer des westlich vorgebauten Narthex (siehe Bau III) nicht gleichzeitig mit Bau II entstand, wie schon bemerkt.⁵⁴ Wo sich der Eingang in Bau II befand, war 1961 nicht festzustellen.

Weil die Kuppe des Felsbrockens im Bereich der Südwand bzw. südlich davon liegt, nehme ich an, dass der Eingang – wie bei Bau IV nachgewiesen – im Süden der Kirche lag.

Die Datierung von Bau II ist nur mit typologischen Vergleichen möglich: Eine kleinere Saalkirche mit eingezogener, schwach gestelzter Apsis und eher engem Radius ist beispielsweise vom Bau II der Ilanzer Martinskirche bekannt.⁵⁵ Dieser bezüglich seiner Masse sehr ähnliche Kirchenbau datiert aufgrund einer Erwähnung in einer historischen Quelle in die Zeit vor 765. Einen vergleichbaren Grundriss weist ebenfalls Bau I der Kirche St. Luzius und Florinus in Walenstadt SG auf, welcher aufgrund einer Quellenerwähnung vor 842/843 entstanden sein muss.⁵⁶ Eingezogen und gestelzt ist auch die Apsis des Vorgängerbaus der Kirche St. Georg in Pfäfers SG, der typologisch ins 8./9. Jahrhundert datiert wird.⁵⁷ Ebenfalls typologisch ins 9. Jahrhundert wird die vergleichbare Anlage I der Kirche St. Gallus in Morschach SZ datiert.⁵⁸ Für den vorliegenden Bau II von Sogn Gieri nehme ich – hauptsächlich aufgrund der Vergleiche mit Ilanz, St. Martin und Walenstadt, St. Luzius und Florinus – eine Entstehung im 8./9. Jahrhundert an.

Wohl profane Gebäudereste südwestlich von Bau II

Bis anhin nicht näher datierbar waren abgebrannte Gebäudereste, die 1961 in der Südwest-Ecke des heutigen Schiffes freigelegt wurden **Abb. 15**. Hier ist der Felsen in der Form eines unregelmässigen Rechtecks, stellenweise in einer Tiefe bis zu einem Meter ausgeschrotet worden. Diese so bearbeitete Zone zieht unter die bestehende Westwand der Kirche. Erkennbar ist deshalb lediglich der östliche Teil des Befundes. Seine gefasste Nord-Süd-Ausdehnung

beträgt knapp drei Meter; in West-Ost-Richtung zieht die abgearbeitete Stelle nach 1,5 Metern unter die Westwand der Kirche. Parallel zur östlichen Begrenzung dieser ausgeschroteten Zone lag ein verkohlter Holzbalken, möglicherweise ein Überrest einer hölzernen Gebäudewand **Abb. 15**. Direkt auf dem horizontal abgeschroteten, felsigen Untergrund lag eine 2,5 cm dicke Holzkohleschicht. Es sind wahrscheinlich die verbrannten Reste eines Bretterbodens. Darüber zog sich eine 40 cm starke Brandschuttschicht, welche Holzkohle, Steine und Quelltuffbrocken, Asche, Mörtel- und Verputzfragmente enthielt, darunter auch bemalte. Als einzige Objekte aus dieser Schicht wurden die bemalten Verputzstücke und einige Holzkohlen aufbewahrt. Der Verputz ist aus einem sehr feinen, kaum gemagerten und sehr kalkhaltigen Mörtel gefertigt worden, was ihn sehr hart gemacht hat. Auf ein Brandereignis weist die unterschiedlich starke Rötung des Mörtels hin. Die Oberfläche des Putzes ist sehr fein geglättet. Darauf haben sich an vielen Stellen Spuren einer dunkelgrauen Bemalung erhalten. Ob dies die ursprünglich ge-

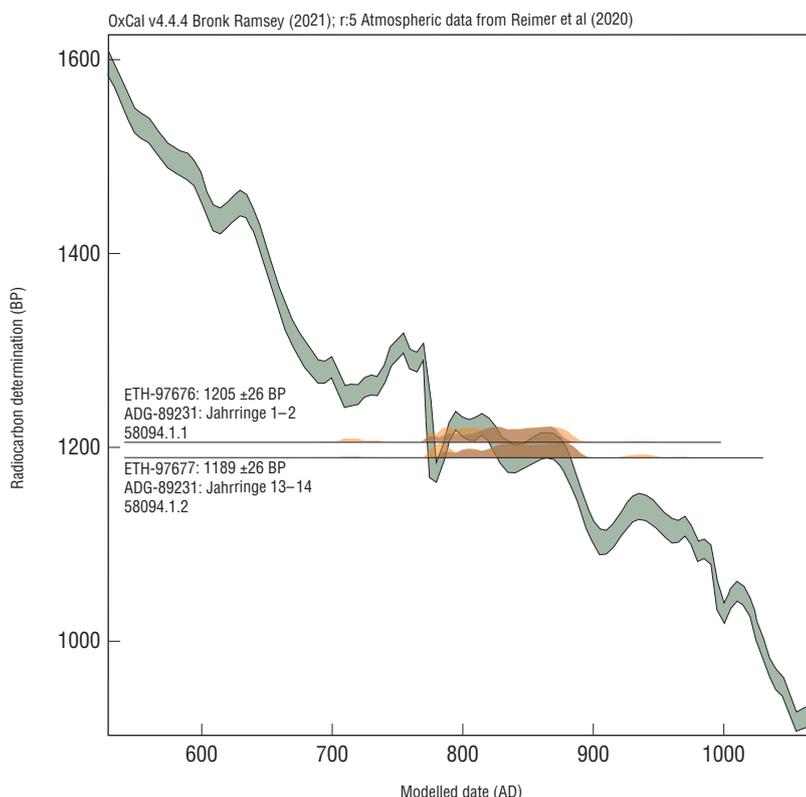


Abb. 16: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Nordwest-Ecke des Schiffes von Bau II. An der westlichen Aussenfassade haben sich stellenweise Reste eines Aussenputzes (Pfeil) erhalten. Blick gegen Osten.

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns

wählte Farbe auf dem Verputz war, oder ob dieser Farbton erst als Folge des Brandes entstanden ist, muss offenbleiben. Ebenfalls nicht zu klären ist, ob der vorliegende, auch mit Mörtelstücken und bemalten Verputzfragmenten durchsetzte Brandschutt, tatsächlich nur vom hier abgebrannten Gebäude stammt. Dieses scheint, zumindest anhand der *in situ* liegenden Überreste, aus Holz bestanden zu haben. Vorderhand möchte ich den abgebrannten Befund als Reste eines hölzernen Gebäudes mit profaner Nutzung bezeichnen. Einer solchen Deutung folgend dürften jedoch die mineralischen Bestandteile des Brandschutts, vor allem die bemalten Verputzfragmente, eher aus dem damaligen Kirchenbau stammen und an dieser Stelle entsorgt worden sein. Das bedeutet, dass auch die damalige Kirche vom Brand betroffen war, was mit der vorliegenden Grabungsdokumentation weder zu beweisen noch zu widerlegen ist.

Abb. 17: Rhäzüns, Sogn Gieri. Die *wiggle-matching*-Daten der Holzkohle aus den profanen Gebäuderesten südwestlich von Bau II. Kalibriert mit Oxcal v4.4.4.



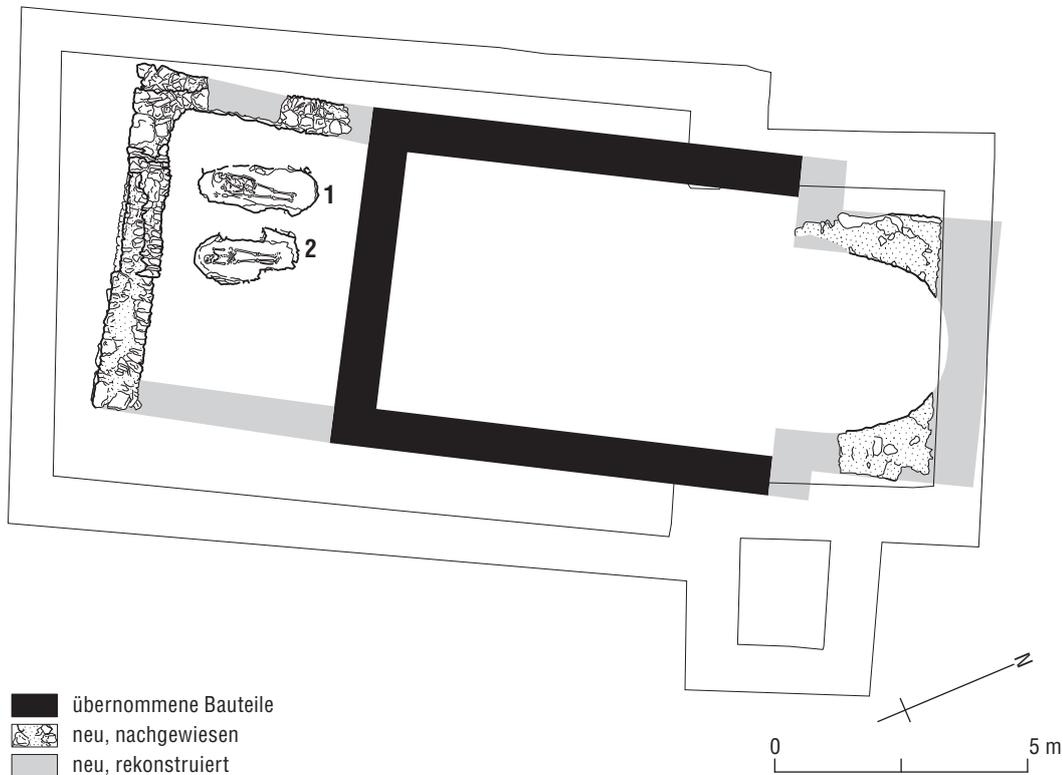
Datierung: Zwei Holzkohlestücke aus diesem Brandschutt konnten mittels *wiggle-matching* von zwei ^{14}C -Proben des gleichen Holzkohlestücks datiert werden. Das Resultat weist in die Zeitspanne zwischen 785 und 890, in der die Fällung und Verarbeitung der verbauten Baumstämme erfolgt ist **Abb. 17**. Über dem Brandschuttpaket lag eine bis 20 cm starke Humusschicht, die offensichtlich erst nach dem Abgang des hölzernen Gebäudes entstanden ist. Darin eingetieft wurde das Fundament der westlichen Narthexmauer zu Bau III.

Bau III

Mit Bau III ging eine Vergrößerung der vorher bestehenden Kirche (Bau II) einher. Vom Vorgängerbau übernommen wurde dabei das Kirchenschiff, zumindest dessen heute noch erhaltenen Fundamente und Abschnitte der aufgehenden Mauern. Der zuvor bestehende Chor ist hingegen durch einen Neubau ersetzt worden. Seine noch erhaltenen Fundamente machen deutlich, dass es sich dabei um eine eingezogene, asymmetrische und tief gestelzte Apsis mit einer geraden Hintermauerung handelte **Abb. 13**. Die Chorschulterpartie hat sich nicht erhalten. Ich gehe für die Rekonstruktion von einer leichten Verlängerung des vormaligen Schiffes aus und ergänze die neuen Chorschultern unmittelbar östlich der vorgängigen, was eine Apsisstellung von ca. 1,30 m mit sich bringt **Abb. 18**. Der Grundriss besitzt so Lichtmasse von $8 \times 5,20$ m im Schiff, 3,80 m in der Breite der Apsis, sowie ca. 3,40 m in der Apsistiefe. Reste von Böden oder Spuren einer Innenausstattung waren, wie auch der östliche Abschluss der Chorhintermauerung, nicht erhalten.

Denselben Kalkmörtel wie die Apsis – ein eher fein gemagertes Bindemittel mit

Abb. 18: Rhäzüns, Sogn Gieri.
Grundriss Bau III, 9./10. Jahr-
hundert. Mst. 1:150.
1 Grab 1
2 Grab 2



hohem Sandanteil und von dunkelgrauer Farbe – weisen die Mauern des Anbaus westlich des Schiffes auf. Erhalten hat sich das gut 70 cm breite Fundament der Nordmauer, welche an der Nordwest-Ecke des Schiffes schräg ansetzt. Im Verband mit der Nordmauer des Anbaus steht das 80–90 cm breite Fundament der Westmauer **Abb. 19**, eine stellenweise in *opus spicatum*-Manier errichtete Mauer, die im Süden genau auf derselben Linie stumpf endet, wie die Westmauer des Schiffes. Ich gehe deshalb davon aus, dass an diesem stumpfen Ende die ursprüngliche Südwest-Ecke des Anbaus zu rekonstruieren ist. Von der Südmauer, wie von der Ausstattung des Anbaus, hat sich nichts erhalten. Die lichten Masse des Raums betragen 5,30 m in der Breite und knapp 4 m in der Tiefe. Dass dieser Anbau nicht gleichzeitig mit Bau II entstand, was von verschiedenen Bearbeitern postuliert wird⁵⁹, macht einerseits die Übereinstimmung des Mörtels

des Anbaus mit jenem der Apsis von Bau III deutlich und zweitens der Befund, dass die Nordmauer des Anbaus an eine aussen glatt verputzte Südwest-Ecke des Schiffes von Bau II anschliesst. Ebenfalls entgegen der Deutung früherer Bearbeiter⁶⁰ gehe ich bei diesem Anbau nicht von einem offenen «Vorplatz» aus, sondern von einem überdachten Vorraum, einem Narthex.

In der nördlichen Hälfte dieses Narthex liegt der felsige Untergrund tiefer als im Süden. Aufgrund der Skizze des Ausgräbers kann möglicherweise auf eine ursprünglich vorhandene Raumtrennung zwischen einem südlichen und nördlichen Bereich geschlossen werden. Im nördlichen Teil legte der Ausgräber 1961 zwei geostete Skelette in parallel zueinander liegenden Grabgruben frei. Die beiden Verstorbenen **Abb. 20** wurden in Rückenlage und in Holzsärgen bestattet, was Spuren von Seiten- und Bodenbrettern zeigen. Bei der nördlich lie-

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns



Abb. 19: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Foto-Collage der Mauern des Anbaus. Gut erkennbar sind zudem die vier Mauersockel, welche zum nachfolgenden Bau IV gehören und stellenweise auf den älteren Mauern stehen. Blick gegen Norden.



Abb. 20: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Foto-Collage zum Narthex und den darin liegenden Gräbern 1 und 2. Blick gegen Osten.

genden Bestattung (Grab 1) handelt es sich um das beinahe vollständige, gut erhaltene Skelett eines 170 cm grossen männlichen Individuums, das im Alter von 40–48 Jahren verstorben ist. Südlich davon liegt das eher schlecht erhaltene Skelett einer 157 cm grossen Frau (Grab 2), die im Alter von 50–60 Jahren starb.⁶¹

Für die Freilegung der beiden Gräber musste seinerzeit ein annähernd quadratischer Mauersockel abgebaut werden, welcher zusammen mit drei anderen zu Bau IV gehört (siehe dort). Dieser Befund, wie auch die naturwissenschaftliche Datierung der nächstfolgenden Phase IV veranschaulicht, dass die beiden Gräber nicht erst mit Bau IV in den Boden gelangten. Das Skelett von Grab 1 konnte mit der ¹⁴C-Methode in den Zeitraum vom späten 10. bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert werden **Abb. 21**.

Wo die Türe in den Narthex lag, konnte 1961 nicht festgestellt werden. Ebenso wenig, wo sich die zu erwartende Verbindungstüre zwischen Narthex und Langhaus befand.

Datierung: Auch Bau III kann aufgrund fehlender Funde und organischer Materialien lediglich typologisch datiert werden. Immerhin ist hier durch die Datierung der Gebeine in Grab 1 ein *terminus ante quem* für die Errichtung von Bau III gegeben. Kirchen mit gerade hintermauerten Apsiden sind im nördlichen Churrätien einige bekannt. Sie zeichnen sich jedoch durch sehr unterschiedliche Apsisformen aus. Die aufgrund von Grabbeigaben ins 7. Jahrhundert datierte, erste Bauphase der Kirche St. Donatus in Vaz/Obervaz, Zortzen weist beispielsweise einen eher gedrungeneren, glockenförmigen Apsisraum auf.⁶² Sehr flach und eher breit ist derjenige der zweiten Phase von St. Georg in Ruschein, welche in einer schriftlichen Quelle 842/843 erwähnt wird.⁶³ Beide ge-

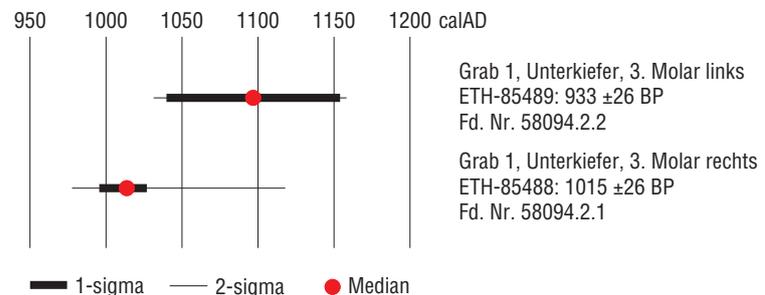


Abb. 21: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Die ¹⁴C-Daten vom Skelett aus Grab 1. Kalibriert mit Oxcal v4.4.4.

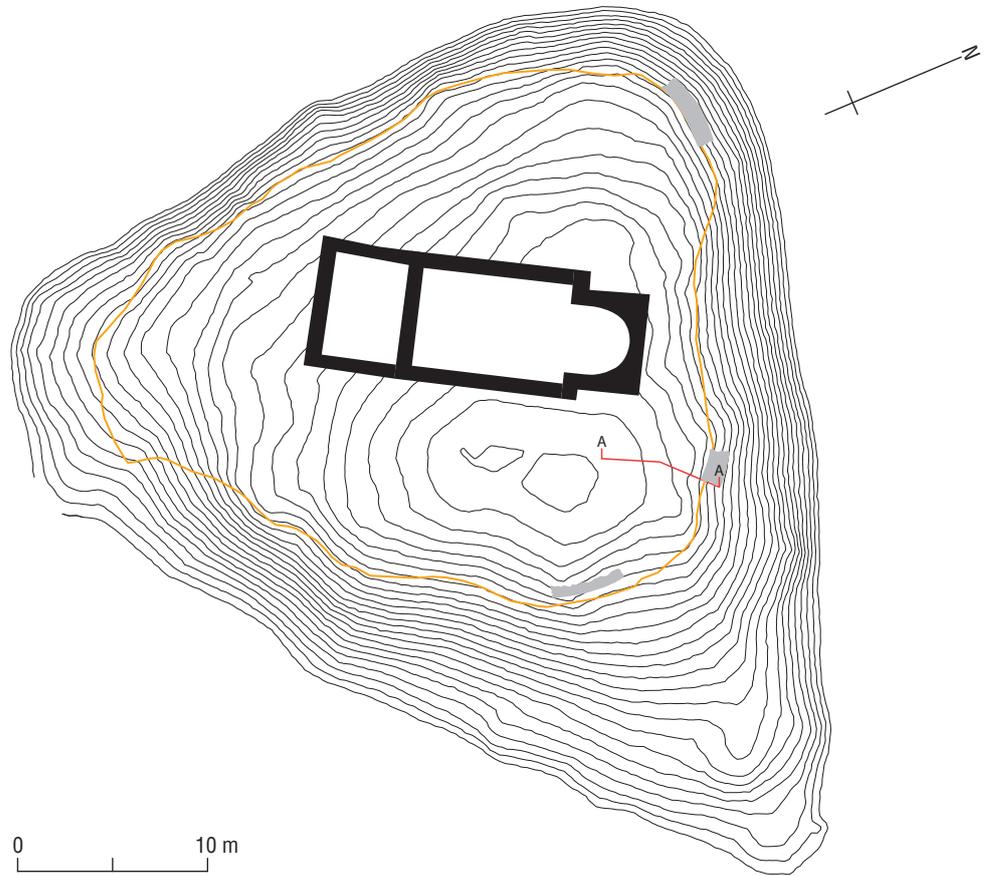
nannten Apsisinnenräume entsprechen allerdings nicht jenem vorliegenden von Bau III. Vergleichbar tief gestelzt – jedoch ohne Hintermauerung – ist beispielsweise die Apsis der Kirche St. Mamertus in Triesen (FL) gebaut, die Erwin Poeschel aufgrund eines daselbst festgestellten, wohl frühen Friedhofs⁶⁴ und der Form eines Apsisfensters ins erste Jahrtausend bzw. ins 10. Jahrhundert setzt.⁶⁵ Hans Rudolf Sennhauser datiert diese Kirche typologisch ins 9./10. Jahrhundert.⁶⁶ Eine innere Stelzung weist auch die hintermauerte, aber im Vergleich zu jener von Bau III weitaus kleinere Apsis der ersten Phase der Kirche St. Peter und Paul in Zizers auf. Dieser Bau wird von Hans Rudolf Sennhauser typologisch ins 7./8. Jahrhundert datiert.⁶⁷ Trotzdem möchte ich Bau III von Sogn Gieri, mit Rücksicht auf die Datierung des vorangegangenen Baus II und des nachfolgenden Baus IV, ins 9./10. Jahrhundert setzen. Die mittels naturwissenschaftlicher Analyse erfolgte Datierung von Bau IV macht jedenfalls Folgendes deutlich: Bei Bau III handelt es sich mit Sicherheit um jene Kirche, welche in den ottonischen Tauschurkunden erwähnt wird.

Bewehrungen des Hügels

Mittels drei Sondierungen nördlich, östlich und südlich des Chors wies der Ausgräber 1961 eine Umfassungsmauer des Hügels

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns

Abb. 22: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Grundriss Kirche (Bau III) mit Abschnitten der 1961 festgestellten Umfassungsmauer (grau). Äquidistanz der Höhenlinien: 20 cm. Orange Linie: Heutiger Waldrand. Rote Linie A–A: Südprofil von 1961, vgl. **Abb. 25**. Mst. 1:400.



nach **Abb. 22**. Östlich des Glockenturms erscheint sie als mindestens 120 cm breite Trockenmauer, welche aus hauptsächlich grösseren Bruchsteinen sorgfältig, aber in unregelmässigen Lagen aufgezogen worden ist. An dieser Stelle weist die Mauer noch eine Höhe von max. 80–100 cm auf. Eine Profilzeichnung zeigt hier bergseits ein deutliches Mauerhaupt **Abb. 25**. In den beiden anderen Sondiergräben haben sich nur noch die untersten Lagen der Mauer erhalten. Auf Skizzen und Fotos ist eine einäuptig gegen den Hang gestellte Mauer zu erkennen **Abb. 23**. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Mauer ursprünglich vermörtelt war und der Mörtel im Laufe der Zeit ausgewaschen wurde, wie das bei Wüstungsmauern oftmals zu beobachten ist. Die Umfassungsmauer liegt – an jenen Stellen,

wo sie gefasst werden konnte – jeweils genau am Rand der Hügelkuppe. Dort, wo sie bis zur untersten Lage dokumentiert ist, steht sie direkt auf dem anstehenden Felsen. Im Sondiergraben östlich des Glockenturms konnten zudem zwei menschliche Skelette freigelegt werden. Dabei handelt es sich einerseits um die schlecht erhaltenen Gebeine eines ca. 3 Jahre alten Kleinkindes unbestimmbaren Geschlechts (Grab 3), sowie um ein beinahe vollständig erhaltenes Skelett eines männlichen Individuums (Grab 4), welches im erwachsenen Alter (ca. 20–40 Jahre alt) verstarb **Abb. 24**.⁶⁸ Beide wurden in Rückenlage und in West-Ost-Richtung, mit Blick gegen Osten bestattet. Bedauerlicherweise sind beide Skelette heute nicht mehr auffindbar. Die Gebeine des Kleinkindes wurden damals nach der anthropologi-

schen Bestimmung nicht aufbewahrt; das des Mannes ist seit Jahrzehnten verschollen. Beide Bestattungen setzen die Existenz der Umfassungsmauer voraus, wie eine Profilzeichnung des Ausgräbers deutlich wiedergibt **Abb. 25**. Die Bestattungen liegen zuunterst in einer ca. 80 cm tiefen humosen Schicht, welche direkt auf der Felsoberfläche aufliegt und mit viel Felsschrotabfall durchsetzt ist. Dieses Material entstand also während Planierungsarbeiten auf der felsigen Hügelkuppe, wohl zum Zeitpunkt der Errichtung einer der kleineren Vorgängerkirchen. Es macht den Anschein, dass für die beiden Gräber ebenfalls felsiger Untergrund weggeschrotet wurde, was bedeutet, dass bei der Bestattung dieser beiden Toten Bruchmaterial angefallen ist. Die Füße des Erwachsenenskeletts stossen beinahe an die Umfassungsmauer – der Bezug der Bestattung zur Mauer ist offensichtlich. Die mit Felssplittern durchsetzte Schicht läuft in westlicher Richtung auf den hier ansteigenden Felsen aus. Ich gehe davon aus, dass sich etwa im Bereich der Schicht-Oberfläche **Abb. 25,5** bzw. weiter westlich direkt auf der Felsoberfläche das Gelniveau zur Zeit der beiden Grablegungen befand. Alle jüngeren, darüber liegenden Schichten zeigen nämlich keine Störung, welche beim Anlegen der Grabgrube entstanden sein müsste. Die Annahme des Ausgangsniveaus auf dieser Höhe zur Zeit der Anlage beider Gräber kann durch folgende Indizien untermauert werden: Einerseits entspricht die – im Vergleich zu heute eher geringe – Bestattungstiefe von 80 cm einem durchaus geläufigen Usus in früherer Zeit. Zweitens lag das Aussenniveau zurzeit von Bau II bzw. Bau III nur wenig höher als die Felsoberfläche. Aufgrund dieser Aspekte ist mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die Umfassungsmauer zum Zeitpunkt von Bau II resp. Bau III bereits existierte.



Abb. 23: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Sondierung südlich des Glockenturms. Reste der Umfassungsmauer des Hügels. Blick gegen Westen.



Abb. 24: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Skelett von Grab 4 in einer Sondierung östlich des Glockenturms. Blick gegen Süden.

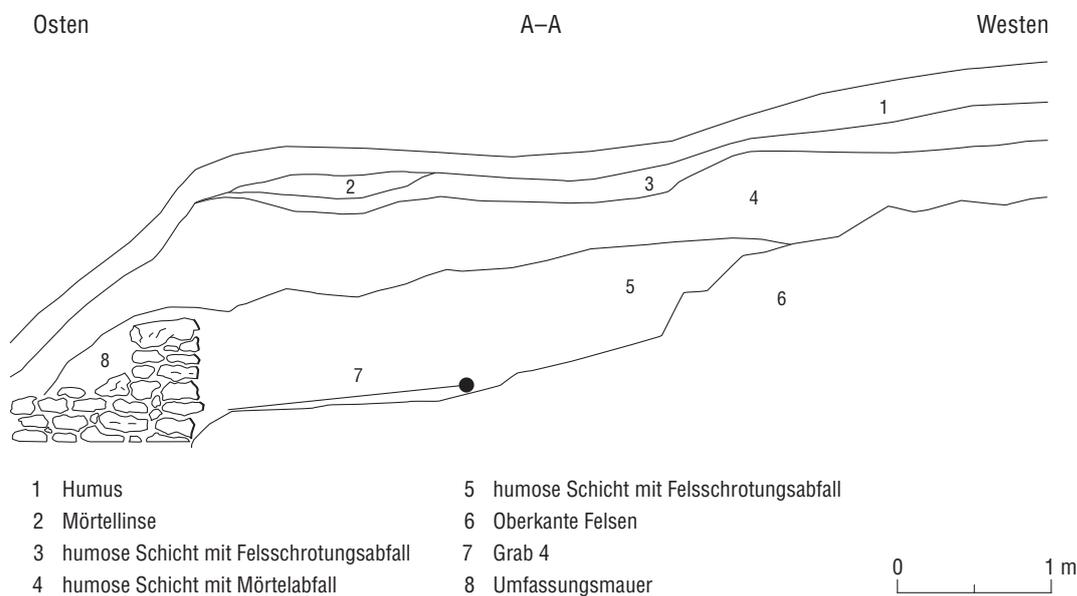


Abb. 25: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Sondierung östlich Glockenturm. Südprofil mit Umfassungsmauer und Grab 4, vgl. **Abb. 22**. Mst. 1:50.

Die Umfassungsmauer bricht hier, östlich des Chores, auf OK-Höhe der beschriebenen untersten Schicht **Abb. 25,5** ab. Dass sie aber ursprünglich um einiges höher war und über längere Zeit bestand, zeigt die Stratigrafie über dieser untersten Schicht **Abb. 25**. Sämtliche jüngeren Schichten verlaufen nämlich horizontal zur Geländekante hin und fallen erst genau dort ab, wo sich noch heute in tieferer Lage die Reste der Umfassungsmauer befinden. Dies wäre nicht der Fall, wenn jene jüngeren Schichten erst nach der Auflassung der Beringmauer entstanden wären. Das heisst, all diese Schichten rechneten ursprünglich mit einer damals noch höheren Umfassungsmauer und begannen erst hangseits abzufallen, als die Mauer in dieser Höhe weggebrochen war.

Die darüber liegende Schicht **Abb. 25,4** ist eine rund 50 cm starke, humose Strate mit auffallend vielen Mörtelstückchen. Diese deuten auf den Abbruch gemörtelter Mau-

ern hin. Ich vermute, dass diese Schicht während eines Kirchenneubaus entstand, wahrscheinlich Bau IV oder Bau V, nachdem grössere Teile älterer Mauern abgebrochen worden waren. Weiter ist die Schicht auch als Benutzungsschicht, also als Aussenniveau einer oder dieser beiden Phasen anzusprechen. Im Profil folgt eine max. 25 cm starke, humose Schicht, die ebenfalls viel Felsschrotungsmaterial enthält **Abb. 25,3**. Sie entstand wohl beim Bau des später an die bestehende Kirche angebauten Glockenturms, vor dessen Errichtung viel bestehendes Material abgetragen und sogar Steine älterer Mauerfundamente aus ihren Gruben entnommen wurden. Lokal liegt darüber eine dünnere Mörtellinse **Abb. 25,2**, welche auch 1997 beim Verlegen eines Blitzableiters festgestellt werden konnte. Damals wurde diese Schicht als Mörtelanmachstelle angesprochen – ob diese mit der Errichtung des Glockenturms zusammenhängt oder mit einer möglichen Erhöhung der Umfassungsmauer, muss offen-

bleiben. Sogar die oberste humose Schicht **Abb. 25,1** welche die heutige Grasnarbe bildet, könnte ursprünglich noch an die Umfassungsmauer gestossen haben.

Die beiden Bestattungen sind die einzigen, die bei den Sondierungen im Aussenbereich festgestellt werden konnten. Mit diesem bescheidenen Befund ohne weitere Gräberfunde einen früheren Volksfriedhof bei Sogn Gieri zu postulieren, geht zu weit.

Zusammenfassung: Während den Sondierungen in den 1960er-Jahren konnten süd- bis nordöstlich der Kirche Reste einer mindestens 120 cm breiten, trocken gemauerten Umfassungsmauer festgestellt werden. Ob sie anfänglich vermörtelt war und der Mörtel im Laufe der Zeit vollständig ausgewaschen wurde, muss offenbleiben. Die ursprünglich wohl mehrere Meter hohe Mauer befindet sich jeweils genau am obersten Böschungsrand der Hügelkuppe. Andere Stellen des Böschungsrandes wurde damals nicht untersucht. Es ist aber davon auszugehen, dass sich überall am Rand der Kuppe Überreste dieser Mauer finden lassen. So interpretiert entspricht das ehemals bewehrte Gelände etwa der Fläche der heute nicht bewaldeten Hügelkuppe mit einer Ausdehnung von ca. 700–750 m². Lediglich zwei im Aussenbereich festgestellte Bestattungen deuten eher nicht auf einen Volksfriedhof bei Sogn Gieri hin. Bei den beiden Toten dürfte es sich – wie bei den beiden im Narthex von Bau III Bestatteten – um prominente Personen gehandelt haben.

Datierung: Hinweise zur Datierung sind an der Mauer nicht zu finden. Da die beiden Skelette verschollen sind, kann auch kein *terminus ante quem* des Mauerbaus über Knochendatierungen erfolgen. Immerhin bewahrte der Ausgräber Holzkohlen auf, welche er der Grabgrube der beiden direkt

nebeneinanderliegenden Bestattungen entnommen hatte. Holzkohle in Grabgrubenfüllungen ist aus einigen, in frühmittelalterliche Zeit datierten Friedhöfen Graubündens bekannt.⁶⁹ Sie weisen möglicherweise auf eine heidnische Begräbnistradition hin, welche bis weit in christliche Zeit weitergeführt wurde. Zwei dieser in Rhäzüns geborgenen Holzkohlestücke – vermutlich desselben Astholzes – konnten mittels der ¹⁴C-Analyse datiert werden. Ihre Altersbestimmung weist ins 10. Jahrhundert **Abb. 26**. Da die beiden Gräber, aus deren Füllung die Holzkohle stammt, die Umfassungsmauer bereits voraussetzen, muss diese früher entstanden sein. Sie dürfte vor 960, dem Jahr des verbrieften Tauschhandels zwischen König und Bischof datieren. Mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit ist es damit erstmals gelungen, eine in Quellen des 8.–10. Jahrhunderts «*in castello*» genannte Befestigungsform materiell zu fassen.⁷⁰

Eine andere, sicher von Menschenhand getätigte Geländebearbeitung findet sich auf der Nord- und Ostseite des Hügels, ca. 15 Meter tiefer als die Böschungskante der Kuppe. Hier ist auf der Länge von ca. 8 Metern eine horizontal verlaufende, ca. 1,5 Meter breite Berme erkennbar **Abb. 27**

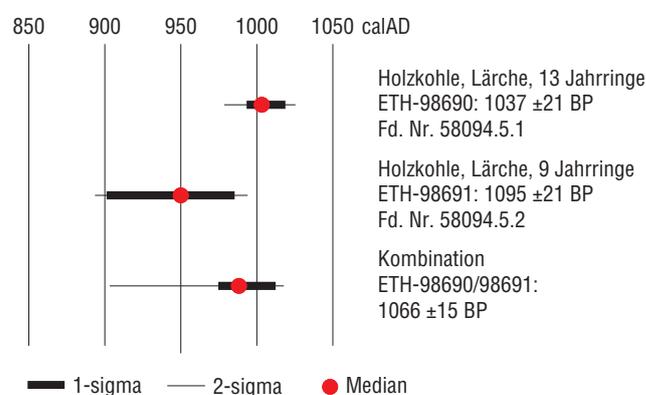


Abb. 26: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Die ¹⁴C-Daten der Holzkohle aus der Grubenfüllung von Grab 4, vgl. **Abb. 24**. Kalibriert mit Oxcal v4.4.4.

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns

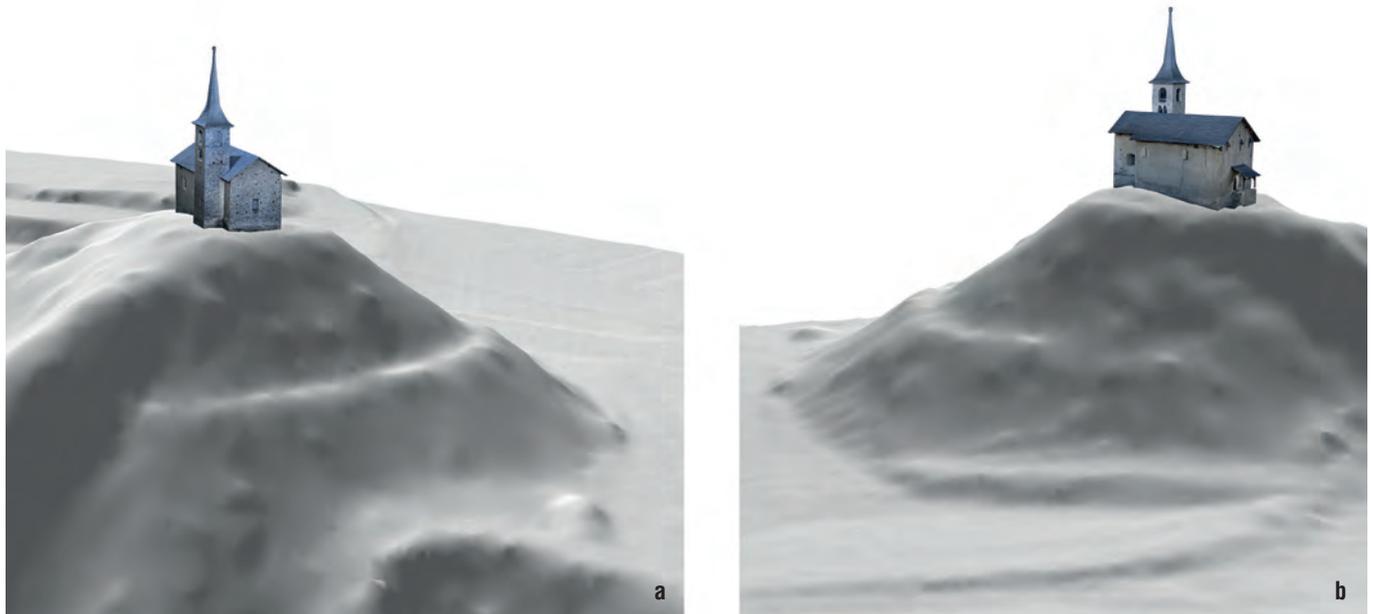


Abb. 27: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Dreidimensionales Geländemodell des Kirchhügels mit der Berme und der Kirche im heutigen Zustand. **a** Blick gegen Nordwesten, **b** Blick gegen Südosten.

Abb. 28. Sie beginnt bei der steilen Rheinuferböschung im Südosten und führt in nordöstlicher Richtung um den Hügel herum. Andere Spuren sind an dieser Stelle nicht auszumachen. So muss es offenbleiben, ob dieser Berme ursprünglich eine weitere Bewehrung – in welcher Form auch immer – vorgelagert war, oder ob allenfalls die hohe, heute bewaldete Böschung bis hinauf zur Hügelkuppe zum Teil von Menschenhand überformt ist. Zur Datierung dieser Berme können keine Angaben gemacht werden.

Bau IV

Bei Bau IV handelt es sich um einen umfassenden Kirchenneubau, dem der vollständige Abbruch des Vorgängerbaus III vorausgegangen ist. Zu diesem Neubau gehört das heute noch beinahe vollständig erhaltene Kirchenschiff, dessen östlichste Partie beim späteren Neubau des bestehenden Chores (Bau V) um etwa einen Meter verkürzt wurde. Die Frage nach dem

zu Bau IV gehörenden Chor beschäftigte 1961 auch die Ausgräber. Sie nahmen an, dass sich dessen Fundamente genau unter den heutigen Chormauern befinden, der Kirchenbau insgesamt also mit Bau V lediglich eine leichte Verkürzung des Schiffes erfahren hätte. Punktuelle Sondierungen im Jahr 2019 vermochten nun die Frage nach dem Chor zu Bau IV zu klären. Dabei wurde ersichtlich, dass zwar die heutige Chorstmauer auf dem Fundament des Chores von Bau IV steht, nicht aber die heutigen Nord- und Südauern. Etwa 70 cm nördlich ausserhalb der heutigen Nordost-Ecke des Chores fand sich das Fundament der nordöstlichen Chorecke zu Bau IV **Abb. 29**. Auf der gegenüberliegenden Seite im Süden ragt das Fundament der früheren Chorstmauer etwa 20 cm über die heutige Südost-Ecke hinaus und bricht dann ab **Abb. 30**. Tiefergehende Sondierungen an dieser Stelle zeigen auf, dass hier sämtliche Steine des älteren Fundaments aus ihrer Grube entnommen worden sind, wohl um beim

darauf folgenden Neubau des Chores wieder verwendet zu werden. Die Ergebnisse der jüngsten Sondierungen können folgendermassen zusammengefasst werden: Die Schiffsmauern von Bau IV gingen ursprünglich ohne Choreinzug, d. h. fluchtgetreu in die Chormauern über. Der rekonstruierte Grundriss von Bau IV zeigt sich neu als langgezogenes Rechteck, wenn auch ein leicht verschobenes, rhomboides, da alle vier Gebäudeecken keine exakten rechten Winkel aufweisen. Die lichten Masse des gesamten Baues betragen 17,80 m in der Länge und 8,70–8,80 m in der Breite **Abb. 31**.



Schiffseits sind die Mauern beinahe bis zur heutigen Krone erhalten. An einigen verputzfreien Stellen im Aussenbereich ist ein äusserst regelmässiges, in sorgfältigen Lagen aufgezogenes Mauerwerk erkennbar, welches durch Partien mit Ährenverband (*opus spicatum*) unterbrochen wird **Abb. 32**. Stellenweise hat sich auf diesen sichtbaren Mauerpartien ein *Pietra-Rasa*-Verputz erhalten, der die Steinköpfe freilässt und auf welchem die so verdeckten Fugen mit Kellenstrichen nachgezeichnet sind. Die fünf ursprünglichen, hoch in der Wand liegenden Fenster im Schiff und das in der



Abb. 28: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Die Berme mit Blick gegen Norden.

Abb. 29: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Unter der aktuellen Nordost-Ecke des Chores (Bau V) ragt das Fundament der Nordost-Ecke des Chores von Bau IV hervor. Blick gegen Südosten.

Abb. 30: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Das Fundament der östlichen Chormauer von Bau IV ragt über die aktuelle Südost-Ecke des Chores (Bau V) hinaus. Blick gegen Norden.

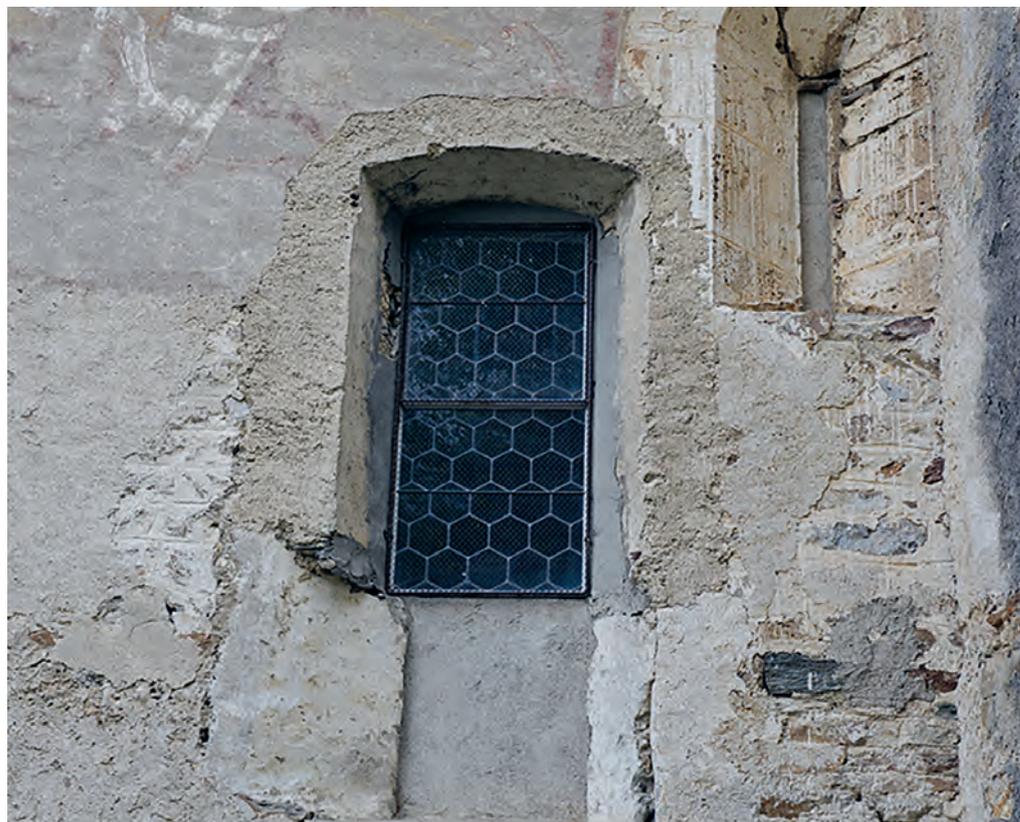


**Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns**

Abb. 31: Rhäzüns, Sogn Gieri.
2019. Grundriss Bau IV, erste
Hälfte 12. Jahrhundert.
Mst. 1:150.



Abb. 32: Rhäzüns, Sogn Gieri.
2019. Ausschnitt der Südfas-
sade des Schiffes mit sichtba-
rem älteren Mauerwerk und
rundbogigem Schiffsfenster
von Bau IV. Bildmitte: Jünger-
es, mehrfach verändertes
Fenster. Blick gegen Norden.



Südwand angelegte Kirchenportal habe ich bereits im Kapitel Baubeschreibung detailliert besprochen **Abb. 6**.

Eine ebenfalls 2019 im Innern des Glockenturmes durchgeführte Sondierung zeigte auf, dass die Schiffsüdmauer von Bau IV an der Stelle der heutigen Chorschulter stumpf endet. Dass es sich hier nicht um eine ehemalige Chorschulterecke handeln kann, machen die Ergebnisse der gleichzeitigen Aussensondierungen deutlich. Das eindeutig nicht ausgebrochene, sondern bewusst angelegte, stumpfe Mauerende kann nur mit einer ehemaligen Türöffnung erklärt werden. Das östliche Gegenstück dazu ist nicht erhalten, wie auch die gesamte Mauerpartie bis und mit der südöstlichen Chorecke von Bau IV, wie die Aussensondierungen zeigten. Hier wurden offensichtlich sämtliche Fundamentsteine entnommen, um sie beim Neubau des Chores oder bei der Errichtung des Glockenturms wieder zu verwenden. Dass zum Mauerbau brauchbare Steine an Ort selten sind, zeigt ein geologisches Gutachten. Dazu mehr im Kapitel zu Bau V. Zurück zum stumpfen Mauerende: Eine Tür an dieser Stelle dürfte in eine frühere Sakristei geführt haben. Sogn Gieri übte nachweislich lange Zeit die Funktion einer Pfarrkirche aus, wozu in der Regel auch eine Sakristei zum Aufbewahren der Messgewänder und der liturgischen Geräte gehörte. Die Sakristei ist üblicherweise vom Chorraum her zugänglich, was zur Frage führt, wie die Andachtsräume im langgezogenen Rechteckgrundriss damals aufgeteilt waren. Ein bisher nie interpretiertes Detail aus der Grabung von 1961 kann dazu Aufschluss geben: Zwei rechteckige Fundamente aus sorgfältig zugehauenen Quelltuffsteinen, welche etwas östlich des heutigen Choreingangs und ca. in paralleler Ausrichtung zum bestehenden Chorbogen freigelegt werden konnten. Beide greifen



Abb. 33: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Das südliche Pfeilerfundament **A** am Übergang von Schiff und Chor von Bau IV. Blick gegen Osten.



Abb. 34: Rhäzüns, Sogn Gieri. 1961. Ausschnitt des Schiffmörtelbodens **A** von Bau IV. Der Boden wurde auf eine schuppenartig verlegte Steinrollierung gegossen. Darüber ein Rest des Mörtelbodens **B** von Bau V. Blick gegen Südosten.

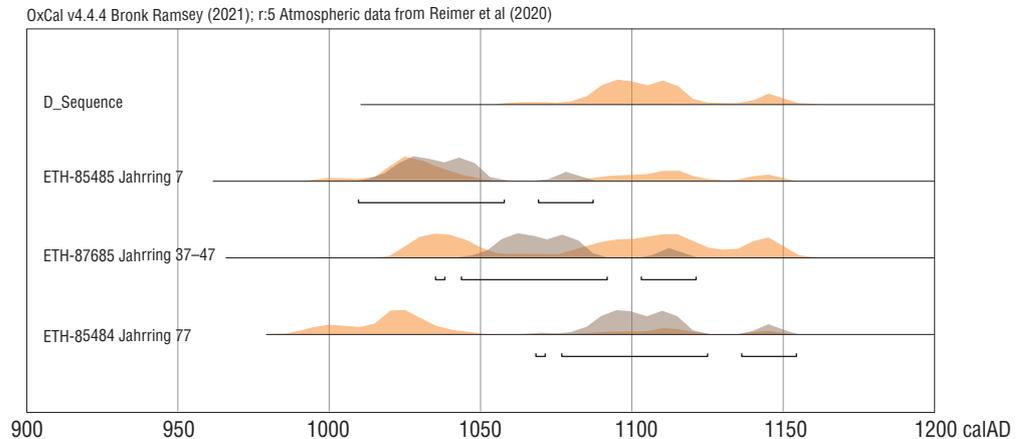


Abb. 35: Rhäzüns, Sogn Gieri. Das *wiggle-matching*-Ergebnis des hölzernen Türsturzes von Bau IV belegen die Datierung in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Kalibriert mit Oxcal v4.4.4.

in den Bestand der Kirchenbauten II/III ein. Das nördliche Fundament besitzt die Masse 130×130 cm, das südliche 130×110 cm **Abb. 33**; der Abstand dazwischen beträgt 2,70 m. Beide Fundamente weisen horizontale Oberflächen auf. Noch erhaltene Verputzgräte, die auf der Oberfläche des südlichen Fundaments einen rechteckigen Rahmen bilden, können darauf hinweisen, dass gemauerte Pfeiler auf diesen Quelltuffsteinsockeln standen. Der Rechteckrahmen von 100×80 cm gibt die Masse der Pfeiler oder ihrer Basen an. Zwischen den beiden Fundamenten legte der Ausgräber seinerzeit ein aus Bruchsteinen gemauertes, etwa 60 cm breites vermörteltes Fundament frei, welches als Chorstufenunterlage gedeutet werden kann. Schiffseits bördelt ein fragmentarisch gefasster Mörtelboden **Abb. 34** gegen das Chorstufenfundament auf. Die Stufe selber oder Reste eines gleichzeitigen Chorbodens sind nicht erhalten. Alle älteren Strukturen im heutigen Chorraum wurden bei der Errichtung des bestehenden Chores (Bau V) abgetragen.

Wie können die ursprünglich auf den beiden Quelltuffsteinsockeln stehenden Pfeiler gedeutet werden? Die zwischen

den Pfeilern liegende Chorstufe zeigt an, dass hier der Übergang vom Schiff in den Chorraum von Bau IV lag. Es ist vorstellbar, dass auf dieser Linie eine von drei bogenartigen Öffnungen durchbrochene Wand den Raum unterteilte. Die mittlere Bogenöffnung hätte eine Spannweite von ca. 3 m, die beiden seitlichen Bögen im Norden und Süden wären mit ca. 2 m bzw. ca. 1,9 m etwas schmaler und könnten sich wandseits jeweils auf Vorlagen oder Konsolen gestützt haben. Die mittlere, etwas breitere Öffnung darf als Triumphbogen deutlich höher angenommen werden, als die beiden seitlichen.⁷¹ Weil eine Pfarrkirche einer Glocke bedarf, um die – hier besonders entfernt wohnenden – Gläubigen zur Messe zu rufen, vermute ich über dem Dach den Standort eines Glockenjochs, ähnlich jenem, das in der nächstfolgenden Bauphase V belegt ist. Möglicherweise lag das Chordach etwas tiefer als jenes über dem Schiff. Der Chorraum entpuppt sich jedenfalls mit seiner bescheidenen Tiefe von etwa 3,5 m im Verhältnis zur Breite von 8,8 m als eher schmale Raumeinheit. Die vermutete Sakristeitür in der südlichen Chormauer liegt in diesem Fall unmittelbar östlich der Raumtrennung.

Etwas später wird die Chorstufe im mittleren Bogen um einen Meter nach Westen ins Schiff verschoben. Davon zeugen auf dem Boden des Kirchenschiffs liegende Fundamentreste und Überbleibsel einer gleichzeitig errichteten Wangenmauer im Süden der Stufe **Abb. 9**.

Ein weiterer Einbau in Bau IV, der bis anhin nicht gedeutet wurde, befindet sich in der nordwestlichen Ecke des Schiffes. Hier konnte der Ausgräber vier gemauerte und mit Mörtel verbundene Sockel freilegen **Abb. 19**. Drei davon lehnen direkt an die Nord- bzw. an die Westwand des Schiffes. Ein Vierter steht frei im Raum; alle vier zusammen bilden ein Viereck von ca. 4 × 4 m. Die Grösse der Sockel ist nicht einheitlich. Sie variiert zwischen 1,5 × 1,5 m bis 1,0 × 0,8 m. Alle besitzen aber eine beachtliche Tiefe. Aufgrund ihrer Lage in der Nordwestecke des Schiffes und dem Umstand,

dass das damalige Kirchenportal nicht im Westen, sondern im Süden lag, lassen sich diese vier Sockel als Fundamente für ein Taufsteinziborium deuten – als ein auf Säulen oder Pfeilern stehender Baldachin über dem Taufstein. Spätestens mit der Verlegung des Eingangs an seinen heutigen Ort in der Westwand muss das Ziborium abgebrochen worden sein.

Bau IV konnte mit naturwissenschaftlichen Methoden datiert werden. Der hölzerne Sturz über der inneren Leibung des damaligen Eingangsportals ergab mittels *wiggle-matching* den Zeitraum der ersten Hälfte 11. Jahrhunderts für die Errichtung von Bau IV **Abb. 35**.⁷² Dank der Eingrenzung durch *wiggle-matching* konnte nachträglich das Endjahr 1117 (Kernholz) als die wahrscheinlichste Datierung bestimmt werden. Das Datum erinnert an eine bereits erwähnte historische Quelle⁷³: Der ebenfalls in die

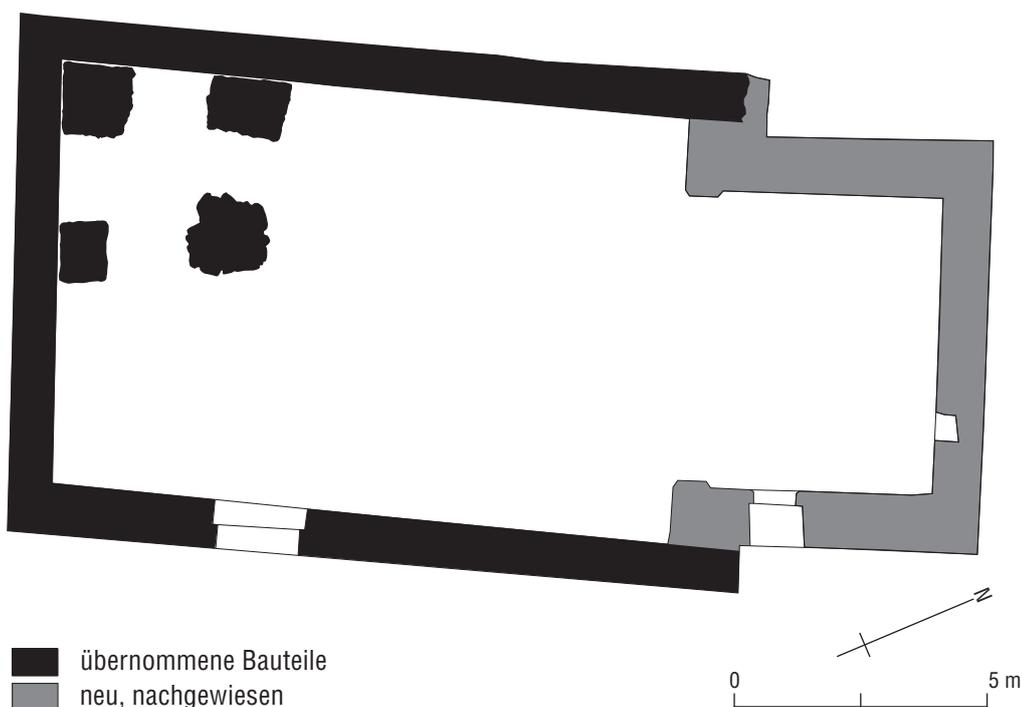


Abb. 36: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Grundriss Bau V, erste Hälfte 13. Jahrhundert. Mst. 1:150.

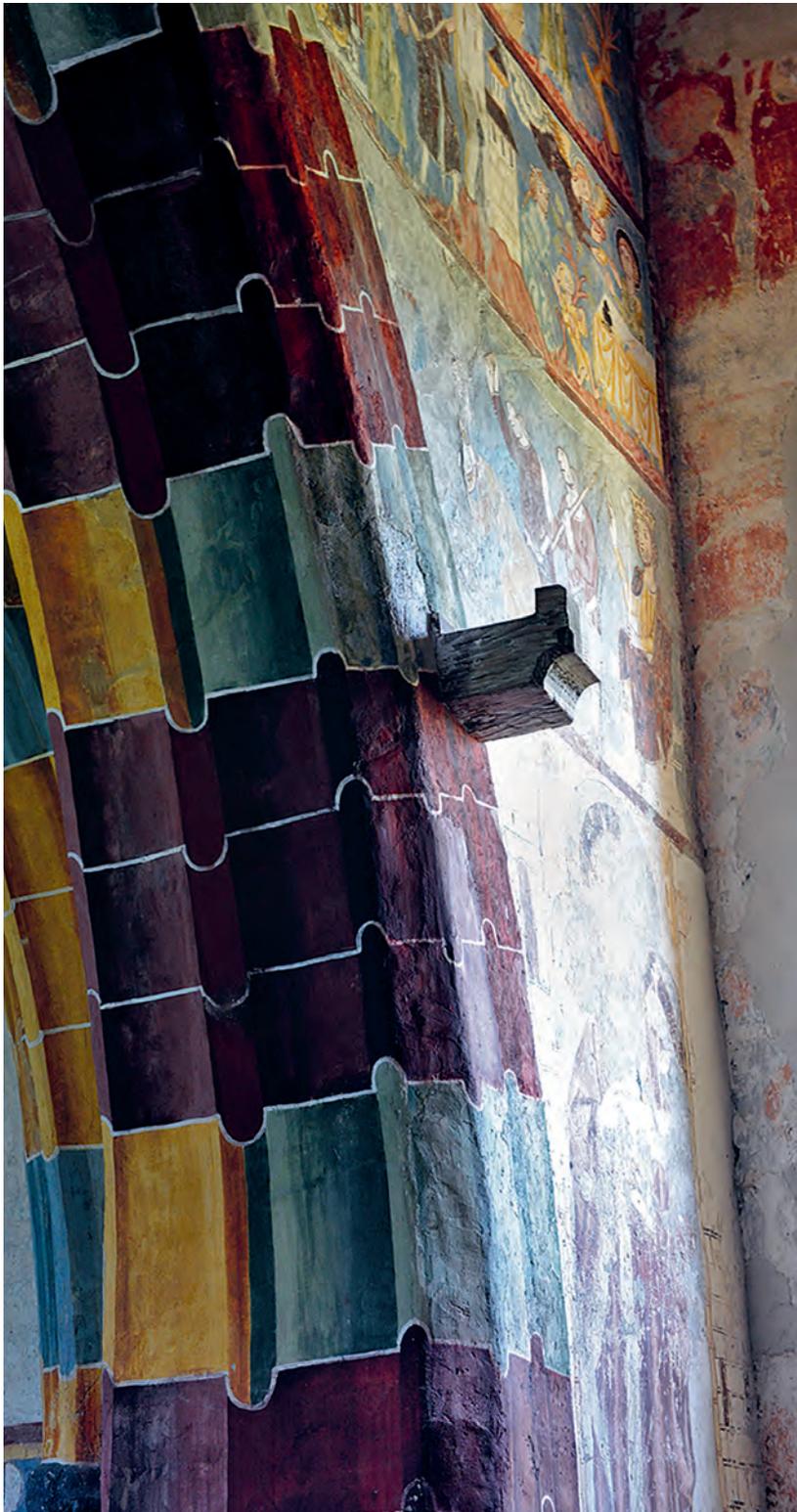


Abb. 37: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Hölzerne Konsole an der Südseite des Triumphbogens. Blick gegen Südosten.

1. Hälfte des 12. Jahrhunderts datierte und am 19. August eingetragene Vermerk ins Jahrzeitenbuch des Bistums Chur – «*eodem die dedicatio eccl. S. Georgii in Peneduze*» – ist mit «an diesem Tag [19. August] wurde die St. Georgskirche von Bonaduz geweiht» zu übersetzen. Der Eintrag bezieht sich auf das Kirchweihfest, die jährliche Erinnerung an eine (die?) Weihe. Da die Kalendernotiz im Jahrzeitenbuch aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhundert stammt, weist sie höchstwahrscheinlich auf die Weihe von Bau IV hin.

Einige Mauerflächen von Bau IV zeigen deutlich eine rötliche Verfärbung des Mörtels, wie sie bei grosser Hitzeeinwirkung entsteht. Weiter stellte der Ausgräber 1961 fest, dass die Unterlage des damals entfernten, wohl zu Bau V gehörenden Chormörtelbodens Brandschutt enthielt. Es ist deshalb wahrscheinlich, dass Bau IV von einem Brandereignis betroffen war, das zum folgenden Neubau des Chores (Bau V) führte.

Bau V

Offenbar als Folge eines Brandes wurde der Chorbereich von Bau IV niedergelegt und an seiner Stelle der heute bestehende, eingezogene, im Osten wieder gerade geschlossene Chor errichtet **Abb. 36**. Dabei ist das bestehende Schiff zwar übernommen, aber im Osten etwas gekürzt worden. Zusammen mit dem Chor Neubau entstanden auch das heute bestehende Gewölbe und der Chorbogen. Im aktuellen Dachraum ist erkennbar, dass die Chormauern und der Chorbogen, auf welchem sich noch Reste eines gemauerten Glockenjochs erhalten haben, im Verband gemauert wurden.

Das Mauerwerk des Chores unterscheidet sich stark von jenem des Schiffes, wurde dieses doch nicht mehr in gleichmässigen

Lagen hochgezogen, wie bei Bau IV. Als erster (und einziger flächendeckender) Ausenputz auf den Chormauern zeigt sich ein leicht beiger Besenwurf-Putz, welcher auch an beinahe sämtlichen Partien des älteren Schiffes zu beobachten ist. Zwar nicht bezüglich des Mauercharakters und des sehr unterschiedlichen Mörtels, aber betreffend der Steinauswahl ist das Mauerwerk des Chores gut vergleichbar mit jenem von Bau IV. Es sind nachweislich sogar Steine des Chores von Bau IV beim Neubau wiederverwendet worden. Der sorgsame Umgang mit dem Steinmaterial ist gut begründet, fällt doch aus dem feinkiesigen Material, welches das Geländeplateau von Rhäzüns und Bonaduz bildet, kein zum Mauerbau brauchbares Material an. Eine petrographische Analyse des Mauerwerks von Schiff und Chor – also der Bauten IV und V – durch den Geologen Christoph Nänni, Tiefbauamt Graubünden, zeigt auf, dass lediglich 20% der verwendeten Mauersteine gerundet, also vermutlich aus dem Flussbett des Hinterrheins hergeholt worden sind.⁷⁴ Die übrigen 80% hingegen sind kantige Bruchsteine aus Steinbrüchen oder natürlichen Geröllhalden der weiteren Umgebung im Domleschg, im Schams, im Raum Ilanz/Glion, ja sogar aus der Umgebung von Marmorera und Bivio. Lediglich die für Gebäudeecken, Gewölberippen, Öffnungs- und Bogenleibungen verwendeten Quelltuffsteine könnten aus einem nahe bei Rhäzüns liegenden Vorkommen geholt worden sein.

Die Ausgräber trafen 1961 sowohl im Schiff, wie im Chor auf Steinrollierungen gegossene Mörtelböden, die während den Grabungen vollständig entfernt wurden. Vermutlich stammten diese Böden, wie auch die dazugehörige, aus Tuffsteinen errichtete Chorstufe, aus der Zeit von Bau V. Dieser Schluss ist möglich, da sich in den Boden-

rollierungen und in der Chorstufe viele wiederverwendete Tuffsteine befanden. Es ist anzunehmen, dass dieses Steinmaterial aus vorgängig abgebrochenen Bauteilen stammt. Im Vordergrund dieser Überlegung steht die Bogenwand zwischen Schiff und Chor von Bau IV.

Ob die Sakristei von Bau IV mit dem Bau des neuen Chores um- oder neu gebaut wurde, wissen wir nicht. Offensichtlich bestand aber dieser Nebenbau zurzeit von Bau V weiter. Dies zeigt sich daran, dass die heutige Türe in der Chorsüdwand zum später hinzugefügten Glockenturm bereits zeitgleich mit der Mauer entstanden ist. Sie ist mit dem späteren Anbau des Glockenturms erhöht worden.

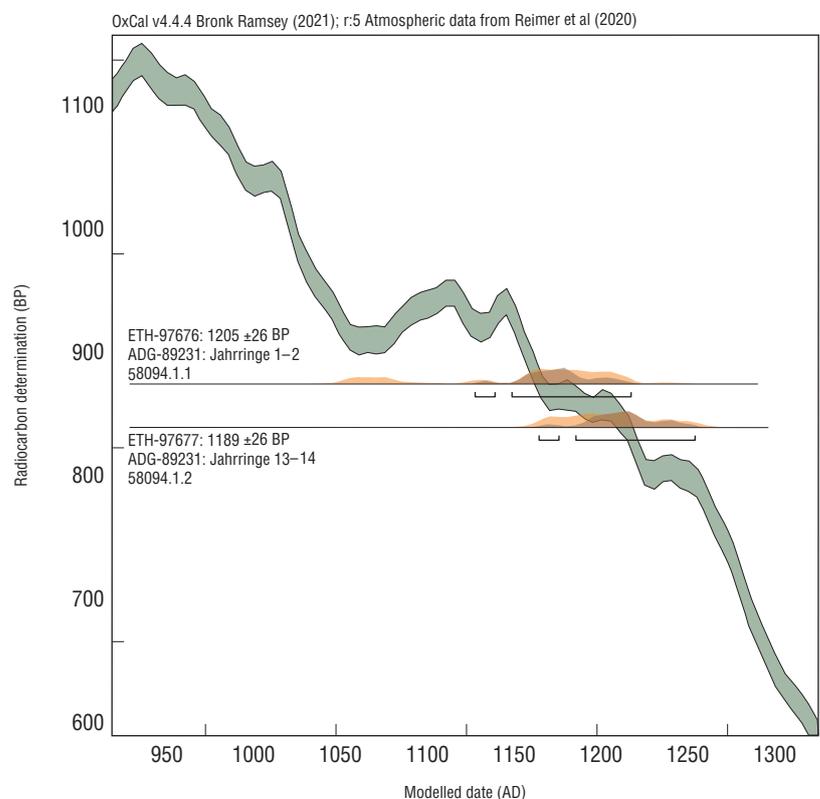


Abb. 38: Rhäzüns, Sogn Gieri. Das *wiggle-matching*-Ergebnis der hölzernen Konsole (Kernholz) auf der Nordseite des Triumphbogens von Bau V belegen dessen Bauzeit in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Kalibriert mit Oxcal v4.4.4.



Abb. 39: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Fragmente einer überlebensgrossen Darstellung des Heiligen Christophorus (14. Jahrhundert) an der Südfassade des Chors. Blick gegen Norden.

Auch Bau V konnte mittels *wiggle-matching* naturwissenschaftlich datiert werden. Als Untersuchungsgrundlage diente das Holz einer der beiden Konsolen am Triumphbogen **Abb. 37**. Danach ist Bau V in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren **Abb. 38**.⁷⁵ Die relativ kurze Zeitspanne zwischen der Errichtung von Bau IV und Bau V kann mit dem erwähnten Brand erklärt werden.

Für die Baugeschichte von Interesse ist die 2019 erfolgte Entdeckung einer älteren Malschicht unter den bestehenden Malereien des 14. Jahrhunderts im Chorgewölbe.⁷⁶ Diese Beobachtung des Restaurators Oskar Emmenegger, Zizers, verdeutlicht, dass der überwölbte Chor nicht erst im 14. Jahrhundert kurz vor der heute bestehenden Ausmalung gebaut wurde.⁷⁷

Das 14. Jahrhundert

Bauliche Veränderungen, welche im 14. Jahrhundert getätigt wurden, sind keine zu beobachten, obwohl es anscheinend solche gegeben hat. Ein Hinweis darauf ist im später angebauten Glockenturm zu finden. Die beiden Bodenbalken des dritten Turmgeschosses sind aufgrund ihrer Bearbeitungsspuren als Spolien zu erkennen, d. h. sie sind vor ihrem Einbau in den Turm schon einmal in anderer Funktion verwendet worden. Sie konnten dendrochronologisch ans Ende des 14. Jahrhunderts datiert werden.⁷⁸ Welchem früheren Bauteil diese Balken vor der Errichtung des Glockenturms entnommen worden sind, muss offenbleiben.

Im 14. Jahrhundert entstanden die ausserordentlichen Wandmalereien im Schiff und im Chor, für die die Kirche heute weithin berühmt ist **Abb. 2**. Auch das St. Georgs-Gemälde an der Südfassade des Schiffes **Abb. 6**; **Abb. 32**, wie jenes des Hl. Christo-

phorus an der südlichen Chorfassade sind in dieser Zeitspanne gemalt worden. Eine ausführliche Beschreibung dieses bemerkenswerten Bilderreigens ist in der vorliegenden Arbeit nicht beabsichtigt.⁷⁹ Einen Hinweis zur Baugeschichte von S. Gieri liefert aber möglicherweise das grosse Christophorusbild, welches sich ganz am östlichen Ende der Chorsüdfassade befindet, so als wäre weiter westlich kein Platz dafür vorhanden gewesen **Abb. 39**. Die Anordnung dieses Bildes ist denn auch ein weiteres Indiz für die einstmalige Existenz einer vom Chor aus zugänglichen Sakristei südlich der Kirche.

Eine der beiden heute im Turm hängenden Glocken wird von Erwin Poeschel ins 14. Jahrhundert datiert.⁸⁰ Dies aufgrund der in gotischen Majuskeln gehaltenen In-

schrift, welche neben den vier Evangelisten auch den Kirchenpatron Georg aufzählt. Möglicherweise hing diese Glocke früher im Glockenjoch, dessen Reste noch heute im Dachraum über dem Triumphbogen erkennbar sind.

Wieder unter Anwendung von *wiggle-matching* gelang es die altertümlich anmutenden Balkenbänke im Schiff **Abb. 41** zu datieren. Das Ergebnis weist in die Zeit um 1359 **Abb. 42**.⁸¹

Ein zweiphasiger Glockenturm

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde der heute sechsgeschossige Glockenturm an der Südseite des Chores angebaut **Abb. 7**. Vor dem Turmbau muss hier ein Baukörper – wohl die Sakristei – niedergelegt worden

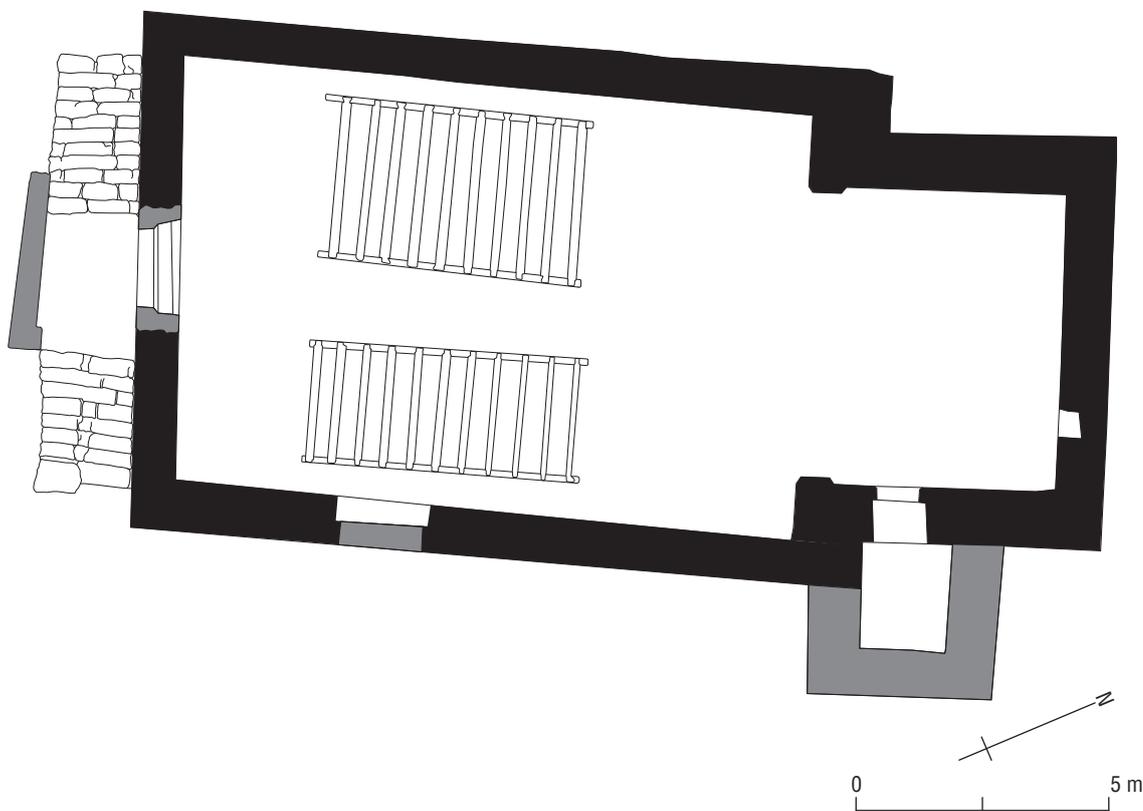


Abb. 40: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Grundriss der Kirche mit Veränderungen 14.–16. Jahrhundert. Mst. 1:150.



Abb. 41: Rhäzüns, Sogn Gieri. 2019. Die Bankreihen (14. Jahrhundert) in der südlichen Schiffshälfte. Blick gegen Südosten.

sein. Der vormalig vom Chor in die Sakristei führende Durchgang dient seither als Zugang in den Turm. Mit dem Anbau des Glockenturms ist das südliche Chorfenster geschlossen worden. Hingegen wurde der Turm so angelegt, dass das grosse Christophorusbild aus dem 14. Jahrhundert, an der Südfassade des Chores weiterhin frei und sichtbar blieb.

Der Glockenturm ist zweiphasig. In seiner ersten Fassung endete sein gemauerter Teil unterhalb der heutigen Schallöffnungen. Im direkt darunterliegenden Geschoss haben sich auf allen vier Seiten die früheren Schallöffnungen erhalten. Dabei handelt es sich um spitzbogig endende, gekuppelte Fenster, von denen zwei heute zugemauert sind. Aufgrund von typologischen Vergleichen, beispielweise mit den Schall-

öffnungen des Glockenturms der Kirche in Flerden am Heinzenberg⁸², kann diese erste Fassung des Glockenturms ins 15. Jahrhundert datiert werden. Ein weiteres Indiz für diese Datierung liefert die zweite der beiden Glocken, welche heute im Stuhl hängt. Ihr Schriftband endet mit der Jahreszahl 1465.⁸³

Zu einer späteren Zeit ist der Glockenturm um ein Geschoss auf seine aktuelle Grösse erhöht worden. Erwin Poeschel setzt diesen Bauvorgang ins 16. Jahrhundert.⁸⁴ Diese Datierung wird durch einen im 4. Geschoss, also im älteren Teil des Turmes, nachträglich eingesetzten Bodenbalken bestätigt. Das Fälldatum des Baumes, aus welchem dieser Balken gefertigt wurde, liegt im Herbst/Winter 1566/1567.⁸⁵

Spätere Veränderungen am Kirchenbau

Ebenfalls ins 16. Jahrhundert datiert Poeschel den heute bestehenden, in die Malereien des 14. Jahrhunderts eingebrochenen Haupteingang in der Kirchenwestwand **Abb. 40**; **Abb. 8**.⁸⁶ Bezüglich dieser Türe konnte 2019 folgendes festgestellt werden: Der Einbau dieses Portals erfolgte mit demselben Kalkmörtel, den die heute bestehende, zum Portal führende Treppenanlage aufweist. Dieser

Mörtel wurde auch für die Vermauerung des Südeingangs verwendet. Das bedeutet, dass die beiden Türen nie gleichzeitig offen und begehbar waren.

Möglicherweise in den Zeitraum des 15./16. Jahrhunderts ist der Einbau eines eher schmalen, hohen Fensters im Osten der Schiffssüdwand zu datieren, das in die Malereien des 14. Jahrhunderts einbricht. Es ist bzw. war das einzige Kirchenfenster von

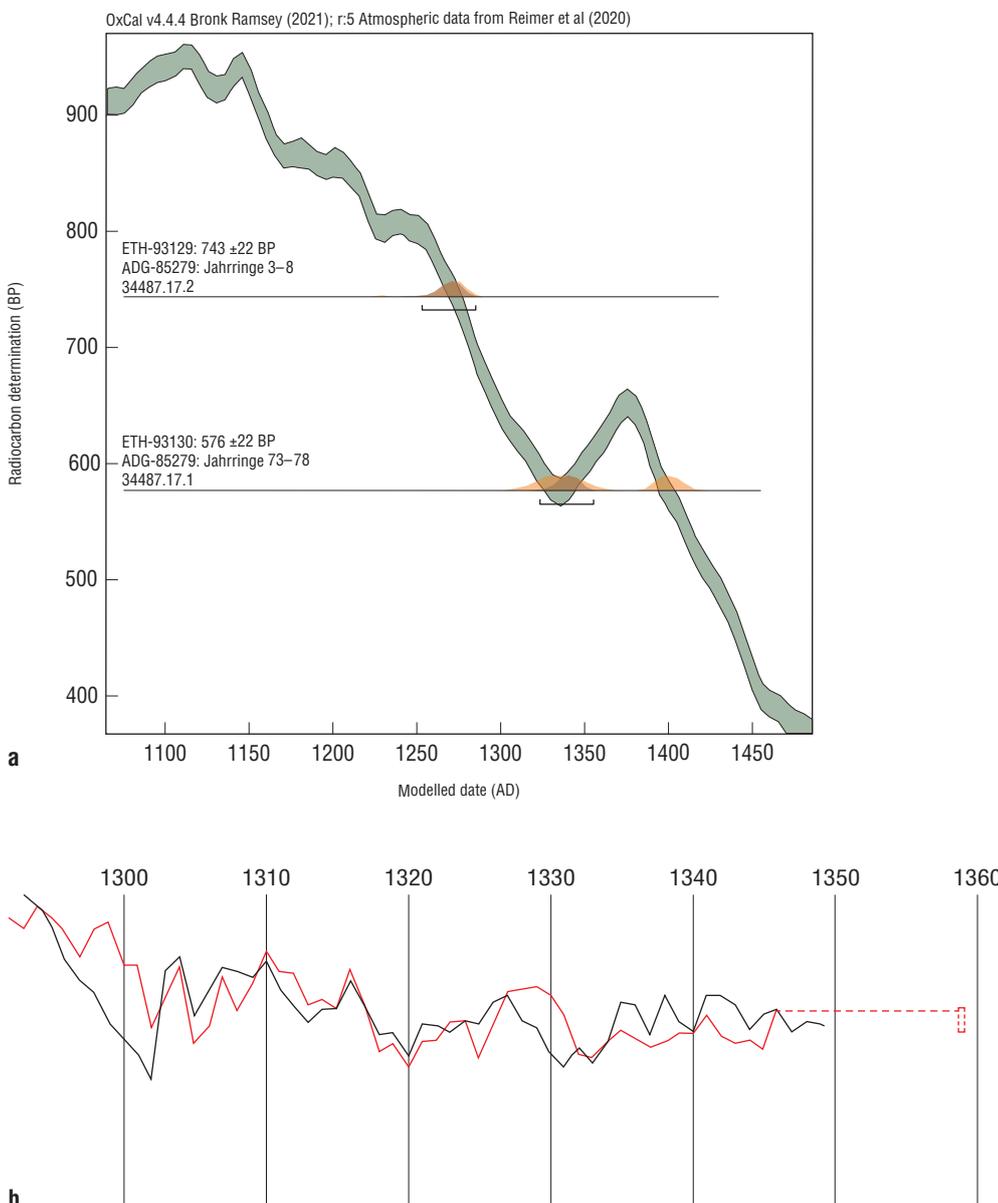
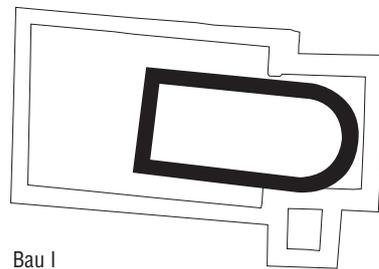


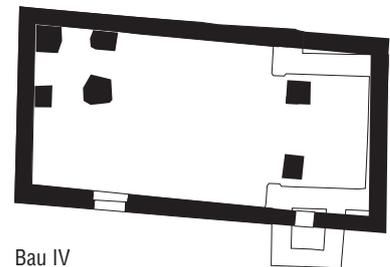
Abb. 42: Rhäzüns, Sogn Gieri.
a Das wiggle-matching ergab für die äussersten erhaltenen Jahrringe des Stirnbalkens einen 2 Sigma-Bereich von 1329 bis 1357. Kalibriert mit OxCal, v4.4.4 (2021).
b Die Synchronlage der Jahrringkurve des Stirnbalkens (ADG-85279) auf der Mittelkurve ADG-3968 (Valendas, Haus Joos) auf dem Endjahr 1346 (t-Wert: 5,0; 73,6 % Gleichläufigkeit; Überlappung: 53 Jahre). Bis zur unsicheren Waldkante konnten 13 Jahrringe gezählt werden. Somit wurde der Baum im Jahr 1359 oder wenige Jahre danach gefällt.

Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns

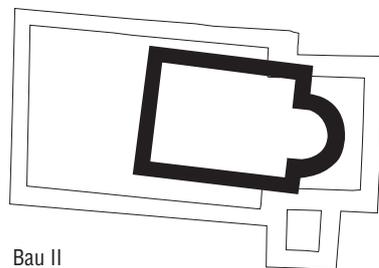
Abb. 43: Rhäzüns, Sogn Gieri.
2019. Die Kirchenbauten in
der Übersicht. Mst. 1:400.



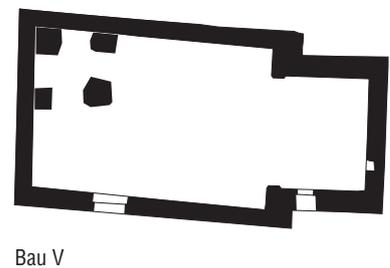
Bau I
6./7. Jahrhundert



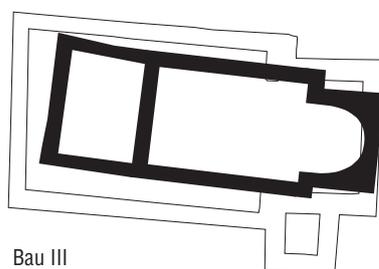
Bau IV
erste Hälfte 12. Jahrhundert



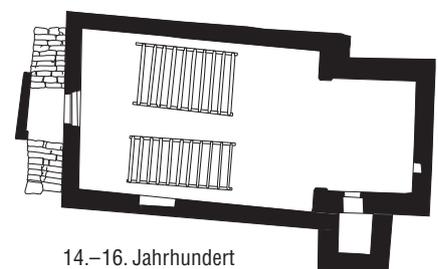
Bau II
8./9. Jahrhundert



Bau V
erste Hälfte 13. Jahrhundert



Bau III
9./10. Jahrhundert



14.–16. Jahrhundert

0 10 m



Sogn Gieri, welches solche Dimensionen aufwies **Abb. 6**; **Abb. 32**. Mit dem Einbau des neuen Fensters dürfte mehr Licht unmittelbar auf einen neu errichteten Nebenaltar gefallen sein, der an die südliche Chorschulter anlehnt und dort teilweise Malereien des 14. Jahrhunderts verdeckt. Die östliche Leibung dieser Öffnung, deren ursprüngliche, obere Ausgestaltung heute wegen eines erneuten Fensterumbaus nicht mehr erkennbar ist, wurde nachweislich einmal verändert.

In barocke Zeit, also in den Zeitraum des 17./18. Jahrhunderts, datieren die drei aktuellen südlichen Fenster im Schiff, wie auch jenes in der Nordwand des Chores. Ebenso das aktuelle Dach über der Kirche und die bestehende, flache Leistenfelderdecke über dem Schiff, welche laut einer Inschrift an der Decke durch Jakob Moron im Jahr 1731 angebracht worden war.

Anmerkungen

- 1 HEGLAND ARNE/SIMONETT JÜRIG: IVS-Dokumentation 1195 Reichenau (provisorische Fassung). Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS). Bern 1991.
- 2 Bernhard Overbeck und Jürg Rageth postulieren die Begehung des Lukmanierpasses mittels archäologischer Funde bereits in römischer Zeit. OVERBECK BERNHARD: Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit, Teil II. Die Fundmünzen. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 21. München 1973, 229–230 (Nr. 160). – RAGETH JÜRIG: Römische Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 47. Chur 2004, 14–17; 58 (Nr. 168).
- 3 Im ausgehenden Mittelalter gilt sie als weniger attraktive Alternative bzw. Konkurrenz zur so genannten «Oberen Strasse», welche von Chur über die Lenzerheide, das Oberhalbstein zu den Pässen Julier und Septimer führte. – SIMONETT JÜRIG: Verkehrserneuerung und Verkehrsverlagerung in Graubünden. Chur 1986, 8–10. – RAGETH 2004, wie Anm. 2.
- 4 BÜHLER LINUS/RAGETH SIGIS/COLLENBERG ADRIAN: Rhäzüns: Freiherrschaft, Österreichische Enklave, Bündner Kreis. Chur/Glarus 2018.
- 5 SEIFERT-UHERKOVICH LUDMILA/DOSCH LEZA: Kunstführer durch Graubünden. Herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Bern 2008, 101–103.
- 6 Für wertvolle Hinweise und die kritische Durchsicht des Manuskripts bedanke ich mich ganz herzlich bei: Hans Rudolf Sennhauser, Archäologe in Bad Zurzach AG; Florian Hitz, Historiker in Chur; Georges Descœudres, Archäologe in Oberengstringen ZH; Prisca Roth, Historikerin in Haldenstein.
- 7 «*In Raczunne mansos. II.*» siehe: MEYER-MARTHALER ELISABETH/PERRET FRANZ: Bündner Urkundenbuch, I. Band (BUB I). Herausgegeben durch die Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden. Chur 1955, 391(6).
- 8 Zum Reichsgutsurbar: CLAVADETSCHER OTTO P.: Das churrätische Reichsgutsurbar als Quelle zur Geschichte des Vertrags von Verdun. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 70, 1953, 1–63. Neudruck in: DERS.: Rätien im Mittelalter. Disentis/Sigmaringen 1994, 114–176. – DERS.: Nochmals zum churrätischen Reichsgutsurbar aus der Mitte des 9. Jahrhunderts. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 76, 1959, 319–328. Neudruck in: DERS.: Rätien im Mittelalter. Disentis/Sigmaringen 1994, 177–186. – GRÜNINGER SEBASTIAN: Stratigraphie, Struktur und Textur des Churrätischen Reichsgutsurbars: Streifzüge durch die «Geologie» eines frühmittelalterlichen Güterverzeichnisses. In: EISENHUT HEIDI/FUCHS KARIN/GRAF MARTIN HANNES/STEINER HANNES (Hrsg.): Schrift, Schriftgebrauch und Textsorten im frühmittelalterlichen Churrätien. Basel 2008, 222–249.
- 9 MEYER-MARTHALER/PERRET 1955, wie Anm. 7, 98–101 (Nr. 119).
- 10 Die Nachfolger von Otto I. bestätigen dem Churer Bischof mehrmals diesen Tausch. So zum Beispiel Kaiser Otto II. im Jahr 976: MEYER-MARTHALER/PERRET 1955, wie Anm. 7, 117–118 (Nr. 142). – Die Bestätigungsurkunden von Otto III. (988) bis Heinrich IV. (1061) enthalten den Passus über die Befestigung (*castellum*) nicht mehr: MEYER-MARTHALER/PERRET 1955, wie Anm. 7, 122–124 (Nr. 148), 127–129 (Nr. 156), 140–142 (Nr. 177), 145–147 (Nr. 181), 157–159 (Nr. 197). – Vgl. auch: CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 182 (Anm. 9).
- 11 Bei der zweiten handelt es sich um die Kirche St. Georg in der Burganlage Jörgenberg bei Waltenzburg/Vuorz, welche bereits im churrätischen Reichsgutsurbar von 842/43 genannt wird: MEYER-MARTHALER/PERRET 1955, wie Anm. 7, 391 (24–25): «...*ecclesiam sancti Georgii in Castello.*» Zu Jörgenberg auch: CLAVADETSCHER/MEYER 1984, wie Anm. 10, 109. – Eine möglicherweise dritte befestigte und in Schriftquellen erwähnte Kirchenanlage kann zumindest vermutet werden, je nachdem wie das *et* (und) im Quellentext interpretiert wird. Es handelt sich dabei um die Marienkirche bei/in der Burganlage Castelmur im Bergell, welche ebenfalls beim Tausch im Jahr 960 ans Bistum Chur gelangte. Erst 988, in der zweiten Bestätigung des Tausches, wird sie jedoch erstmals genannt: «...*insuper Bergalliam, vallem cum castello et decimali ecclesia...*»: MEYER-MARTHALER/PERRET 1955, wie Anm. 7, 123 (Nr. 148). Zu Castelmur auch: CLAVADETSCHER/MEYER 1984, wie Anm. 10, 227.
- 12 POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Band III: Rhäzünser Boden, Domleschg, Heinzenberg, Oberhalbstein, Ober- und Unterengadin. Basel 1940, 42.
- 13 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER GUDRUN: Churrätien im Frühmittelalter. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 26. München 1980, 18 (Abb. 2), 52–54.
- 14 SCHINDLER MARTIN PETER: Auf dem Ochsenberg in Wartau stand kein Kirchenkastell. Werdenberger Jahrbuch 1994, 101.
- 15 SENNHAUSER HANS RUDOLF (Hrsg.): Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit. Band 1. München 2003, 149–150.
- 16 CLAVADETSCHER/MEYER 1984, wie Anm. 10, 181.
- 17 «*Eodem die dedicatio eccl. S. Georgii in Peneduze.*» Siehe: JUVALT WOLFGANG VON (Hrsg.): Necrologium Curienne – Die Jahrbücher der Kirche zu Cur. Chur 1867, 82 (19. August).
- 18 Zum Titel *rector ecclesie* vgl. OBERHOLZER PAUL: Vom Eigenkirchenwesen zum Patronatsrecht. Leutkirchen des Klosters St. Gallen im Früh- und Hochmittelalter. St. Gallen 2002, 146–147.
- 19 Gemeindearchiv Rhäzüns Nr. 10.
- 20 Gemeindearchiv Rhäzüns Nr. 36.
- 21 So jedenfalls eine Vermutung Erwin Poeschels: POESCHEL 1940, wie Anm. 12, 43. Dass hauptsächlich abgelegene Mutterkirchen in ihrer Funktion durch andere abgelöst wurden, ist zwar eher sel-

- ten, kam aber vor. Bei den bekannten Beispielen (z. B. von St. Johann auf Hohenrätien zu St. Gallus in Portein) geschah dies aber meist früher: SAULLE HIPPENMEYER IMMACOLATA: Die Entstehung der Bündner Kirchengemeinden. In: BECKERATH ASTRID VON / NAY MARC ANTONI / RUTISHAUSER HANS (Hrsg.): Spätgotische Flügelaltäre in Graubünden und im Fürstentum Liechtenstein. Chur 1998, 21–24, besonders 24. – Zu Hohenrätien: SAULLE HIPPENMEYER IMMACOLATA / BRUNOLD URSUS: Nachbarschaft, Pfarrei und Gemeinde in Graubünden 1400–1600, Quellen. Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Band 8. Chur / Davos 1997, 142–153 (Nr. 62 und Nr. 63).
- 22 POESCHEL 1940, wie Anm. 12, 42–43.
- 23 RUTISHAUSER HANS / CARIGIET AUGUSTIN: Die Friedhofskirche Sogn Paul in Rhäzüns, ein bedeutender Bau des Mittelalters. Baugeschichte und mittelalterliche Wandmalereien. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1993, 152–167. – FONTANA ARMON: Die Kirchen von Rhäzüns. Nossadunna – Sogn Paul – Sogn Gieri. Schweizerische Kunstführer GSK Nr. 755. Bern 2004, 16–26.
- 24 POESCHEL 1940, wie Anm. 12, 46–56. – RAIMANN ALFONS: Gotische Wandmalereien in Graubünden. Disentis 1983, 314–357.
- 25 Erwin Poeschel selbst schürfte während seinen Aufnahmen für den 1940 erschienen Kunstdenkmälerband am Plateaurand südöstlich der Kirche und stellte dort eine 95 cm breite Mauer fest: POESCHEL 1940, wie Anm. 12, 58. – Dokumente im Staatsarchiv Graubünden: Nachlass Erwin Poeschel, Sig. XII 23c2c2; II. Kunstdenkmäler Graubündens, VI. Bezirk Imboden, 16. Kreis Rhäzüns, 114 Rhäzüns.
- 26 CLAVADETSCHER / MEYER 1984, wie Anm. 10, 181.
- 27 Für wertvolle Hinweise zu Eugen Bieler bedanke ich mich bei Jürg Hassler, Amt für Wald und Naturgefahren Graubünden.
- 28 Unterlagen im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden: Ereignis Nr. 69124.
- 29 JOOS LORENZ: Die Münzfunde von Rhäzüns von 1904, 1951, 1952 und 1956. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1956, 128–136. – siehe auch Archäologischer Dienst Graubünden: Fundstellen Nr. 2468, 2485, 67757, 67762, 67764–67766. – ZÜRCHER ANDREAS C.: Urgeschichtliche Fundstellen Graubündens. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 27. Chur 1982, 36 (Nr. 151).
- 30 DEPLAZES LOTHAR / SAULLE HIPPENMEYER IMMACOLATA: Bündner Urkundenbuch, VI. Band (BUB VI). Herausgegeben durch das Staatsarchiv Graubünden. Chur 2010, 547 (Nr. 3610).
- 31 Gemäss dem Rätischen Namenbuch besteht die Vermutung, dass der romanische Ortsname *Panaduz* eine frühe Umstellung aus *Pedenuz* und damit eine Ableitung aus dem alträtischen *Pitino* sein soll, was Burg oder Wehranlage bedeutet (siehe auch *Patnal*): PLANTA ROBERT VON / SCHORTA ANDREA: Rätisches Namenbuch, Band 2.2. Bern 1964, 776.
- 32 ESCHER-BÜRKLI JAKOB: Auf alten Strassen am Hinter-
rhein. Neujahrsblatt auf das Jahr 1931 zum Besten des Waisenhauses in Zürich. Zürich 1931, 7.
- 33 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 13, 48–49. – Zu den frühesten Funden in Valbeuna siehe auch: ZANIER WERNER: Alpenrheintal. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 59. München 2006, 176–177. – HILTY CAROLINE / EBNÖTHER CHRISTA / SEIFERT MATHIAS: Bonaduz, Valbeuna und Bot Panadisch: römische und vorrömische Funde. In: Archäologie Graubünden 3. Glarus / Chur 2018, 23–49.
- 34 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 13, 53–54.
- 35 Dokumentationen im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden: Ereignis Nr. 2467, 2474, 2478, 2480. – RAGETH JÜRIG: Rhäzüns, Castugls / Cresta Leunga. Fundbericht Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 60, 1977, 149–150. – Bei jüngsten Gräberfunden im Jahr 2019 gelang hingegen eine Datierung in spätantik-frühmittelalterliche Zeit.
- 36 STEINER HANNES: «...da sie behender als Gemsen über die Berge dahinliefen». Sarazenen im Schweizerischen Alpenraum. Bündner Monatsblatt 2009, 471–498. – SCHULZE-DÖRLAMM MECHTHILD: Ungarneinfälle in die Schweiz im Spiegel archäologischer Funde. *helvetia archaeologica* 161, 2010, 13–29. – JANOSA MANUEL / JECKLIN-TISCHHAUSER URSINA / GRÜNINGER SEBASTIAN: Ilanz im Frühmittelalter. In: Archäologie Graubünden 3. Glarus / Chur 2018, 90–91.
- 37 POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich / Leipzig 1930, 16; 25.
- 38 POESCHEL 1940, wie Anm. 12, 43–44.
- 39 So z. B. WYSS ALFRED: Kirche St. Georg von Rhäzüns. Schweizerische Kunstführer 54, 1963, 3. – RAIMANN 1983, wie Anm. 24, 315. – FONTANA 2004, wie Anm. 23, 28. – SEIFERT-UHERKOVICH / DOSCH 2008, wie Anm. 5, 101.
- 40 POESCHEL 1940, wie Anm. 25.
- 41 Neue Bündner Zeitung, 13. Januar 1962. – Bündner Tagblatt, 2. Februar 1962.
- 42 Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1961, 12–13 und Abb. 9. – Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 54, 1971, 252–253.
- 43 OSWALD FRIEDRICH / SCHAEFER LEO / SENNHAUSER HANS RUDOLF: Vorromanische Kirchenbauten. Ansbach 1966, 269. – SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 13. – SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15. – FONTANA 2004, wie Anm. 23.
- 44 Frühere Beschreibungen wie in Anm. 39 und Anm. 43.
- 45 Dokumentation im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden: Ereignis Nr. 2463.
- 46 Bericht vom 26.11.2019. Dendrolabor, Archäologischer Dienst Graubünden.
- 47 Dokumentation im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden: Ereignis Nr. 69195. Besten Dank an Christoph Walsler, Brida Pally, Marcel Schneebeili, Esther Scheiber und Bernd Heinzle, alle Archäologischer Dienst Graubünden. Ganz herzlichen Dank an Orlando Fetz, Messmer von

- Sogn Gieri, für sein Interesse, seine Geduld und seine tatkräftige Unterstützung während den gesamten Forschungsarbeiten.
- 48 Für aufschlussreiche Angaben bedanke ich mich ganz herzlich bei Christoph Nänni, Tiefbauamt Graubünden.
- 49 POSCHINGER ANDREAS VON: Weitere Erkenntnisse und weitere Fragen zum Flimser Bergsturz. *Swiss Bulletin für angewandte Geologie*, Vol. 11/1, 2006, 35–43.
- 50 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 13, 70–72. – SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 191–193.
- 51 CLAVADETSCHER URS: Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Maria Magdalena in Stierva. In: *Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden*. Chur 1992, 262–265. – SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 183–184.
- 52 SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 117–118.
- 53 SULSER WALTHER/CLAUSSEN HILDE: Sankt Stephan in Chur. Zürich 1978, 167–168. – SENNHAUSER HANS RUDOLF: St. Stephan und St. Luzi in Chur – 30 Jahre nach dem Grundlagenwerk von Hilde Claussen und Walther Sulser. In: *Westfalen* 87, 2009, 55–80.
- 54 Frühere Beschreibungen wie in Anm. 39 und Anm. 43. – SENNHAUSER HANS RUDOLF: Mausoleen, Krypten, Klosterkirchen und St. Peter I-III in Salzburg. In: ZWINK EBERHARD (Hrsg.): *Frühes Mönchtum in Salzburg*. Salzburg 1983, 72. – SENNHAUSER HANS RUDOLF: *Problemi riguardanti le chiese dei secoli VII e VIII sul territorio della Svizzera*. In: BROGIOLO GIAN PIETRO (Hrsg.): *Le chiese tra VII e VIII secolo in Italia settentrionale*. Mantova 2001, 183–184.
- 55 JANOSA/JECKLIN-TISCHHAUSER/GRÜNINGER 2018, wie Anm. 36, 61–111.
- 56 GRÜNINGER IRMGARD: Die Pfarrkirchen Walenstadt und Mels im Früh- und Hochmittelalter. *Geschichte und Kultur Churrätens*. Festschrift für Pater Iso Müller OSB. Disentis 1986, 132–136.
- 57 SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 143.
- 58 DESCEUDRES GEORGES: Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Gallus in Morschach. *Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz* 78, 1986, 205–213.
- 59 Frühere Beschreibungen wie in Anm. 54.
- 60 Frühere Beschreibungen wie in Anm. 43.
- 61 Bericht von Viera Trancik Petitpierre (Interkantonale Arbeitsgemeinschaft für Anthropologie IAG, Bottmingen BE), Juli 2018. *Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden: Dokument Nr. 148730*.
- 62 SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 13, 74–77. – SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 197–198.
- 63 SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 156–157.
- 64 Jakob Bill hält die Anlage des Friedhofs ab dem 9. Jahrhundert für möglich: BILL JAKOB: Triesen, St. Mamertus. *Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein*, Band 87. 1987, 227–244.
- 65 POESCHEL ERWIN: *Die Kunstdenkmäler des Fürstentums Liechtenstein. Sonderband*. Basel 1950, 106, 120–124.
- 66 SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 190–191.
- 67 SENNHAUSER 2003, wie Anm. 15, 204–206.
- 68 Angaben gemäss anthropologischem Protokoll von Walter Leutenegger am 24. August 1966. *Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden: Dokument Nr. 55319*.
- 69 Bonaduz: SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER 1980, wie Anm. 13, 153 (Grab 455). – Schiers: ERB HANS: *Bau- und Grabfunde aus frühchristlicher Zeit in Schiers*. *Bündner Monatsblatt* 1962, 79–89 – GAUDENZ GIAN: *Schiers- Pfarrhausgarten, eine frühmittelalterliche Nekropole*. In: *Archäologie in Graubünden – Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden*. Chur 1992, 206–211. – Haldenstein: JANOSA MANUEL: *Ein frühmittelalterliches Gräberfeld in Haldenstein*. *Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden*, 1999, 37.
- 70 Werner Meyer vermutet, bei seiner 1965/66 durchgeführten Grabung in Sagogn, Schiedberg, die gemörtelte Umfassungsmauer eines gemauerten Wohnkomplexes aus der Zeit um 700 gefasst zu haben und identifiziert diesen Befund mit der Textstelle «*Item [Secanio = Sagogn] in castrò sala muricia...*» im sogenannten Tellotestament aus dem Jahre 765: MEYER-MARTHALER/PERRET 1955, wie Anm. 7, 15 (Nr. 17). – MEYER WERNER: *Die Ausgrabungen der Burgruine Schiedberg*. In: BOSCARDIN MARIA-LETIZIA/MEYER WERNER: *Burgenforschung in Graubünden. Berichte über die Forschungen auf den Burgruinen Fracstein und Schiedberg*. *Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters*, Band 4. Olten/Freiburg i. Br. 1977, 82 (M 40 und M 27). – Falls diese Identifikation zutreffen sollte, kann diskutiert werden, ob mit den Begriffen *castellum* und *castrum* in frühen Schriftquellen allenfalls materielle Unterschiede von damaligen Befestigungsformen zu verstehen sind.
- 71 Eine Anlehnung dieser raumtrennenden Konstruktion an südalpine *tramezzi* (Chormauern), wo sich meist in einer hohen, schiffseits bemalten Wand drei gedrungene, gleichhohe und gleichbreite Bögen in den Chor öffnen, fällt schon aus formalen Gründen ausser Betracht. Bekannte Beispiele wie in Lugano TI, Santa Maria degli Agnoli, Varallo (I), Santa Maria delle Grazie oder Bellinzona TI, Sta. Maria delle Grazie datieren zudem allesamt in jüngere Zeit.
- 72 wie Anm. 46.
- 73 JUVALT VON 1867, wie Anm. 17
- 74 Protokoll von Christoph Nänni, Tiefbauamt Graubünden, am 7.5.2019.
- 75 wie Anm. 46.
- 76 Mündliche Mitteilung von Restaurator Oskar Emmenegger, Zizers.
- 77 Was in früheren Beschreibungen festgehalten wird: POESCHEL 1940, wie Anm. 12, 44. – RAIMANN 1983, wie Anm. 24, 315. – FONTANA 2004, wie Anm. 23, 28.

**Baugeschichte der
Kirche Sogn Gieri (St. Georg)
bei Rhäzüns**

- 78** wie Anm. **46**, Labor-Nr. 85270 und 85271.
79 RAIMANN 1983, wie Anm. **24**.
80 POESCHEL 1940, wie Anm. **12**, 58.
81 wie Anm. **46**.
82 POESCHEL 1940, wie Anm. **12**, 201–202.
83 POESCHEL 1940, wie Anm. **12**, 58.
84 POESCHEL 1940, wie Anm. **12**, 45–46.
85 wie Anm. **46**, Labor-Nr. 85268.
86 POESCHEL 1940, wie Anm. **12**, 44.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–2, 4, 6–43: Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 3: Inv. Nr.: V C 45, Rätisches Museum Chur
Abb. 5, 27: Archäologischer Dienst Graubünden.
Quelle: Bundesamt für Landestopografie swisstopo

Adresse

Manuela Janosa
Archäologischer Dienst
Graubünden
Gürtelstrasse 89
CH-7001 Chur
manuel.janosa@adg.gr.ch

Neuzeitliche Keramik aus der Chesa Giorgio in S-chanf, Cinuos-chel

Andreas Heege

Einführung

Mitten in der Fraktion Cinuos-chel, in der Engadiner Gemeinde S-chanf liegt die Chesa Giorgio, ein typisches Engadinerhaus **Abb. 1**. Das Haus wurde laut dendrochronologischer Datierung in der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut **Abb. 2**.¹ Bis 1912 war auf der Ostseite noch eine Scheune mit Stall angebaut. 1928 war das Dach immer noch mit Holzschindeln gedeckt und es gab keine Elektrizität im Haus. 1937, 1978, 1986 und 1989 wurden verschiedene Teile des Hauses grundlegend renoviert. Die Anlage einer Drainageleitung vor der Südseite und der Westfassade führte 1992 zur Entdeckung eines bis dahin unbekanntes Kellerraums unter der Hauseinfahrt und zugleich zur Bergung der hier zu besprechenden Funde.²

Das Wohnhaus befindet sich vermutlich seit 1794 im Besitz der Vorfahren der Familie Hedinger. Seit 1894 gehörte es Johann Leon Not Giorgio-Hedinger (1855–1925), einem Onkel von Christoph Hedinger (1917–1999), der das Haus bis zu seinem Tod besass. Johann Leon Not Giorgio war Telegrafist und tätig im Telegrafienbüro in Chur und in Bellinzona TI.³ Das Haus wurde um 1900 schon seit längerer Zeit nicht mehr landwirtschaftlich genutzt und war zeitweise vermietet. Zuerst für Arbeiter beim Bau der Rhätischen Bahn und im frühen 20. Jahrhundert an den Dorflehrer M. Rauch. Nach 1999 gehörte es der Erbengemeinschaft Christoph Hedinger und seit 2020 Bettina Hedinger.

Ausgrabung und Befund

Im Sommer 1992 wurde von den Eigentümern die Erstellung einer Drainage auf der West- und der Südseite des Wohnhauses in Auftrag gegeben. Auslöser war die aufsteigende Feuchtigkeit, die dem Fassadenputz abträglich war. Die Aushubarbeiten

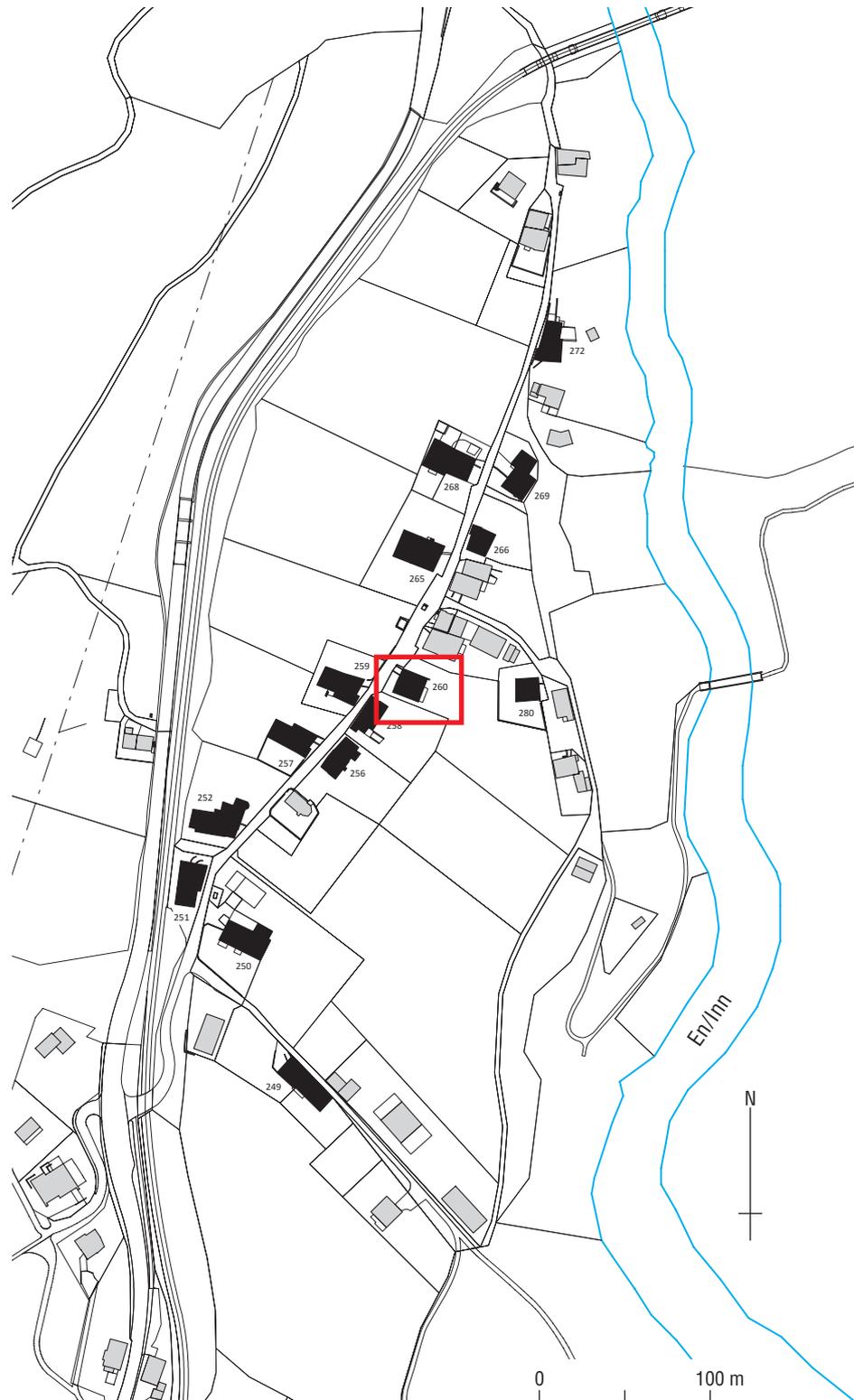


Abb. 1: S-chanf, Cinuos-chel, Lage der Chesa Giorgio. Ausschnitt aus der Kartierung des Siedlungsinventars Cinuos-chel und Susauna. Mst. 1:4000.



Abb. 2: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Ansicht der Westfassade im Jahr 2019. Unter der Zufahrt zum Haus lag der unbekannte und mit dem Keramikinventar verfüllte Keller. Blick gegen Südosten.

wurden mittels eines kleinen Baggers im August 1992 ausgeführt. Im Zuge der Baggerarbeiten stiess man überraschend auf einen bisher nicht bekannten Kellerraum. Dieser befindet sich ausserhalb des Gebäudegrundrisses vor der Westfassade des Hauses **Abb. 3**. Es besteht keine bekannte mündliche Überlieferung zu diesem Keller.⁴

Der Raum war etwa zu zwei Dritteln der Höhe mit «Schutt» verfüllt. Dieser wurde im selben Sommer aus dem Kellerraum entfernt. Zur Erschliessung des Aussenkellers wurde mittels eines neuen Mauerdurchbruchs ein schmaler Zugang aus der Cuort, d. h. aus dem Gebäudeinnern, geschaffen. Die überwiegend von Hand abgetragene bzw. ausgeschaufelte Kellerfüllung wurde von Bettina Hedinger durchsucht und das darin vorhandene Fundmaterial geborgen. Es fand keine wissenschaftliche Untersuchung im eigentlichen Sinne statt. Eine Stratigrafie konnte nicht beobachtet werden. Es wurden alle Objekte geborgen, wobei auffiel, dass Tierknochen fehlten und die wenigen Metallfunde, u. a. landwirtschaft-

liche Geräte oder Werkzeuge, extrem stark korrodiert waren. Die Metallfunde wurden zu einem späteren Zeitpunkt undokumentiert entsorgt. Das Fehlen von dickwandigen Bier- oder Weinflaschen geht nicht auf eine bewusste Fundmaterialeselektion zurück, sondern entspricht den tatsächlichen Auffindungsumständen. Das Fundmaterial aus Glas oder Keramik wurde im Oktober 1992 von Bettina Hedinger unter Beihilfe der Nachbarkinder Seraina, Claudio, Corina und Chatrina Caviezel gewaschen und ein Teil der Keramik zusammengesetzt.

Der neuentdeckte gewölbte Raum befindet sich strassenseitig vor der Westfassade des Hauses unter der Auffahrt zum Hauseingang südlich der Cuortabfahrt (Kellerabfahrt). Er ist wohl bauzeitlich (Mitte 16. Jahrhundert). Der Raum hat eine Grundfläche von ca. 2,6 × 2,7 m. Der ursprüngliche, heute zugemauerte Eingang zum Keller ist in der Mauer, die die Cuortabfahrt begrenzt und den Hauszugang sichert. Es handelt sich bei dem Eingang um einen überwölbten Durchlass mit einer Höhe von ca. 1,6 m und einer Breite von 1,2 m. Wie der Zugang zur Nutzungszeit verschlossen wurde (Holztür?), ist nicht geklärt. Ab einem unbekanntem Zeitpunkt wurde der Aussenkeller als «Mülldeponie» für zerbrochene Keramik und nutzlose Objekte aus Glas und Metall, jedoch offenbar nicht für organischen Müll verwendet. Nach dem Fundmaterial und seiner Datierung zu urteilen, geschah dies vor allem im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, während Objekte aus dem frühen 20. Jahrhundert, mit einer Ausnahme, nicht vorzuliegen scheinen. Wann der Eingang zum Keller zugemauert und die Aussenwand der Cuortabfahrt neu verputzt wurde, ist unbekannt, jedoch kann möglicherweise die Glasflasche «PURAN» (als jüngster Fund) ein Hinweis sein, dass dies nach 1923 geschah (vgl. **Kat. 218**). Nach Abschluss der

Sanierungsarbeiten 1992 wurde der ältere, äussere Zugang verschlossen belassen. Die ursprüngliche Funktion des Aussenkellers (Lagerkeller für Käse?) ist unbekannt.

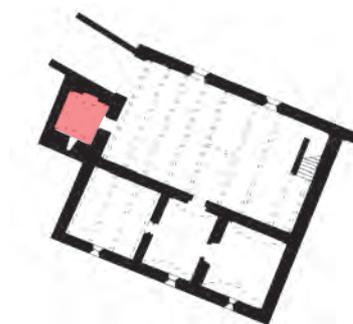
Im Jahr 2020 wurde der Fundkomplex schliesslich dem Archäologischen Dienst Graubünden zur Aufbewahrung übergeben.⁵ Auf Wunsch des Archäologischen Dienstes Graubünden übernahm der Autor die ehrenamtliche Bearbeitung dieses wichtigen Referenzkomplexes. Der Archäologische Dienst Graubünden sorgte für die konservatorischen Erstmassnahmen, das Zusammensetzen der vom Autor gezählten und nach Mindestindividuen erfassten Keramikfragmente, die zeichnerische Dokumentation, die Objektfotografie und die Tafelmontage. Die Mindestindividuen entstanden mittels eines alle Scherben umfassenden Sortier-, Zuordnungs- und Anpassungsprozesses. Fragmente deren Bruchkanten sich nicht zusammensetzen liessen, wurden aufgrund unterschiedlichster keramischer Kriterien gleichwohl zu Individuen sortiert. Dies gelingt erfahrungsgemäss bei Irdenwaren, Fayencen und Steinzeug besser als bei unverziertem Steingut oder Porzellan. Fragmente und Mindestindividuen wurden nach keramiktechnologischen Kriterien unterschiedlichen Grosswarenarten und Dekorgruppen zugeordnet. In den Katalog wurden alle relevanten Formen und Dekore aufgenommen. Typvertreter erhielten auch eine Schemazeichnung. Auf eine Abbildung von «Dubletten» wurde verzichtet, die Anzahl der Individuen, die hinter einer Abbildung stehen, verzeichnet der Katalog.

Keramik und Keramikforschung in Graubünden

Als Haupterwerbsquellen der Bündner Bevölkerung galten im 18. und 19. Jahrhundert Landwirtschaft und Viehzucht, der

Solddienst, das Fuhr- und Transportgewerbe sowie der Handel mit Korn und Salz, Tabak, Holz, Vieh, Fellen und Wein sowie den Produkten der angrenzenden italienischen Landschaften. Das benötigte Haushalts- und Tafelgeschirr aus einfacher Irdenware, Fayence, Steingut, Steinzeug oder Porzellan musste dagegen mangels einheimischer Produktion überwiegend importiert werden. Eine Durchsicht verschiedener Museumssammlungen im Kanton Graubünden bis zum Spätsommer 2021⁶ und unveröffentlichter archäologischer Funde zerbrochenen Geschirrs aus dem Verbrauchermilieu⁷ belegen dies in aller Deutlichkeit. Graubünden war immer ein Land des Keramikimports.⁸ Wie im Fürstentum Liechtenstein⁹ kam auch in Graubünden die Masse der Geschirrkernik aus den

Untergeschoss



Erdgeschoss

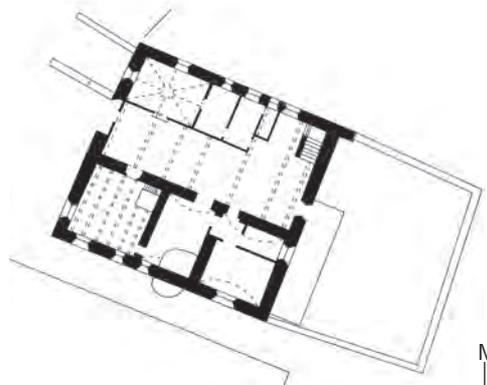


Abb. 3: S-chanf, Ciuos-chel, Chesa Giorgio. Pläne vom Untergeschoss und Erdgeschoss des Hauses aus dem Siedlungsinventar von Ciuos-chel und Susauna. Ursprünglich hatte der Vorkeller (rot) vor der Westfassade keinen Zugang vom Hausinneren her. Mst. 1:500.

benachbarten Kantonen der Schweiz, aus Vorarlberg (A), Bayern und Baden-Württemberg (D) sowie seltener Italien. Abgesehen von Chur, St. Antönien und Sedrun, Bugnei gab es möglicherweise erst im 19. Jahrhundert Hafner an weiteren Orten des Kantons (eventuell Parpan; Alvaneu; Zizers; Fürstenu; Zollbrück; Bergell; Schmiten; Wiesen; Schmelzboden bei Davos; Davos Platz; Tarasp, Sgnè), jedoch ist die archiva-lische Überlieferung zu diesen Hafnereien sehr schlecht und keramische Objekte regelhaft unbekannt.¹⁰

Unsere heutigen Kenntnisse zur «Keramik-landschaft Graubünden» stützen sich fast ausschliesslich auf die vorhandenen Kera-miken in den Museumssammlungen, deren Herkunft jedoch oft nicht eindeutig ist, da die Stücke über Sammler oder den nicht unproblematischen Antiquitätenhandel in die jeweiligen Institutionen gelangten. Nur eine systematische Aufarbeitung möglichst zahlreicher archäologischer Fundkomplexe des Mittelalters und der Neuzeit aus dem Ver-bräuchermilieu Graubündens kann dagegen zweifelsfrei zeigen, welche Keramikgruppen tatsächlich in einer Region wie dem Enga-din oder einem bestimmten Tal verwendet wurden und welche Formen und Dekore miteinander kombiniert vorkommen. Solche Bearbeitungen fehlen in Graubünden bisher vollständig. Daher kommt dem im Folgenden vorzustellenden Fundkomplex eine besondere Bedeutung zu. Erstmals wird für Graubünden ein Fundinventar der Neuzeit umfassender ediert. Es handelt sich um den ersten und bisher einzigen kanta-nalen Referenzkomplex für die Zeit kurz vor 1900.¹¹

Übersicht und erste Einschätzung

Der vorliegende Fundkomplex umfasst sechs Fragmente von fünf Tabakpfeifen

Kat. 201–Kat. 205 und 33 Fragmente von 26 Glasobjekten **Kat. 206–Kat. 228**. Die Anzahl der Metallobjekte kann nicht mehr angegeben werden, da diese zwischenzeitlich entsorgt wurden. Tierknochen fanden sich bei der Fundbergung nicht. Die Hauptfund-menge stellt mit 684 Randscherben (RS), 349 Bodenscherben (BS) und 355 Wand-scherben (WS) die Keramik dar. Die gesamt-haft 1388 Fragmente liessen sich aufgrund von Form, Dekor und Grösse sowie von Zusammensetzungen oder Zuordnungen zu mindestens 322 Individuen gruppieren (MIZ= Mindestindividuenzahl). Die Zahl mag gesamthaft etwas höher oder tiefer liegen, da beim unverzierten Steingut und weissen Porzellan die Ermittlung der Min-destindividuen (MIZ) nicht mit letzter Si-cherheit möglich war und daher eher eine Schätzung darstellt. Viele Scherben tragen lagerungsbedingte Kalksinterablagerungen auf der Oberfläche bzw. auf alten Bruch-kanten. Zusätzlich sind die Glasur- und En-gobeoberflächen teilweise abgeplatzt. Bei-des deutet typischerweise auf wiederholte, stark schwankende Durchfeuchtung und Frost hin. Neue Brüche bei fehlenden Pass-scherben belegen gelegentliche Material-verluste bei der Auffindung (Bauarbeiten) oder den nachfolgenden Bergungsarbeiten aus dem Keller. Dies ist nicht ungewöhn-lich und wäre nur bei einer Siebung oder Schlämmung des Kellerinhalts zu vermei-den gewesen. Gesamthaft wird jedoch klar, dass ein Teil der zerbrochenen oder zerbro-chenen und mit Metalldrahtklammern wie-der geflickten Gefässe nahezu vollständig in den Keller geworfen oder dort abgestellt wurde, während ein anderer Teil tatsächlich weitgehend unvollständig bzw. nur in ein-zelnen Scherben dorthin gelangte. Damit kann immer noch keine Aussage darüber getroffen werden, auf welche Art das Ge-wölbe unter der Einfahrt eigentlich aufge-füllt wurde. Handelt es sich um eine lang-

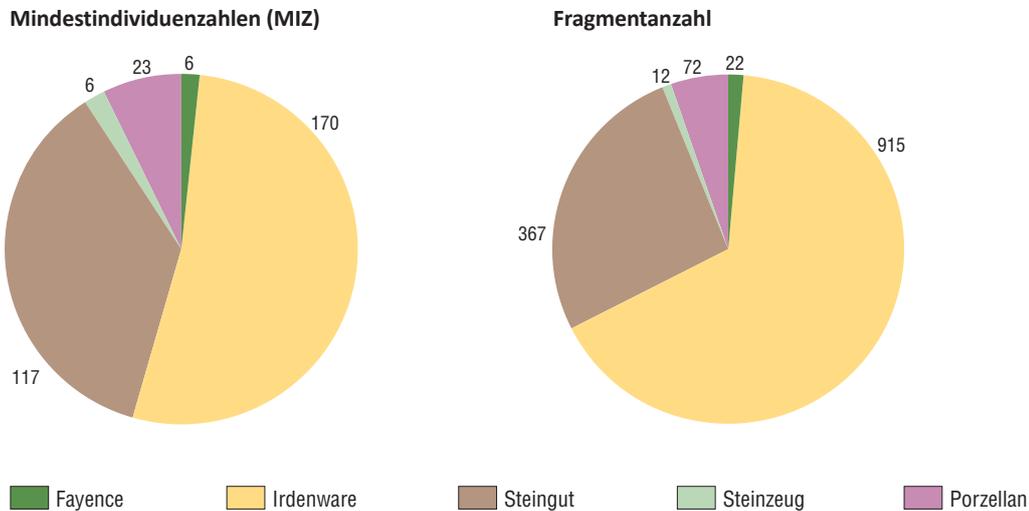


Abb. 4: S-chanf, Ciuuos-chel, Chesa Giorgio. Aufteilung der Grosswarenarten des Keramikinventars berechnet auf der Grundlage der Mindestindividuenzahlen (MIZ) und der Fragmentanzahl.

same, sukzessive Auffüllung mit Bauschutt, Erdreich und Müll oder wurde der Keller in einem Zug mit Material, das ursprünglich an einem anderen Ort lagerte, aufgefüllt? Wir wissen es nicht.

Insgesamt macht das Fundmaterial einen sehr homogenen Eindruck. Die jüngsten datierenden Objekte fanden sich beim Glas. Die weisse Odolflasche **Kat. 206** datiert nach 1892/1895 und die Flasche des Reinigungsmittels Puran **Kat. 218** wohl um 1922/1923 (vgl. **Kap. 4**). Die Keramikwaren und -dekore sowie die vorhandenen Marken würden alle sehr gut zur Datierung der Odolflasche passen. Dagegen gibt es keine weiteren typologischen Elemente oder Marken, die die jüngere Datierung der Puran-Flasche zusätzlich stützen würden. Diese bleibt also ein einzelner jüngerer Ausreisser, von dem wir nicht wissen wie und wann er in den Komplex gelangte. Beim momentanen Kenntnisstand zur Keramik in Graubünden und der Deutschschweiz würde man den Fundkomplex gerne mit einem *terminus ante quem* 1900 versehen und die Produktion der eingelagerten Keramik mit wenigen Ausnahmen ganz allgemein in die zweite Hälfte bzw. mehrheitlich das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts datieren.

Keramik

Überblick

Die Keramik der Neuzeit wird üblicherweise in die fünf Grosswarenarten Irdenware, Fayence, Steinzeug, Steingut und Porzellan eingeteilt. Damit erhält man bereits erste Hinweise auf die zeitliche Stellung eines Fundinventars. Da sowohl Fragmente gezählt, als auch Mindestindividuen ermittelt wurden, lässt sich auch die Korrektheit der Gruppenanteile am Gesamtkomplex einschätzen **Abb. 4**. Es dominieren, erwartungsgemäss für ein ländliches Inventar des späten 19. Jahrhunderts, die Irdenwaren vor Steingut und Porzellan, während Fayence, wie im späten 19. Jahrhundert üblich, im Inventar kaum eine Rolle spielt. Steinzeug ist erstaunlicherweise nur in Form von Mineralwasserflaschen vertreten. Auffällig sind die unterschiedlichen Prozentanteile von Steingut und Irdenwaren, wenn man die Fragmentanzahlen oder die Anzahlen der Mindestindividuen (MIZ) betrachtet. Dies kann auf zwei Wegen erklärt werden. Möglicherweise sind die Steingutgefässe immer in grösseren Stücken erhalten als die Irdenwaren. Oder die Mindestindividuen (MIZ) wurde beim unverzierten weissen

Steingut zu hoch geschätzt. Aber selbst wenn die Schätzungen zu hoch sein sollten und um 50 % reduziert würden, ergäben sich nur leicht veränderte Prozentwerte. Es bleibt demnach bei der Annahme der grossstückigeren Erhaltung des Steinguts, will man nicht annehmen, dass hier unterschiedlich selektive Bergungsumstände vorliegen. Dies ist zumindest aufgrund der keramischen Warenart eher unwahrscheinlich, denn «weisse» Keramik wird regelhaft selbst bei sehr kleinen Fragmenten gut erkannt und eine Bergungsselektion wird von Bettina Hedinger ausgeschlossen. Andererseits könnten die Irdenwaren auch stärker zerscherbt sein und sich zugleich besser zu Mindestindividuen gruppieren lassen. Welches der beiden Masse für die Zusammensetzung des Inventars relevanter ist (Fragmente oder MIZ) lässt sich letztlich nicht entscheiden. Ich neige dazu den Mindestindividuen (MIZ) die grössere Korrektheit zuzuordnen.

Eine Kreuztabelle von keramischen Waren und Gefässformen offenbart weiterhin, dass im Inventar verschiedene Funktionsgruppen dominieren, während andere Gruppen weitgehend fehlen **Abb. 5**. Die häufigste Gefässform sind mit 72 Individuen Tassen aus Irdenware, Steingut oder Porzellan. Das Spektrum des für das 19. Jahrhundert typischen Tee- oder Kaffeegeschirrs wird erweitert durch Untertassen, jedoch ist dabei erstaunlicherweise keine aus Irdenware. Möglicherweise nehmen hier die zahlreichen kalottenförmigen Teller aus Irdenware eine Stellvertreterrolle ein. Daneben fanden sich einzelne Ohrenschalen (die auch als Suppenschale dienen können) oder Kaffeeschalen (Bol) sowie ein einzelnes Koppchen. Koppchen sind kleine, henkellose «Tassen», die sowohl dem Tee- als auch dem Kaffeekonsum dienen können. Diese eher altertümliche Gefäss-

form des 18. und frühen 19. Jahrhunderts besteht bezeichnenderweise aus Fayence (vgl. **Kat. 127**). Auch Kaffeekannen sind zahlreich vorhanden, sie bestehen zeittypisch aus manganglasierter Irdenware. Die zweithäufigste Gefässform sind jedoch die Henkeltöpfe mit Ausguss, die meist aus Irdenware bestehen und als «Milchtopf» oder generell als Flüssigkeitsbehälter dienen, aber auch multifunktional eingesetzt werden konnten (z. B. Transportgefäss für Suppe oder Sammelgefäss für Früchte auf den Bildern des bernischen Malers Albert Anker).¹² Andere Topfformen sind sehr selten, klassische Kochtöpfe für das Kochen auf oder am Feuer quasi inexistent. Dies ist ein Beleg dafür, dass wie in den übrigen Teilen der Deutschschweiz mehrheitlich in Metallkesseln gekocht wurde.

Sehr häufig sind auch die zeit- und schweiztypischen, unterschiedlich hohen Schüsseln oder Röstiplatten mit einem scharfkantigen Kragenrand. Glaubt man den Bildern von Albert Anker so dienen sie der kurzfristigen Lagerhaltung, zum Rüsten von Kartoffeln und Bohnen oder anderen Lebensmitteln und zum Auftragen von Speisen. Ess- und Suppenteller sind ebenfalls häufig, wobei die kalottenförmigen Teller, die meist aus Irdenware sind, überwiegen. Jedoch sind einfache unverzierte Teller aus Steingut oder Porzellan ebenfalls zahlreich vertreten. Zum Auftragen von Suppe und/oder Kartoffeln/Gemüse dienen die ebenfalls vorhandenen Terrinen unterschiedlicher Grösse, die man auch als Suppenschüsseln oder Deckelschüsseln bezeichnen könnte. Nachtöpfe aus Irdenware oder Steingut sind im ländlichen Raum eine zeittypische Erscheinung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Alle übrigen Gefässformen sind mit nur geringen Anteilen vertreten. Diese werden im Kontext der Grosswarenarten genauer besprochen.

	Apothekenabgabegefäss	Vorratopf/Apothekenabgabegefäss	Henkeltopf	Henkeltopf (Milchtopf)	Kaffeeschale/Boj	Koppchen	Ohrenschale	Tasse	Untertasse	Kaffeekanne	Deckel	Teller	Teller mit fassoniertem Rand	Teller mit Standboden	Teller mit Standring	Teller, kalottenförmig	Platte, scharfkantiger Kragenrand	Schüssel, scharfkantiger Kragenrand	Schüssel	Schüssel mit ausbiegendem Rand	Unbestimmt (Terrine oder Schüssel?)	Terrine	Schüsselförmiger Deckel	Nachtopf	Tabaktopf	Blumentopf	Blumentopf-Untersetzer	Mineralwasserflasche	Isolator	Unbestimmt	MIZ	
Irdenware, Heimberger Art rot				9			9					1				4	5	9				1	1	2							41	
Irdenware, Heimberger Art schwarz				6			1				1					1	2	2	3												16	
Irdenware, Heimberger Art beige				5			5									5	8	6	1			1									31	
Irdenware, Heimberger Art weiss				2		1	5									2						2									12	
Irdenware, weisse Grundengobe	1																														1	
Irdenware, Farbkörper in der Grundengobe	1	11					4									2								5					6	29		
Irdenware, ohne Grundengobe, Spritzdekor					2								1																	3		
Irdenware, Bonfol Art			1																											1		
Irdenware, Manganglasur							1	13	4						6			2			2			1		1				29		
Irdenware, unglasiert																										1	1			2		
Irdenware, hell, süddeutsch			1						1	2																				4		
Irdenware, Braungeschirr, Lehmglasur			1																											1		
Fayence, Inglasurmalerei						1													1											2		
Fayence, hellblau																					1									1		
Fayence, weiss															2						1									3		
Steinzeug																												6		6		
Steingut, weiss	1			11	1	17	6				10	11	12	4				1		2		2							78			
Steingut, Umdruckdekor				2	3	3	4							1																13		
Steingut, Pinseldekor			1	1		5	2					1																		10		
Steingut, Aufglasur-Druckdekor							1											1			1									3		
Steingut, Aufglasur-Pinseldekor							1																							1		
Steingut, Pinseldekor, Schablonendekor							7																							7		
Steingut, Spritzpistolendekor, Schablonendekor							1	1																						2		
Steingut, Gummistempeldekor				1			2																							3		
Porzellan, weiss							7																							7		
Porzellan, Unterglasur-Pinseldekor							1	4																						6		
Porzellan, Aufglasur-Pinseldekor															1															1		
Porzellan, Aufglasur-Pinseldekor, Vergoldung							1	1							1															3		
Porzellan, Aufglasur-Druckdekor							3								1															4		
Porzellan, Vergoldung											1				1														1	2		
Total	1	2	3	34	17	1	5	72	20	14	8	11	1	12	17	26	15	17	8	1	2	9	1	9	1	1	1	1	6	1	6	322

Irdenware Kat. 1 – Kat. 100

Irdenware hat am vorliegenden Fundkomplex mit 170 von 322 Mindestindividuen den grössten Anteil (**Abb. 5**; 52,8%). Die Neuzeit-Irdenware in der Schweiz wird in der Forschung in der Regel nach den vorkommenden Scherbenfarben (rot-/rosa- oder hellscherbig), Grundengoben (schwarz, rot, beige, weiss, hellblau, hellgrün), den Dekortechniken (Malhorndekor, Spritzdekor,

Pinseldekor, Schwämmeldekor, dendritischer Dekor, Farbkörper in der Grundengobe), den Glasuren (Manganglasur, Braungeschirr) und den Gefässformen gegliedert. Dabei hat sich gezeigt, dass für das 19. Jahrhundert in der Deutschschweiz die mit dem Malhorn und gelegentlich mit Ritzdekor und Springfederdekor verzierte Keramik aus der bernischen Produktionsregion Heimberg-Steffisburg der überregionale Trendsetter war, sowohl was die Gefässformen

Abb. 5: S-chanf, Ciuuos-chel, Chesa Giorgio. Kreuztabelle keramische Waren-Gefässformen auf der Basis der Mindestindividuenzahlen (MIZ).

Neuzeitliche Keramik aus
der Chesa Giorgio in
S-chanf, Ciuuos-chel

Abb. 6: Berneck SG, um 1920.
Dreher an der Töpferscheibe
bei der Herstellung von Rösti-
platten mit scharfkantigem
Kragenrand.



als auch was die Dekortechniken und -motive anbelangt.¹³ An der dortigen Produktion orientierten sich auch die Hafnerbetriebe, die in Berneck SG bzw. seinem Umfeld im St. Galler Rheintal arbeiteten. Auch im direkt benachbarten vorarlbergischen Lustenau (A) gab es Hafnereibetriebe, jedoch ist deren Produktionsspektrum – sollte es denn abweichen – unbekannt.¹⁴ Bernecker Töpfer und wandernde Bernecker Gesellen waren im 19. Jahrhundert regelmässig im Kanton Bern anzutreffen. So blieb man up to date mit der dortigen Dekorentwicklung.¹⁵

Da wir nicht belegen können, ob bernische Keramik aus Heimberg-Steffisburg tatsächlich bis nach Graubünden verhandelt wurde und ein wissenschaftlicher Differenzierungsversuch von Heimberger und Bernecker Produkten bisher fehlt, muss man die betreffende Keramik als «Keramik Heimberger Art» bezeichnen. Gleichzeitig muss die Zuschreibung an «Berneck» als Produktionsort sehr weit gefasst verstan-

den werden, könnten doch z. B. auch die Hafner von Steckborn oder anderen Orten im Thurgau oder in den Kantonen Zürich und St. Gallen und im Fürstentum Liechtenstein an der Produktion der Keramik «Heimberger Art» beteiligt gewesen sein.¹⁶ Berücksichtigt man die grosse Menge museal erhaltener Keramik «Heimberger Art» in Graubünden,¹⁷ so waren die «Hafner von Berneck» sicher die stärksten Konkurrenten jeder lokalen bündnerischen Keramikproduktion.

Auch einfachere Irdenware-Schüsseln aus den Töpfereien des Bregenzerwaldes (A)¹⁸ dürften im 19. und frühen 20. Jahrhundert den Weg über das Montafon oder das Rheintal nach Graubünden gefunden haben. Sie beeinflussten wie die Bernecker Hafner mit ihren charakteristischen Randformen und Dekoren auch die Keramikproduktion in St. Antönien. Während die Bernecker Hafner jedoch ein grosses, wohl ganz Graubünden umspannendes Absatzgebiet hatten, scheint das Absatzgebiet der Töp-



Abb. 7: Berneck SG, um 1920. Keramikmalerinnen beim Dekorieren der Keramik mit dem Malhörnchen.

ferien des Bregenzerwaldes, ähnlich wie das der sehr charakteristisch arbeitenden Hafner von St. Antönien im Prättigau¹⁹ oder Sedrun, Bugnei²⁰ eher lokal bzw. auf einzelne Talschaften begrenzt gewesen zu sein. Im Fundspektrum der Chesa Giorgio, sind erwartungsgemäss keine Keramiken aus St. Antönien, Bugnei oder dem Bregenzerwald (A) vorhanden und auch andere, potentiell lokal gefertigte Bündner Keramiken²¹ fehlen.

Tiefe Schüsseln und flache Röstiplatten mit einem scharfkantigen Kragenrand **Kat. 1–Kat. 14** und **Kat. 15–Kat. 23** gelten in der volkskundlichen und archäologischen Forschung schon lange als typische Schweizer Produkte.²² Scharfkantige Kragenränder lassen sich inschriftlich datiert ab 1813²³ und im archäologischen Kontext kurz vor 1807 nachweisen.²⁴ Sie bleiben dann bis ins erste Drittel des 20. Jahrhunderts durchgängig in Produktion **Abb. 6**. Der Übergang von den hohen Formen (Schüsseln) zu den flachen Formen (Platten) ist fließend. Alle diese Ob-

jekte sind beidseitig engobiert und glasiert. Stücke mit schwarzer und beiger Grundengobe der Schauseite **Kat. 9–Kat. 11; Kat. 18; Kat. 19** bzw. **Kat. 12–Kat. 14** und **Kat. 20–Kat. 23** tragen auf der Aussen- seite regelhaft ein rote Grundengobe. Es fällt auf, dass die für die Heimberger Keramik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so charakteristischen Figurendarstellungen oder Draperien (Girlanden) vollständig fehlen, genauso wie die erst ganz am Ende des 19. Jahrhunderts allmählich vorkommenden hellblauen oder grünlichen Grundengoben und jegliche Dekore mit einem Edelweiss.²⁵ Ob die flachen Platten in Graubünden funktional mit «Rösti» verbunden werden können oder nicht auch zum Auftragen von Capuns, Maluns oder Ribel gedient haben, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die Dekore des mit dem Malhorn verzierten Geschirrs sind weitgehend auf lineare Muster, Wellenlinien und unterschiedliche, teilweise flächige Punkt- bzw. Püktchende- kore reduziert, die sich sehr einfach malen

lassen. Ein eher grober Springfederdekor²⁶ ist nur bei zwei Stücken belegt **Kat. 11** und **Kat. 20**, wobei **Kat. 20** im Spiegel einen Dekor aufweist, wie er ansonsten im Bernbiet ungewöhnlich wäre. Zusätzlich zur Dekorakzentuierung verwendeter Ritzdekor, der in Heimberg-Steffisburg sehr typisch wäre, lässt sich nur mit einem Fragment belegen **Kat. 10**. Die wenigen vegetabilen Motive **Kat. 14**; **Kat. 21** erinnern an das im Ortsmuseum Berneck SG erhaltene Skizzenbuch der Bernecker Keramikmalerin Barbara Burtscher-Mätzler.²⁷ Jedoch finden sich ähnlich einfach gemalte Blumendekore auch in Heimberg-Steffisburg.²⁸ Dicke Malhorn-Punkte **Kat. 8** lassen sich im Bernbiet ansonsten erstmals unter den Fehlbränden einer Töpferei in Büren an der Aare nachweisen, die vor 1869 entstanden sind.²⁹ Dies passt gut zu Funden aus der Glashütte Rebeuvelier JU, die 1867 ihre Produktion einstellte.³⁰ Dicke Punkte kommen anschliessend in der Schweiz sowohl bei handwerklich als auch bei industriell hergestellten Keramiken bis ins 20. Jahrhundert immer wieder vor (vgl. auch **Kat. 30**; **Kat. 46**).³¹ Auffällig ist die Vielzahl der einfach zu malenden Vertikalstreifendekore bei Schüsseln **Kat. 2–Kat. 4**; **Kat. 9**; **Kat. 13** und Henkeltöpfen **Kat. 40**; **Kat. 52**; **Kat. 55**. Der bernische Maler Albert Anker malte einen Henkeltopf mit so einem Dekor erstmals 1865 in seinem Atelier in Ins,³² jedoch bleibt der Dekor im Bernbiet eher selten.³³ Konrad Spindler hat 2005 einen Keramikkomplex aus Riezlern, Bezirk Bregenz, Vorarlberg (A) veröffentlicht, der aufgrund von Steingutmarken bald nach 1900 in den Boden gekommen sein muss.³⁴ Dieser Komplex enthält verschiedene, gut entsprechende Schüsseln und Henkeltöpfe, für die Konrad Spindler eine Produktion im Bregenzerwald (A) vermutete. Jedoch lässt sich dies momentan durch Töpfereiabfälle nicht eindeutig nachweisen.³⁵ In Bündner

Museumsinventaren lässt sich der Dekor ansonsten ebenfalls recht häufig belegen, jedoch ergeben sich daraus keine weiteren chronologischen Anhaltspunkte.³⁶

Eine charakteristische Leitform des ganzen 19. Jahrhunderts sind die sogenannten kalottenförmigen Teller **Kat. 24**; **Kat. 25**, die über den Dekor ebenfalls der Keramik «Heimberger Art» mit roter, schwarzer oder beigefarbener Grundengobe zugeordnet werden müssen.³⁷ Es gibt sie jedoch auch mit Spritzdekor **Kat. 67–Kat. 70**, mit Schwämmeldekor **Kat. 84**; **Kat. 85** oder mit Farbkörpern in der Grundengobe **Kat. 96**. Da ansonsten keine zu den Tassen **Kat. 30–Kat. 39**; **Kat. 74**; **Kat. 80**; **Kat. 81**; **Kat. 87–Kat. 89** passenden eindeutigen Irdenware-Untertassen³⁸ vorhanden sind, wie wir sie vor allem vom Steingut oder Porzellan kennen, kann vermutet werden, dass den kalottenförmigen Tellern eventuell diese Funktion zukam. In Berneck SG läuft die Produktion dieses Gefässtyps sicher bis in das frühe 20. Jahrhundert, wie ein Foto belegt **Abb. 7**.

Erstaunlicherweise sind keramische Teller, d. h. flache Objekte, bei denen eine Fahne erkennbar scharfkantig von Spiegel und Wandung getrennt ist, im Inventar eine Ausnahmeerscheinung **Kat. 26**. Das vorliegende Exemplar trägt beidseitig eine rote Grundengobe und auf der Schauseite einen zweifarbigen Malhorndekor mit Pünktchendreiecken, wie sie bei der Keramik «Heimberger Art» ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erwartet werden können.

Singulär ist des weiteren eine kleine Schüssel mit Horizontalgriffen **Kat. 27**, die aus einem doppelt eingerollten, vermutlich mit einer Henkelpresse³⁹ ausgestossenen, profilierten Tonstreifen bestehen. Das stark beschädigte und fragmentierte Stück trägt

beidseitig eine weisse Grundengobe und einen für die Keramik «Heimberger Art» typischen Blüten-Blättchen-Fries mit begleitenden braunen Pünktchenlinien aus Ritz- und Malhorndekor unter dem Rand. Diese Art des Dekors scheint in den späten 1830er-Jahren allmählich aufzukommen, hat jedoch wohl eine längere Laufzeit bis in die 1860er-Jahre hinein.⁴⁰ Ein formal identisches Schüsselchen, allerdings mit schwarzer Grundengobe und Malhorndekor verwahrt das Schweizerische Nationalmuseum in Zürich.⁴¹ Ein weiteres Stück mit dunkelbraunem Horizontalstreifendekor stammt aus der Chesa Giorgio (vgl. **Kat. 78**).

Terrinen oder Suppenschüsseln, die sonst ebenfalls zu den typischen Bernecker Produkten gehören,⁴² sind im Formenspektrum eher selten **Kat. 28**; **Kat. 29**; **Kat. 83**. Wie bei den geschlossenen Formen der Keramik «Heimberger Art» üblich, trägt die Innenseite eine weisse und die Aussenseite eine rote oder schwarze Grundengobe und regelhaft Malhorndekor. Vorhanden sind eine typische Randscherbe einer Terrine **Kat. 28**, Fragmente eines grossen Steckdeckels mit Pünktchendekor **Kat. 29**, ein Bodenfragment **ohne Abb.** sowie ein Exemplar mit Farbkörper in der Grundengobe **Kat. 83**. Terrinen dieser Art, mit gedrückt bauchigem Korpus, haben normalerweise zwei horizontal angeordnete, seitliche Griffmulden. Da Terrinen «Heimberger Art» regelhaft ohne aufgemalte Datierung sind, ist ihre Datierung schwierig. Jedoch können wir davon ausgehen, dass diese Gefässform spätestens ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vorkommt⁴³ und noch bis ins späte 19. Jahrhundert produziert wurde, bevor sie allmählich von Terrinen mit zylindrischer Wandung abgelöst wurde. Letztere orientieren sich erkennbar an Steingutformen oder Terrinen mit schwarzbrauner Manganglasur (vgl. **Kat. 116**; **Kat. 178**). In

der Sammlung des Rätischen Museums Chur sind vergleichbare Terrinen, wie auch die im Folgenden zu besprechenden Kaffeetassen, häufig vorhanden.

Während Irdenware-Ohrenschalen fehlen, sind Kaffeetassen im Inventar zahlreich vertreten (vgl. **Abb. 5**). Sie sind bunt und sehr variabel mit dem Malhörnchen oder anderen Dekortechniken verziert. Es kommt weisse, rote, schwarze und beige Grundengobe vor. Dicke Punkte **Kat. 30** finden sich neben Friesen mit Punktrossetten **Kat. 31**, Pünktchenrauten und -gruppen **Kat. 32**; **Kat. 33**; **Kat. 38**, typische schwarzbraune Girlanden der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts **Kat. 34**,⁴⁴ punktbegleitete Bogenlinien **Kat. 35** (vgl. **Kat. 56**), sowie die schon besprochenen Vertikalstreifendekore **Kat. 37**. In der Chesa Giorgio dominieren die kantigeren Gefässprofilierungen **Kat. 30–Kat. 39**; **Kat. 73**; **Kat. 74**; **Kat. 80**; **Kat. 81**; **Kat. 87–Kat. 89** vor den andernorts zeitgleich existierenden Tassen mit einem geschweiften, bauchigeren Wandungsverlauf.⁴⁵ Gehenkelte Irdenware-Tassen konnten sich offenbar neben den typologisch älteren Ohrenschalen erst ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend auf dem Geschirrmarkt durchsetzen, nachdem auch der überwiegende Teil der ländlichen Bevölkerung und der Arbeiterhaushalte zum täglichen Kaffeekonsum (meist von Zichorienkaffee) übergegangen war.⁴⁶ Vielerorts wurde der Kaffee wichtiger Bestandteil des Frühstücks und des Abendessens und ersetzte dabei Mus und Brei. Vermutlich gelten diese Annahmen auch für die Ostschweiz und Graubünden, obwohl historische Untersuchungen hierzu offenbar fehlen. Die neuen Nahrungsgewohnheiten führten zu einer veränderten Nachfrage nach Geschirr, im ländlichen Milieu vor allem auch aus preisgünstigeren keramischen Materialien.⁴⁷ In der Irdenware-Produktion

Neuzeitliche Keramik aus
der Chesa Giorgio in
S-chanf, Cinuos-chel



Abb. 8: Heimberg BE, 1917. Vor der Töpferei Reusser im Schulgässli trocknen Figuren, Tassen, Untertassen, Töpfe und schüsselförmige Deckel in der Sonne.

des weiteren Umfeldes von Bern, aber z. B. auch im Kanton Fribourg, scheinen Irdenware-Tassen mit geschweiftem oder gekantetem Wandungsverlauf ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vorzukommen.⁴⁸ Es dürfte kaum zweifelhaft sein, dass ihre Form auf ältere Fayence-, Steingut- oder Porzellanvorbilder zurückgeht.⁴⁹ In vielfältigen Variationen der Grundengobe und Bemalung finden sie sich sowohl in den Kantonen Fribourg, Bern, Jura, Aargau, Zug, Schwyz, Schaffhausen, Zürich und Graubünden⁵⁰ sowie in Vorarlberg (A) dann bis ins 20. Jahr-

hundert, was u. a. eine Schwarz-Weiss-Fotografie von 1917 aus Heimberg-Steffisburg BE belegt **Abb. 8**.⁵¹

Genauso häufig wie die Kaffeetassen aus Irdenware sind die Henkeltöpfe (vgl. **Abb. 5; Kat. 40–Kat. 56; Kat. 76; Kat. 82; Kat. 90–Kat. 95**). Sie sind gestreckt bauchig, haben einen kurzen, ausbiegenden Rand mit einem leichten Deckelfalz, einen ausgezogenen Ausguss und einen schulterständigen, regelhaft profilierten Henkel, der wohl mit Schablonen und einer Henkelpresse hergestellt wurde. Funktional werden Henkeltöpfe als Milchtöpfe angesprochen, was durch die Bilder des Malers Albert Anker und andere zeitgenössische Bildquellen bestätigt wird. Aber natürlich kann man darin jede Art von Flüssigkeiten am Feuer leicht aufwärmen oder Feststoffe lagern bzw. transportieren.⁵² Die vorliegenden Töpfe tragen weisse, rote schwarze oder beige Grundengobe, die Innenseite ist regelhaft weiss engobiert. Es gibt jedoch auch Exemplare mit beidseitig roter Grundengobe **Kat. 47**. Die Dekormotive passen sehr gut zu den Irdenwaren, die wir schon besprochen haben. Es gibt Vertikalstreifen **Kat. 40; Kat. 52; Kat. 55** auch in Kombination mit Wellenlinien **Kat. 44**, dicke Punkte **Kat. 46**, flächig angeordnete Bogenmotive oder Pünktchengruppen **Kat. 41; Kat. 53; Kat. 56** und die vielfach variierten Frieszonen mit Pünktchenrauten, Rosetten, dem S-förmigen Haken etc. **Kat. 42; Kat. 45; Kat. 48; Kat. 49–Kat. 51; Kat. 53; Kat. 54**). Inschriftlich datierte Stücke sind die grosse Ausnahme.⁵³ Die Form entwickelt sich auf der Basis älterer Typen des 18. Jahrhunderts im deutschschweizerischen Raum und ist ein langlebiger Leittyp des 19. und auch noch frühen 20. Jahrhunderts. Dies ist der Grund für das häufige Vorkommen in den Museums-sammlungen Graubündens.⁵⁴ Produktionsnachweise gibt es aus dem Kanton Bern

(Region Heimberg-Steffisburg), dem Kanton St. Gallen (Berneck), aus Vorarlberg (A), aber auch aus Bayerisch-Schwaben und Baden-Württemberg (D), d. h. für handwerklich arbeitende Werkstätten einer grossen Region. Eine exakte Herkunftsbestimmung ist daher quasi unmöglich.⁵⁵ Es fällt auf, dass zylindrische Henkeltopfformen, der Zeit um 1900, die auch aus der Genferseeregion stammen und sonst ebenfalls in Graubünden verbreitet sind, im Inventar fehlen.⁵⁶

Den Abschluss dieser ersten Irdenwaregruppe bilden vier Einzelstücke: Ein kleiner Vorratstopf, ein schüsselförmiger Deckel und zwei Nachttöpfe. Zylindrische Standbodentöpfe sehr unterschiedlicher Grösse und mit einem Binderand versehen **Kat. 57**, sind typische Formen der zweiten Hälfte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Je nach Grösse handelt es sich eher um ein Apothekenabgabefäss (Salbentopf)⁵⁷ oder einen Vorratstopf für Marmelade oder ähnliches.⁵⁸

Der alt zerbrochene und mit Metallklammern geflickte schüsselförmige Deckel **Kat. 58** trägt auf der Aussenseite eine rote Grundengobe und weissen Malhorndekor. Der Griff ist abgebrochen und fehlt. Die Innenseite zeigt deutliche Schmauchspuren. Der scharfkantige Kragenrand lässt deutlich erkennen, dass wir hier produktionstechnisch eigentlich eine umgedrehte Röstiplatte vor uns haben (vgl. **Kat. 15 – Kat. 23**), an deren Boden ein Griff anmontiert und an dessen Ansatz ein Lüftungsloch eingestochen wurde. Wir haben es mit einem in der ganzen Deutschschweiz verbreiteten Gefässtyp des 19. Jahrhunderts zu tun,⁵⁹ der noch im frühen 20. Jahrhundert in Heimberg-Steffisburg BE produziert wurde (vgl. **Abb. 8**). Das Rätische Museum Chur verwahrt einen ganz ähnlichen, 1882 datierten Deckel, der in Schaan (FL) im Antiquitätenhandel gekauft wurde **Abb. 9**. Aus der

Ausgrabung des Hotels «Krone» in Grüşch stammt als Bodenfund ein weiterer solcher Deckel aus einer münzdatierten Kloakenfüllung des 18./19. Jahrhunderts.⁶⁰ Funktional bleibt die Ansprache etwas unsicher. Vermutlich haben wir es mit einer Kombination von Glutstülpe und Backglocke zu tun, mit der man am offenen Herdfeuer sowohl die Glut bewahren als auch auf einer glatten Unterlage mit Hilfe von darüber gehäufter glühender Holzkohle flache Brote, Pfannkuchen, Kartoffeln, Fleisch oder Gemüse garen konnte. Wir hätten damit eine Art «Mini-Backofen» vor uns.⁶¹



Abb. 9: Schüsselförmige Deckel mit zeittypischem Malhorn- bzw. Horizontalstreifen-dekor, einmal datiert 1882. Ohne Mst.

Im Inventar befinden sich auch zwei Nachttöpfe mit zylindrischer Wandung und abknickendem, breitem Rand, die innen eine weisse und aussen eine rote Grundengobe aufweisen. Malhorndekor wurde nur noch für einen Kantenstreifen eingesetzt **Kat. 59** und **Kat. 60**. Vergleichbare Nachttopfformen, die gelegentlich auch etwas bauchiger sein können, sind typisch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁶² Nachttöpfe gehören zum Bereich der Hygienekeramik. Sie stellen eine neuzeitliche Funktionserweiterung der Geschirrkemik dar. Vor allem in den langen Winternächten war der Nachttopf ein gewisser Luxus, da der Weg zum Abtritt eine kalte und zugige Angelegenheit war. Der an seiner spezifischen Form erkennbare Nachttopf gehört seit dem 16. Jahrhundert, vor allem aber im 19. und frühen 20. Jahrhundert zur Grundausstattung jeder Schlafkammer.⁶³ Vor diesem Zeitraum übernahmen möglicherweise ausgediente Schüsseln und geböttcherte oder zinnerne Gefässe diese Funktion. Das Thema «Nachttopf» hat in der Schweiz bislang keine zusammenfassende Bearbeitung erfahren.⁶⁴ Aus diesem Grunde wissen wir auch nicht, wo und wann sich der Nachttopf in den verschiedenen Regionen und Städten der Schweiz exakt durchsetzte und wie es sich mit dem sich andeutenden Stadt-Land-Gefälle bzw. Sozialgefälle verhält.

Eine weitere kleine Keramikgruppe aus dem Vorkeller der Chesa Giorgio zeichnet sich durch einen dunkelbraunen Spritzdekor aus **Kat. 61–Kat. 70**. An Gefässformen begegnen nur Schüsseln und Platten mit scharfkantigem Kragenrand und kalottenförmige Teller mit roter oder beiger Grundengobe, d. h. Formen wie wir sie schon beim Malhorndekor gesehen haben. Alle Stücke datieren in das 19. Jahrhundert. Spritzdekor gehört zu den einfachsten und variabelsten

Dekormethoden überhaupt,⁶⁵ so dass eine Zuweisung zu einer spezifischen Produktionsregion zwischen dem Kanton Freiburg (Herstellungsregion Bulle),⁶⁶ dem Kanton Bern (Region Heimberg-Steffisburg bzw. Langnau)⁶⁷ und den Kantonen Thurgau oder St. Gallen unmöglich ist. Als Hersteller kommen selbstverständlich auch die Hafner in Berneck SG oder aus dem Bregenzerwald (A)⁶⁸ in Betracht. Gleichzeitig gibt es Werkstätten, wie z. B. die der Hafner in St. Antönien oder in Sedrun, Bugnei, die kein Geschirr mit Spritzdekor herstellten.⁶⁹

Nicht in diese Gruppe gehören zwei henkellose Kaffeeschalen und ein Teller mit fassoniertem Rand, da sie keine Grundengobe aufweisen und der rote Scherben abweichend erscheint **Kat. 71** und **Kat. 72**. Der Teller ist eine seltene Irdenwarekopie nach Vorbildern aus Silber, Steingut oder Fayence, die man eher ins späte 18./frühe 19. Jahrhundert datieren würde. Aus Bulle FR gibt es ähnliche Keramik, die jedoch eine weisse Grundengobe trägt.⁷⁰ Momentan fehlen uns Hinweise auf den Produzenten und den Produktionsort.

Eine weitere, für die Zeit zwischen 1850 und 1900 sehr charakteristische Keramikgruppe trägt einen schwarzen oder schwarzen und weissen Horizontalstreifendekor, der wohl mit einem Pinsel aufgetragen wurde **Kat. 73–Kat. 79**. Auch hier begegnen die schon besprochenen Gefässformen: Tassen, Milchtöpfe, kleine Terrinen oder Schüsseln mit eingerollten Horizontalgriffen und Röstipfannen mit scharfkantigem Kragenrand. Alle Stücke tragen eine beige oder rote Grundengobe. Horizontalstreifendekor ist als zeittypisches Phänomen in der Deutschschweiz sehr weit verbreitet.⁷¹ 1870 war eine Heimberger Terrine mit Horizontalstreifen sogar auf einer Industrieausstellung in London zu sehen.⁷² 1894 fertigten die

Hafner von Berneck Milchtöpfe mit diesem Dekor.⁷³ Gute Übereinstimmungen im Dekor finden sich auch bei «Milchkannen, Fassform», wie sie das kurz vor 1859 erschienene Warenverzeichnis der Scheller'schen Steingut-Manufaktur in Kilchberg-Schooren ZH zeigt (vgl. auch **Kat. 177**).⁷⁴ Auch in einem Verkaufskatalog der Steingutmanufaktur Schramberg (nach etwa 1855) finden sich vergleichbare Irdenware-Produkte,⁷⁵ was angesichts der engen typologischen Verflechtungen der keramischen Fabriken in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht erstaunt. Vermutlich repräsentieren diese Gefässe eine Reaktion auf die ab dem frühen 19. Jahrhundert zunehmend importierten englischen Steingutgeschirre mit horizontaler, bandförmiger Dekoration, sog. «annular» oder «banded wares».⁷⁶ Es muss also damit gerechnet werden, dass dieser beliebte Dekor bei zahlreichen Gefässformen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an verschiedenen Orten der Deutschschweiz produziert wurde. Datierbare Vorkommen vor 1850 fehlen bislang.

Eine weitere kleine Keramikgruppe wurde mit zugeschnittenen kleinen Musterschwämmen in grün oder mangan- bis schwarzbraun verziert bzw. «geschwämmt» **Kat. 80–Kat. 86**. Die Verwendung von Musterschwämmen erlaubte eine rasche, flächendeckende Verzierung von Gefässoberflächen. Erst ganz allmählich lernen wir, dass auch dieser Dekor, der vermutlich ebenfalls auf Vorbilder aus der englischen bzw. schottischen Keramikindustrie der 1830er-/1840er-Jahre zurückgeht, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bestandteil der Produktion der Keramikregion Heimberg-Steffisburg BE bzw. Langnau BE war⁷⁷ und sogar von den Hafnern Deragisch von Sedrun, Bugnei ausgeführt wurde.⁷⁸ Aufgrund der engen Verflechtungen mit Berneck SG können wir nur vermuten, dass

auch dort geschwämmlte Ware produziert wurde, die dann auf die Märkte Graubündens gelangte. Jedoch sind solche Gefässe bislang museal nur sehr selten überliefert.⁷⁹ In der Chesa Giorgio fanden sich Kaffeetassen **Kat. 80**; **Kat. 81**, ein Milchtopf **Kat. 82**, eine typische Terrine mit Horizontalgriff **Kat. 83**, kalottenförmige Teller **Kat. 84**; **Kat. 85** und eine Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand **Kat. 86**.

Nur bei zwei kleinen Kaffeetassen fand sich eine weitere Dekortechnik: Dendritischer Dekor in Kombination mit farbigem Spritzdekor **Kat. 87**; **Kat. 88**. Die Bezeichnung des Dekors geht auf das griechische Wort «dendros» für Baum zurück und beschreibt damit das bäumchenartige bzw. pflanzliche Erscheinungsbild des Dekors. In England bzw. Amerika wird der Dekor unter dem Begriff «mocha» bzw. «mochaware» geführt.⁸⁰ Letzteres soll sich auf den über den jemenitischen Hafen el Mukha exportierten Moosachat-Stein beziehen, der ähnlich aussah. In Frankreich wird der Dekor als «le décor herborisé», «décor d'herborisation» oder «deuil à la Reine» bezeichnet.⁸¹ In Deutschland finden sich zusätzlich die Bezeichnungen «Zerfliess-Technik» oder «Diffusions-Technik». Diese Bezeichnungen werden von der chemischen Reaktion abgeleitet, die dem Ganzen zugrunde liegt. Dabei bilden feuchte Engoben eine alkalische Grundlage, auf die eine saure Farbstoffmischung aufgeträufelt, mit dem Pinsel aufgetragen oder aufgespritzt wird. Diese verzweigt sich unmittelbar nach dem Auftrag in das dendritische Muster.⁸² Für die aufgetragene saure Farbemulsion gibt es verschiedenste Rezepturen auf der Basis von Essig/Apfelessig, Urin, Teeblättern und Tabak sowie Braunstein.⁸³ Klassischerweise handelt es sich um eine Dekortechnologie der zunächst englischen, dann auch französischen und deutschen Steingutproduk-

tion, wobei manganviolette oder schwarze Dekore überwiegen. Als Beginn der Produktion in Montereau/Creil, Frankreich, wird 1803/1804 angegeben, nachdem die Produktion in England spätestens in den 1790er-Jahren einzusetzen scheint.⁸⁴ Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde die Dekortechnik dann auch in die Irdenware-Dekoration verschiedener Regionen der Deutschschweiz aufgenommen,⁸⁵ u. a. auch von Andreas Lötscher in St. Antönien ab etwa 1829.⁸⁶ Museal ist Irdenware mit dendritischem Dekor in Graubünden ansonsten bislang nicht überliefert. Chronologisch passen die beiden Tassen gut zum bisherigen Gefässspektrum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Eine weitere Dekorvariante lässt sich mit denselben Gefässformen und zusätzlichem buntem Malhorndekor verbinden: Farbkörper in der Grundengobe **Kat. 89–Kat. 100**. Vorhanden sind die auch ansonsten in Museumssammlungen Graubündens häufigen Milchtöpfe **Kat. 90–Kat. 95**, aber auch Kaffeetassen **Kat. 89**,⁸⁷ kalottenförmige Teller **Kat. 96**,⁸⁸ kleine Schalen oder Terrinen **Kat. 97**, Vorratsgefässe **Kat. 98** und eine charakteristische Nachttopfform **Kat. 99; Kat. 100**. Technisch entsteht die feingepunktete, manganviolette Oberflächenverzierung indem man weisse Grundengobe mit plättchenförmigem Eisenhammerschlag (Eisenmanganverbindung) versetzt. Eisenhammerschlag fällt im Schmiedeprozess in jeder Dorfschmiede an und ist entsprechend verfügbar. Die aggressive Bleiglasur löst beim Brand die dann manganviolett färbenden Partikel an und führt bei einer gewissen Leichtflüssigkeit der Glasur zu dem schlierig, verflössenen Erscheinungsbild mancher Gefässe. Ein bündnerischer oder liechtensteinischer Begriff für diese Technologie oder den Dekor ist nicht bekannt. In Vorarlberg (A), wo diese Dekortechnik auch

verwendet wurde, wurde sie als «gmuggat» (gesprenkelt) bezeichnet.⁸⁹ Entwickelt wurde der Dekor, den wir heute als «Farbkörper in der Grundengobe» bezeichnen, um 1800 von den Hafnern von Langnau im Emmental BE. Die Erfindung war offenbar sehr erfolgreich, denn auch zahlreiche andere Hafner in der Deutschschweiz und in Vorarlberg (A) übernahmen die Technologie sehr rasch in ihr Produktionsrepertoire.⁹⁰ Keramiken die keine weiteren werkstattsspezifischen Dekore oder Marken tragen oder spezifische Gefässformen bzw. Fertigungsprozesse zeigen, lassen sich daher normalerweise keinem Produktionsort eindeutig zuordnen. Christian Lötscher aus St. Antönien experimentierte bei der Geschirrkemik erstmals im Jahr 1849 mit Farbkörpern in der Grundengobe. Doch erlangte der Dekor in den Folgejahren für seine Geschirrproduktion offenbar keine grössere Bedeutung.⁹¹ Da das Gefässformenspektrum von der übrigen Keramik «Heimberger Art» nicht abweicht, und auch die zusätzlich gemalten Dekore passen, können wir möglicherweise davon ausgehen, dass eine Produktion dieser Ware auch in Berneck SG erfolgte. Dafür haben wir jedoch keinen Beweis. Die beiden bauchigen, weitmundigen Nachttöpfe mit dreieckig nach aussen verdickten Rändern **Kat. 99; Kat. 100** finden gute typologische Entsprechungen in bernischen und jurassischen Fundinventaren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁹²

Feuerfestes Kochgeschirr Kat. 101

Zu einer ganz anderen Keramikgruppe gehört ein grob gemagertes Henkeltopf mit Glasur auf beiden Seiten **Kat. 101**. Diese Ware wird gemeinhin dem feuerfesten Kochgeschirr zugeordnet und mit der Region Bonfol/Porrentruy JU verknüpft.⁹³ Hier findet sich auch in einem Inventar der Mitte des 19. Jahrhunderts die entsprechende

Form.⁹⁴ Bereits im Zusammenhang mit der Durchsicht der Funde von der Burgruine Hohenklingen bei Stein am Rhein SH⁹⁵ sowie von Bendern (FL)⁹⁶ war aufgefallen, dass die Ware offenbar auch sehr weit nach Osten verbreitet wurde und dass es auch Objekte in den Museumssammlungen Graubündens gibt.⁹⁷ Hier haben wir nun den ersten Beleg, dass der Handel mit dieser Ware im späten 19. Jahrhundert auch bis ins Engadin reichte. Es bleibt jedoch u. a. aufgrund von Neufunden von Produktionsabfällen aus Bulle FR⁹⁸ denkbar, dass zumindest im 19. Jahrhundert an der Produktion dieser feuerfesten Kochkeramik auch andere Hersteller, z. B. die Ziegler'sche Tonwarenfabrik in Schaffhausen, beteiligt waren.⁹⁹

Manganglasiertes Geschirr

Kat. 102–Kat. 118

Typisch für Fundinventare des späten 18. vor allem aber des 19. Jahrhunderts sind die immer deutlichen Anteile manganglasierten Geschirrs (mit und ohne schwarze Grundengobe), eher unterschiedlicher Qualität,¹⁰⁰ die auf zahlreiche Hersteller sowohl im Bereich des städtischen¹⁰¹ oder landsässigen Handwerks¹⁰² als auch der Fabrikherzeugung¹⁰³ hinweisen **Kat. 102–Kat. 118**. Die Wandstärken sind unterschiedlich stark ausgebildet, die Böden sind oft fein abgedreht, manchmal aber gar nicht, die Glasur kann gut und glänzend oder schlecht aufgeschmolzen sein. Da die wenigsten Stücke mit einer Herstellermarke versehen sind, bleibt eine Zuweisung schwierig. Immerhin einer der vorliegenden Teller trägt unerwarteterweise eine schwer lesbare Blindmarke von Schramberg in Baden-Württemberg (D) **Kat. 112**.¹⁰⁴ Schriftliche Hinweise auf die Produktion manganglasierten Geschirrs gibt es für die Ziegler'sche Tonwarenfabrik in Schaffhausen bzw. die Keramikfabrik in Neunkirch SH,¹⁰⁵ gemarkte Produktions-

nachweise von «braunem Kochgeschirr» noch für das 20. Jahrhundert für die Manufaktur in Matzendorf/Aedermannsdorf SO.¹⁰⁶ In Kilchberg-Schooren ZH wurde während des gesamten 19. Jahrhunderts manganglasiertes Geschirr produziert, und in der Zeit von ca. 1859–1897 war die Produktion vermutlich überwiegend auf diese Ware reduziert. Ein Überblick über die in dieser Phase produzierten und in verschiedenen schweizerischen Museen bzw. Privatsammlungen erhaltenen Typen existiert jedoch bislang leider nicht.¹⁰⁷ Im weitesten Sinne gehört auch die handwerklich gefertigte Keramik von Sedrun, Bugnei mit Manganglasur in diese grosse Keramikgruppe.¹⁰⁸ Die sehr zahlreichen Museumsfunde aus Graubünden bestätigen, die intensive Verbreitung und Nutzung dieser Ware noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dem frühen 20. Jahrhundert. Dabei handelt es sich eher selten um Kaffeetassen **Kat. 102**, aber sehr häufig um Kaffeekannen in allen Grössen und Formen **Kat. 103–Kat. 106**. Nach den Firmenkatalogen von Schramberg (D) und Kilchberg-Schooren ZH dürfte es sich auch bei den zylindrischen bis leicht konischen Kannen **Kat. 107–Kat. 109** um «Kaffeekannen, gleichweit» handeln,¹⁰⁹ was eine Funktion als Milchtopf oder Rahmgießer¹¹⁰ nicht ausschliesst. Daneben gibt es kalottenförmige, tiefe Teller **Kat. 110** (vgl. auch **Kat. 130**), die im Preisverzeichnis von Schramberg (D) (für weisses Steingut) auch als «Teller, Schweizerform» bezeichnet und in Kilchberg-Schooren ZH als «Suppenteller, ohne Rand» eingestuft werden.¹¹¹ Verschiedene Schalen oder Schüsseln mit gerippter Wandung **Kat. 113**; **Kat. 114** lassen sich am ehesten den «Compotiers» zuordnen, jedoch ist die Abgrenzung von den «Salatplatten» fliessend.¹¹² Terrinen, Suppen- oder «Casseroleschüsseln» sind in der Chesa Giorgio mit einem Deckel und einem Unterteil belegt **Kat. 115**; **Kat. 116**, das mit

Neuzeitliche Keramik aus
der Chesa Giorgio in
S-chanf, Cinuos-chel

Abb. 10: Hellscherbige Irdenware aus Süddeutschland, vollständige Vergleichsbeispiele. Ohne Mst.



einem Perlrollstempel verziert wurde und horizontale Griffmulden aufweist.¹¹³ Ein Stülpedeckel **Kat. 117** und ein Topf mit Stülpedeckelrand und Horizontalhenkeln gehören möglicherweise zusammen und repräsentieren funktional einen Tabaktopf, zu dem bisher keine Parallelen bekannt sind.

Unglasierte Irdenware – Gartenkeramik
Kat. 119; Kat. 120

In den Bereich der Gartenkeramik und des häuslichen Schmucks gehören ein unglasierter, konischer Blumentopf und ein flacher Blumentopfuntersetzer **Kat. 119; Kat. 120**. Es handelt sich um sehr einfache Formen, wie sie für das späte 19. Jahrhundert typisch sind.¹¹⁴

Hellscherbige Irdenware aus Süddeutschland
Kat. 121–Kat. 124

Mit wenigen Fragmenten von zwei Deckeln, einem Topf und einer charakteristischen Kaffeekanne **Kat. 121–Kat. 124** ist ausser-

dem eine hellscherbige, glasierte Irdenware ohne Grundengobe vorhanden, die bis heute nur näherungsweise der Produktionsregion «östliches Schwaben oder westliches Bayern» zugeschrieben werden kann (möglicherweise u.a. Lützelburg, Gemeinde Gaiblingen bei Augsburg (D)).¹¹⁵ Sie ist in den Museumssammlungen Graubündens mit zahlreichen, gut vergleichbaren Typen vertreten und unter den Bodenfunden aus Bendern (FL) in grosser Menge vorhanden (15,5 % des gesamten Keramikfundmaterials).¹¹⁶ Alle bekannten Vergleichsobjekte sind ungemarkt, die Hersteller unbekannt. Für die Datierung dieser Ware **Abb. 10** bildet das vorliegende Inventar erstmals einen wichtigen Anhaltspunkt.

Braugeschirr Kat. 125

Als letzte Irdenwaregruppe bleibt das Braugeschirr zu besprechen, das mit einem Henkeltopf belegt ist **Kat. 125**. Häufig wird diese Ware auch mit dem Etikett «Bunzlauer Geschirr», «Bunzlauer Ware» oder

«Lehmglasierte Keramik» versehen. Bunzlau liegt im ehemaligen Schlesien, heute im polnischen Staatsgebiet. Angesichts zahlreicher Nachahmungen im 19. und 20. Jahrhundert im Deutschen Reich und in Ermangelung gemerkter Stücke spricht man heute allerdings besser von Keramik «Bunzlauer Art» oder noch neutraler von «Braungeschirr».¹¹⁷ Technologisch handelt es sich um eine hochgebrannte, nicht dicht gesinterte und daher sehr temperaturwechselbeständige Keramik, deren Glasur zugleich als bleifrei gilt.¹¹⁸ Es handelt sich bei dieser Ware um eines der keramischen «Leitfossilien der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts»,¹¹⁹ es verwundert daher nicht, dass diese Ware, meist in Form von Milchtöpfen, auch in zahlreichen Museumssammlungen Graubündens vorkommt. Angesichts der Langlebigkeit der produzierten Typen und der Vielzahl potentieller Hersteller sind weder eine Herkunftsbestimmung noch eine genauere als die oben angegebene Datierung möglich. Wirtschaftlich rechnet sich der Import dieser Keramikart vermutlich erst ab dem Zeitpunkt der flächigeren Eisenbahnerschliessung Graubündens.

Fayence Kat. 126–Kat. 130

Fayence, d. h. eine Keramik mit einer opaken Blei-Zinn-Glasur ist nur mit wenigen Fragmenten und Gefässen (6 von 322 Mindestindividuen, **Abb. 5**; 1,86 %) vorhanden **Kat. 126–Kat. 130**. Dies entspricht gängigen chronologischen Vorstellungen zur Entwicklung der Neuzeitkeramik in der Schweiz, wonach die stossempfindliche Fayence ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend vom Steingut (vgl. **Kat. 135–Kat. 183**) und schliesslich Porzellan **Kat. 184–Kat. 199** abgelöst wird. Es ist anzunehmen, dass alle Fayenceobjekte in diesem Fundensemble Altstücke

darstellen. Dies gilt vor allem auch für ein singuläres Schüsselfragment mit bunter Inglasurmalerei der Schüsselinnenseite **Kat. 126**. Der Rand der Schüssel ist leicht nach aussen verdickt und gekehlt. Zu ergänzen wäre ein Standring, jedoch gehört der vorliegende Boden mit Standring **Kat. 129** nicht zu dieser Schüssel. Er repräsentiert damit vermutlich ein zweites solches Exemplar.

In Verbindung mit den Fayencefunden von Bendern (FL) ist zum ersten Mal aufgefallen, dass es für den Zeitraum des 17. bis 19. Jahrhunderts offenbar einen regelmässigen, aber im Umfang begrenzten Fayenceexport von Norditalien (Lombardei, Piemont, Ligurien) nach Graubünden und Liechtenstein gab. Dieser umfasste aufgrund der Liechtensteiner Bodenfunde vor allem kleine Schalen/Fussschalen, Salznäpfchen und Ohrenschaalen, oft mit Putti oder mit IHS-Monogramm.¹²⁰ Die Erfassung der Museumssammlungen in Graubünden fügte diesem Spektrum vor allem «Boccalini» für den Weinkonsum,¹²¹ Kaffeegeschirr (Untertassen, Koppchen, Näpfe),¹²² Teller,¹²³ Bouillon-schüsseln,¹²⁴ Schreibgeschirr,¹²⁵ Weihwasserbecken,¹²⁶ verschiedene Flaschen und Feldflaschen (auch aus Ligurien I),¹²⁷ bemalte und unbemalte Breitrandteller¹²⁸ sowie Schüsseln der vorliegenden Form hinzu.¹²⁹ Alle diese Schüsseln sind sehr individuell bemalt und vermutlich unterschiedlich alt **Abb. 11**. Als Herstellungsorte werden Lodi und Pavia (I) angenommen, jedoch kommen im 18. und 19. Jahrhunderts sicher auch andere Herstellungsorte, wie z. B. Premia (I), in Frage.¹³⁰ Ausserhalb von Graubünden sind mir in der Schweiz solche Schüsseln noch nicht begegnet.

Die Porzellan- und Fayencemanufakturen der Region Kilchberg-Schooren ZH belieferten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunächst einzelne der bedeutenden

Neuzeitliche Keramik aus
der Chesa Giorgio in
S-chanf, Ciuuos-chel



Abb. 11: Fayenceschüsseln der zweiten Hälfte des 18. und des 19. Jahrhunderts aus Norditalien. Als Herstellungsorte werden Lodi und Pavia angenommen. Die abgebildeten Stücke stammen aus Museumssammlungen in Graubünden. Ohne Mst.

Bündner Familien, wobei sogar ganze Tafel-Service bestellt wurden.¹³¹ In der Biedermeierzeit, d. h. der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gelangten Fayencen und Steingut aus dem Kanton Zürich dann auch in alle Täler Graubündens und bis ins Engadin. Davon zeugen die Fragmente eines Koppchens (vielleicht auch einer Tasse oder kleinen Ohrenschaale), dessen Korpus hellblau grundiert und dann mit einem Schwamm dunkelblau marmoriert wurde **Kat. 127**. Diese Art des Dekors wurde um 1835–1840 hergestellt, u. a. in der Manufaktur Nägeli in Kilchberg-Schooren ZH.¹³² In dieselbe Produktionsregion gehört ein ultramarinblau glasierter Boden mit Standring **Kat. 128**, der von einer Schüssel oder Terrine stammen könnte. Gefässe mit blauen Fayenceglasuren und Bemalung wurden in Kilchberg-Schooren ZH um 1840–1845 produziert.¹³³ Produktions-

abfälle liegen vom Manufakturgelände in Kilchberg-Schooren ZH vor.¹³⁴ Ultramarinblau glasierte Gefässe finden sich in den Kantonen Bern und Schaffhausen, allerdings unbemalt, noch in Fundkomplexen des späten 19. Jahrhunderts,¹³⁵ sodass das Stück aus der Chesa Giorgio, nicht zwingend ein Altstück sein muss. Das letzte Fayenceobjekt, ein kalottenförmiger Teller **Kat. 130**, zu dem mindestens ein zweites Exemplar vorhanden ist, trägt nur eine weisse Fayenceglasur. Auf die Übereinstimmungen mit Tellern des manganglasierten Geschirrs (vgl. **Kat. 110**; **Kat. 111**) wurde schon hingewiesen. Die Form existiert in bemalter Ausführung schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts und wurde im weiteren Verlauf zunehmend nur noch unverziert hergestellt.¹³⁶ Eine genauere Datierung ist nicht möglich.

Steinzeug Kat. 131–Kat. 134

Die Grosswarennart «Steinzeug» ist erstaunlicherweise nur mit Fragmenten von mindestens sechs, überwiegend scheibengedrehten Mineralwasserflaschen vertreten **Kat. 131–Kat. 134**, (vgl. **Abb. 5**; 1,86 %). Nur eine einzige Wandscherbe stammt von einer gepressten Flasche (Erfindung der Krugpresse 1879),¹³⁷ die die Brunnenmarke «NIEDERSELTERS KÖN: PREUSS: BRUNNEN-VERWALTUNG» trug. Diese Marke wurde ab 1881 verwendet.¹³⁸ Die übrigen Fragmente, die ebenfalls alle zu Flaschen des Brunnens von Selters, dem damaligen deutschen Marktführer für Heilwässer, gehören, lassen sich mit ihren Marken zwischen 1832 und 1866 **Kat. 133** bzw. 1866 und 1879 **Kat. 131**; **Kat. 132** einordnen.¹³⁹ Ob die Flaschen gefüllt und zum Zwecke der Trinkkur in die Chesa Giorgio gelangten oder in sekundärer Verwendung, z. B. als Lagerflaschen für Öl, Schnaps oder Petroleum im Haus kaputtgingen, lässt sich nicht mehr sagen. Andere Steinzeugformen die man im späten 19. Jahrhundert auch erwarten könnte, wie Doppelhenkeltöpfe oder Apfelmostkannen und engmundige, zylindrische Feldflaschen, fehlen erstaunlicherweise.¹⁴⁰ Diese Formen erreichten in ihrer Ausbreitung ansonsten sogar die südlichen Alpentäler Graubündens z.B. das Puschlav.¹⁴¹ Vergleichbare Keramik konnte in der Schweiz wegen fehlender Tonqualitäten nicht hergestellt werden.

Steingut Kat. 135–Kat. 183

Steingut hat mit 117 von 322 Mindestindividuen nach den Irdenwaren den zweitgrössten Anteil am Fundkomplex (vgl. **Abb. 5**; 36 %). Die Masse des Steinguts ist ungemarkt und unverziert und kann daher kaum zur genaueren Datierung herangezogen werden (78 von 322 Mindestindi-

viduen, **Abb. 5**; 24,3 % aller Keramik oder $\frac{2}{3}$ allen Steinguts). Steingut fand erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts allmählich seinen Weg auf den Schweizer Markt. In der späten ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdrängte es die Fayence als klassisches Tisch-, Kaffee- und Teegeschirr weitgehend. Das Ursprungsland des Steinguts ist England (ab 1740/1760).¹⁴² Die lokale Produktion von Steingut lässt sich in der Schweiz für folgende Standorte mit unterschiedlicher Sicherheit postulieren, da grundlegende Studien bzw. Bodenfunde fehlen: Cornol JU (ab 1766), Kilchberg-Schooren ZH (ab 1792, vermutlich bis ca. 1815 und wieder ab 1846, meist ungemarkt),¹⁴³ Lenzburg AG (ab 1790), Nyon VD (ab 1790), Bains des Pâquis GE (ab 1791), Freiburg (ab 1776–1810 oder ab 1794), Matzendorf SO (nach 1798, ab 1800, aber möglicherweise nicht mehr nach 1827, selten gemarkt), Carouge GE (ab 1803), Luzern, Werkstatt Dolder (vor 1805), Schaffhausen (erst nach 1876?)¹⁴⁴ und Möhlin AG (erst ab 1906).¹⁴⁵

Bodenfunde aus Bern¹⁴⁶ zeigen zwischen 1800 und 1830 einen klaren Bezug zu den Manufakturen der Romandie (Nyon, Carouge) und Frankreichs (Niderviller, Creil), selten auch zu Matzendorf SO.¹⁴⁷ Unverzierte, aber gemarkte englische Produkte kommen vor (Creamware, Wedgwood). Die übrigen, zeitgleichen Waren aus England (Dipped wares, Mochaware, Basaltware, Caneware, Tortoiseshellware)¹⁴⁸ fehlen dagegen, nicht nur in Bern, sondern in der ganzen Schweiz, weitgehend. Aus den badischen bzw. württembergischen Steingutmanufakturen Hornberg, Zell am Harmersbach und Schramberg (D) überschwemmte ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts vor allem preiswerteres Tee- und Kaffeegeschirr den schweizerischen Markt, während die ähnlichen Produkte der Fab-

riken in der Region Kilchberg-Schooren ZH offenbar nicht mit vergleichbaren Absatzmengen aufwarten konnten¹⁴⁹ oder wegen fehlender Marken nicht korrekt identifiziert werden. Die einfach an jeder neuen Mode zu orientierenden schwarzen, blauen oder bunten Umdruckdekore der süddeutschen Keramik waren auch in bäuerlichen Haushaltungen sehr beliebt.¹⁵⁰ Steingutgeschirr anderer Produktionsorte, z. B. Schaffhausen, Saar-gemünd im heutigen Frankreich, oder Villeroy & Boch mit Werken in Mettlach, Wallerfangen, Dresden oder Schramberg (D) (ab 1883) oder anderen Produktionsorten, gehört meist erst in die fortgeschrittene zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.¹⁵¹ Ab den 1880er-Jahren finden sich auch wieder Produkte aus Carouge GE in der Westschweiz (Picolos & Degrange – 1881–1885; Degrange & Cie – 1885–1903).¹⁵²

Den vorgestellten Trends entspricht das Inventar aus der Chesa Giorgio sehr gut. Es handelt sich vor allem um Tafelgeschirr: zeittypische Tassen und Untertassen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, helle Kaffeeschalen (Bols) und Ohrenschalen **Kat. 135–Kat. 167**, tiefe und flache Teller **Kat. 168–Kat. 176**, einen Milchtopf **Kat. 177**,¹⁵³ zwei Terrinen **Kat. 178; Kat. 179**¹⁵⁴ und zwei Schüsseln **Kat. 180; Kat. 181**,¹⁵⁵ einen Nachttopf **Kat. 182**¹⁵⁶ und ein Apothekenabgabegefäss **Kat. 183**. Beim unverzierten Steingut finden sich Marken von Hornberg (D) **Kat. 169** (1817–1884),¹⁵⁷ Schramberg (D) **Kat. 168; Kat. 182** (1820–1882),¹⁵⁸ Zell am Harmersbach (D) **Kat. 171** (1817–1869?), **Kat. 141** (vor 1869?),¹⁵⁹ der Ziegler'schen Tonwarenfabrik in Schaffhausen **Kat. 142; Kat. 172** (nach 1876),¹⁶⁰ der Firma Utzschneider und Co. in Sarreguemines (F) **Kat. 153; Kat. 164; Kat. 173** (nach 1856/1857 bis etwa 1920).¹⁶¹ Besonders hervorzuheben ist die seltene Marke «SCHOOREN 2», die der Steingutmanufaktur von Johann

Jakob Scheller in Kilchberg-Schooren ZH zugeordnet werden kann **Kat. 170** (1846–1869).¹⁶² Die Merkurmarke von Schramberg (D) unter Villeroy & Boch **Kat. 174** (ab 1883–1912)¹⁶³ gibt den drittjüngsten *Terminus post quem* des Keramikinventars.

Der Anteil an Objekten mit dem eher etwas altertümlichen schwarzen, blauen, grünen und hellvioletten Umdruckdekor im Stil der 1830–1860er-Jahre ist immer noch relativ hoch **Kat. 135; Kat. 136; Kat. 154; Kat. 155; Kat. 156; Kat. 161; Kat. 162; Kat. 165; Kat. 175**. Tasse und Untertasse **Kat. 135; Kat. 155** bilden ein Paar. Sie tragen den typischen, immer etwas verlaufenen Umdruckdekor (Muster BRYONIA) des Scheller'schen Steinguts aus Kilchberg Schooren (1846–1869).¹⁶⁴ Auch die Tasse **Kat. 136** und der Boden des Tellers **Kat. 175** mit der Darstellung der «L'école cantonale à Zürich» stammen aus seiner Produktion.¹⁶⁵ Diese Zuordnung gelingt jedoch nur aufgrund der Motive des Umdruckdekors. Für fünf weitere Stücke mit schwarzem, hellblauem bzw. grünem Umdruckdekor¹⁶⁶ bleibt die Zuordnung dagegen unklar **Kat. 154; Kat. 161; Kat. 162; Kat. 165; Kat. 166**. Die mit einem blavioletten Umdruckdekor versehene Untertasse **Kat. 156** stammt aus der Produktion von Villeroy & Boch in Wallerfangen oder Mettlach (D), um 1855–1874.¹⁶⁷ Etwas jünger ist der violettgraue Umdruckdekor des Musters «Flore» aus Sarreguemines (F) **Kat. 147**, der seit den 1870er-Jahren produziert wurde.¹⁶⁸

Dekore auf Steingut konnten natürlich auch mit dem Pinsel gemalt werden **Kat. 137–Kat. 139; Kat. 176**. Teller mit einem Blumenkranz und einem schablonierten schwarzen Spruch sind vor allem für Zell am Harmersbach (D) charakteristisch.¹⁶⁹ Teller aus der Manufaktur von Johann Scheller in Kilchberg-Schooren ZH sind je-

doch sehr ähnlich.¹⁷⁰ Ein Zuschreibung der beiden Tassen **Kat. 137**; **Kat. 138** muss daher offen bleiben. Dagegen kann die Tasse **Kat. 139** aufgrund der Marke eindeutig der Manufaktur Degrange & Cie. in Carouge GE zugeordnet werden.¹⁷¹ Die Marke wurde zwischen 1885 und 1903 verwendet. Die Tasse liefert damit den zweitjüngsten *Terminus post quem* für das vorliegende Keramikinventar aus der Chesa Giorgio.

Es bleiben drei weitere Dekortechniken kurz anzusprechen, die wohl durchweg in die zweite Hälfte oder das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gehören. Nach der Entdeckung der Vulkanisation des Naturkautschuks zu Gummi (1839) dauerte es einige Jahrzehnte bis dieses Material als Farbstempel Eingang in die keramische Industrie fand. Wie bei den Musterschwämmen liessen sich damit leicht repetitive Muster aufstem-peln oder mittels eines Rollstempels auch aufrollen **Kat. 167**.¹⁷² In einem weiteren Schritt lernte man auch feinteiligere Muster mit Hilfe von Gummistempeln aufzubringen **Kat. 145**; **Kat. 146**. Genauere Daten sind dazu jedoch nicht bekannt, die beiden Tassen leider ungemarkt.

Ab den 1850er-Jahren wurde in Europa, vor allem in der Porzellan- aber auch in der Steingutindustrie, mit mehrfarbigen Steindruckern oder Chromolithographien experimentiert (z. B. in Schramberg (D) bereits 1863),¹⁷³ die man auf eine Spezialfolie drucken und wie ein Abziehbild auf die fertig glasierte Weissware auflegen und dann einfach einbrennen konnte. Technisch perfektioniert wurde diese Technik ab etwa 1890/1900 zu einem Massenphänomen.¹⁷⁴ Solche bunten Drucke lassen sich bei einer Steinguterrine und einer Schüssel des Fundinventars nachweisen **Kat. 179**; **Kat. 181** und natürlich beim Porzellan **Kat. 185–Kat. 189**.

Bei einer weiteren kleinen Gruppe handelt es sich um Keramiken, deren Dekor mit Hilfe von Schablonen und Pinseln ausgeführt wurde **Kat. 148–Kat. 152**. Diese Art des Dekors setzt in grossen europäischen Keramikfabriken kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts ein.¹⁷⁵ Drei Tassen tragen romanische Inschriften und die Kantonswappen **Kat. 148**; **Kat. 149**. Leider fehlt die Herstellermarke. Der Schachbrettmuster-Dekor **Kat. 150** lässt sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht genauer festlegen.¹⁷⁶ Eine leider ungemarkte Tasse und Untertasse bilden aufgrund des Dekors erkennbar ein Paar **Kat. 151**; **Kat. 152**. Hier kombinierte man gelben Schablonendekor für die Blüten mit einem violetten Spritzdekor, der mit Hilfe einer Spritzpistole (Aerograph) und Druckluft erzeugt wurde. Dies ist eine amerikanische Erfindung des Jahres 1886, die auf dem Kontinent nur wenig später aufgegriffen und um 1900 bereits in zahlreichen Fabriken eingesetzt wurde.¹⁷⁷ Möglicherweise repräsentieren diese beiden Stücke die beiden jüngsten Funde des Ensembles.

Porzellan Kat. 184–Kat. 199

Porzellan hat mit 23 Exemplaren einen Anteil von 7,1% am Fundbestand der Chesa Giorgio (vgl. **Abb. 5**). Mit Ausnahme eines Porzellanisolators für Strom- oder Telefonleitungen **Kat. 200** (siehe Kommentar zu **Kat. 228**), handelt es sich durchweg um Tassen, Untertassen und Teller, also Tischgeschirr **Kat. 184–Kat. 199**. Typisch für das späte 19. Jahrhundert sind die Kantenvergoldungen **Kat. 184** oder einfachen farbigen Kantenstriche **Kat. 190–Kat. 193**; **Kat. 195–Kat. 199**, die in drei Fällen mit der schlesischen Porzellanfabrik von Carl Tielsch in Altwasser (heute Polen, Stary Zdrój)¹⁷⁸ verbunden werden können und aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts stam-

men dürften. Tielsch, dessen Firma zu den bedeutenden Porzellanproduzenten des Deutschen Kaiserreichs gehörte, lieferte auch reich mit Aufglasur-Druckdekoren verziertes Porzellan **Kat. 185–Kat. 189**, zu denen auch die typischen Jubiläums-, Gratulations-, Geburtstags- und Freundschaftstassen des späten 19. Jahrhunderts gehören **Kat. 185; Kat. 186**.¹⁷⁹ Eine der Tassen trägt ebenfalls seine Marke **Kat. 187**. Porzellan dieses Herstellers und gute Vergleichsobjekte zu solchen Tassen finden sich in zahlreichen Museen Graubündens.¹⁸⁰

Tabakpfeifen

Das Inventar beinhaltet ein kleines für das späte 19. Jahrhundert charakteristisches Pfeifenensemble. Es besteht aus zwei Porzellan-Pfeifenstummeln **Kat. 201; Kat. 202**, einmal mit Aufglasur-Druckdekor (Jäger mit Hund) und zwei Saftsäcken **Kat. 203; Kat. 204**, von denen der mit der Abbildung einer Gämse durchaus zum Pfeifenstummel mit dem Jäger gehören könnte. Zusammen mit einem Haselnussrohr und oft einem Mundstück aus Horn und einem metallenen Pfeifendeckel gehören sie zu sogenannten Gesteckpfeifen, die ab dem späten 18. Jahrhundert entwickelt und vor allem in thüringischen Porzellanfabriken gefertigt wurden. Der Aufglasurdruckdekor erlaubt eine Einordnung in das späte 19. Jahrhundert.¹⁸¹ Die reduzierend-schwarz gebrannte Pfeife **Kat. 205** verweist auf eine andere Produktionsregion, den österreichisch-ungarischen Raum. Dort entstanden auf türkischer Wurzel im 18./19. Jahrhundert sogenannte Manschettpfeifen oder Wiener Kaffeehauspfeifen, die auch in der Schweiz und in Liechtenstein sehr beliebt waren. Bedeutende Produktionsorte lagen in Schemnitz (heute Banská Štiavnica in der Slowakei) und im Bezirk Wiener Neustadt (A).¹⁸²

Glas

Der Bestand an Glas ist nicht sehr umfangreich und erstaunlicherweise fehlen jegliche Hinweise auf Wein-, Limonaden- oder Bierflaschen mit Klappdeckelverschlüssen (nach 1891/1892), Bügelverschlüssen (nach 1878) oder Kronkorken (nach 1892), wie man sie im späten 19. Jahrhundert bzw. um 1900 durchaus auch im Engadin erwarten könnte.¹⁸³ Stattdessen dominieren Glasfläschchen **Kat. 206–Kat. 220** vor gläsernem Tisch- und Trinkgeschirr **Kat. 221; Kat. 223**, wohl einem Schnapsfläschchen aus Opalglas (Flachmann) **Kat. 226**, einem Spiegelfragment **ohne Abb.**, einem typischen Schirm einer Petroleumlampe **Kat. 227** und überraschenderweise einem gläsernen Isolator **Kat. 228**.

Besonders charakteristisch ist das erste Fläschchen geformt **Kat. 206**. Es handelt sich um das Mundwasser «Odol». Dieses wurde 1892 vom Dresdener Unternehmer Karl August Lingner (1861–1916) auf dem Markt eingeführt. Die ältesten Flaschen der vorliegenden Form (Patent 1893) aus Opalglas hatten einen blassgrünen Papieraufkleber mit dem 1897 patentierten Logo «Odol». Die Marke selbst wurde 1895 als «Zahn- und Mund-Reinigungsmittel» in das deutsche Markenregister eingetragen. Lingner wurde mit dem Mundwasser sehr reich, so dass er sich den Kauf des Schlosses Tarasp im Engadin im Jahr 1900 erlauben konnte. Er liess das Schloss aufwendig sanieren, erlebte die Fertigstellung jedoch nicht mehr.¹⁸⁴

Verschiedene der übrigen Fläschchen tragen Bodenmarken in Form von Zahlen, die wohl die Volumina in Milliliter angeben **Kat. 207; Kat. 208; Kat. 212; Kat. 213; Kat. 219** und daher überwiegend in die Zeit nach dem 1. Januar 1877 datieren.¹⁸⁵ Auch

die übrigen Flaschen, die meistens aus farblosem Klarglas bestehen, passen in diesen Zeithorizont. Viele von ihnen dürften ursprünglich ein Papieretikett getragen haben (wie **Kat. 212**; **Kat. 216**; **Kat. 218**), einmal ist der Name eines Pariser Herstellers oder Lieferanten aufgedruckt **Kat. 215**. Leider lassen sich Inhalt und Hersteller aufgrund der schlechten Erhaltung mit einer Ausnahme nicht ermitteln. Auf der Rückseite der Flasche **Kat. 218** ist im Relief «PURAN» zu lesen, auf der Schauseite die Relieffinschrift «Dr. Wybert Basel», dazu passen die Reste des Papieretiketts «PURAN Fleckenwasser WYBERT, Basel». Puran-Fleckenwasser wurde erst am 30.9.1922 unter Nummer 52761 für Dr. Ernst Wybert, Bern, in das Schweizerische Markenregister eingetragen.¹⁸⁶ Wybert verlegte sein Domizil am 23. Februar 1923 nach Basel.¹⁸⁷ Ab den 1920er-Jahren häufen sich die digital kontrollierbaren Werbeanzeigen in Zeitungen. Damit wäre die Flasche das jüngste, nicht unproblematische Stück des Inventars, denn bei der Keramik haben sich keine Objekte gefunden, die zwingend in die Zeit zwischen 1900 und 1923 datiert werden müssten.

Zum Inventar gehören auch drei typische Pressglasobjekte aus Klarglas und zwei Kelchgläser (Schnaps-, Likör- oder Weingläser) **Kat. 221–Kat. 225**. Alle diese Objekte ergeben keine schärferen Datierungshaltspunkte als zweites oder drittes Drittel des 19. Jahrhunderts.¹⁸⁸ Petroleumlampen waren seit ihrer Einführung in Europa um 1860 bis zum Ende des Jahrhunderts bzw. bis zur Einführung des elektrischen Lichts in allen Haushalten zu finden. Allerdings war Petroleumbeleuchtung immer noch um den Faktor 4 preiswerter als elektrische Beleuchtung, so dass sich in der Wahl des Leuchtmittels im 20. Jahrhundert auch wirtschaftliche Möglichkeiten des jeweiligen Nutzers spiegeln. Sie bestanden aus

dem metallenen Brenner, den röhrenförmigen Lampenzylindern aus Klarglas und den meist opalweissen Blendschirmen, die für eine gleichmässige Verteilung des Lichts sorgen sollten.¹⁸⁹ Von einem oder mehreren solcher Lampenschirme stammen Fragmente **Kat. 227**.

Bleibt abschliessend noch der Glasisolator **Kat. 228** in Verbindung mit dem Porzellanisolator **Kat. 200** zu besprechen. Dabei ist daran zu erinnern, dass nach Auskunft der derzeitigen Hausbesitzerin die Chesa Giorgio zumindest 1928 noch nicht über Elektrizität verfügte, obwohl die Elektrifizierung zwischen 1880 und etwa 1920 die ganze Schweiz umfasste, nachdem 1876 im Hotel «Kulm» in St. Moritz erstmals elektrisches Licht verwendet wurde.¹⁹⁰

Es ist also anzunehmen, dass wir es sowohl bei dem Porzellan- wie auch dem Glasisolator nicht mit Stromisolatoren sondern vermutlich mit Isolatoren für Telegraphen- oder später Telefonfreileitungen zu tun haben, für die 1858 der preussische Generaltelegraphendirektor von Chauvin die sogenannte «Porzellandoppelglocke» erfand, die sich mit einer spezifischen Form schliesslich auch in der Schweiz durchsetzte.¹⁹¹ Bereits 1852 gingen die ersten elektrischen Telegrafennetze der Schweiz mit 27 Büros ans Netz. Die Linienführung verlief zunächst über den Gotthard und nicht durch Graubünden, es bestand nur eine im Dezember 1853 ebenfalls eröffnete Stichlinie nach Chur. Allerdings wurde bereits 1853 eine weitere Linie ab Chur über den Julier ins Engadin gebaut und über den Maloja nach Castasegna geführt. 1857 waren alle Kantone ans Telegraphennetz angeschlossen. Die Isolatoren wurden anfänglich aus grünem Glas gefertigt. Sie stammten aus den Glashütten Semsales FR, Küssnacht SZ oder Mels SG und kosteten

35 Rp. pro Stück. Ihre Dimensionen waren recht ansehnlich, der grösste Durchmesser sowie die Gesamthöhe betragen je 17 cm. Bereits 1853 wurden die Isolatoren nach einem neuen, bedeutend kleineren Modell als einfache Glasglocke angefertigt und nicht mehr an das obere Ende der Stangen, sondern seitwärts an eisernen Trägern befestigt.¹⁹² Vermutlich haben wir einen solchen kleineren Glasisolator vor uns.

Die Chesa Giorgio gehörte seit 1894 Johann Leon Not Giorgio-Hedinger (1855–1925). Dieser war von Beruf Telegrafist und in den Telegrafienbüros in Chur und in Bellinzona TI tätig.¹⁹³ Sollte er von seiner Arbeit alte «Erinnerungsstücke» mit nach Hause gebracht haben?

Zusammenfassung

In einem bis 1992 unbekanntem Vorkeller zur Chesa Giorgio in S-chanf, Cinuos-chel, wurde im späten 19. bzw. im frühen 20. Jahrhundert Haushaltsmüll abgelagert. Das jüngste Stück ist eine nach 1923 entstandene Glasflasche, jedoch gehört das übrige Inventar eher in die Zeit zwischen etwa 1870 und 1900, worauf Datierungen verschiedener Keramikmarken und typologische Erwägungen hindeuten. Die Fundzusammensetzung aus zahlreichen Irdenwaren, viel Steingut und wenig Fayence, Steinzeug bzw. Porzellan ist zeittypisch. Im Vergleich mit den Museumssammlungen in Graubünden (siehe die Bilddatenbank <https://ceramica-ch.ch>) spiegelt das Inventar einen erstaunlich repräsentativen Querschnitt der auch sonst belegten Herkunftsorte der Keramik aus der Schweiz, aus Deutschland, Frankreich und Italien bzw. selten England. Das Fundinventar kann demnach für Graubünden als bedeutender Referenzkomplex für archäologische Funde, vor allem aber Keramik der Zeit um 1900

gelten. Besonders hinzuweisen ist auf die beiden Funde zum frühen Telegrafienwesen in Graubünden.

Dank

Ich danke Thomas Reitmaier herzlich für die Aufnahme dieses Aufsatzes in die Publikation Archäologie Graubünden. Ich danke seinem Team sehr herzlich für alle vorbereitenden Unterstützungsarbeiten. Christine Rungger, Mattstetten BE, fertigte auf bewährte Weise die Fundzeichnungen, Gianni Perissinotto, Archäologischer Dienst Graubünden, erstellte zügig und kompetent mit mir die Fotodokumentation. Für das erfreuliche Layout danke ich Monika Huwiler, Archäologischer Dienst Graubünden. Andreas Liesch, Stierva, las eine erste Korrektur, wofür ich ihm zu Dank verpflichtet bin. Mathias Seifert, Archäologischer Dienst Graubünden, zeichnet für die sorgfältige Redaktion verantwortlich. Last but not least gilt mein Dank der Finderin, Bettina Hedinger, die durch ihre Aufmerksamkeit der Kulturgeschichte Graubündens und der Schweiz einen kleinen, wertvollen Schatz erhalten hat! Danke.

Katalog

BS	Bodenscherbe
RS	Randscherbe
WS	Wandscherbe
Dm.	Durchmesser
H.	Höhe
Rdm.	Randdurchmesser

Irdenware

- 1 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, gelb, dunkelbraun, alt mit Drahtklammern geflickt, 4 RS, 1 BS, Rdm. 26,8 cm, H. 8,5 cm. Inv. FK70296.1.
- 2 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, innen beige und aussen rote Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss und dunkelbraun, 2 RS, Rdm. 23,7 cm, H. 6,7 cm. Inv. FK70296.4.
- 3 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, innen und aussen rote Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss und dunkelbraun, alt mit Drahtklammern geflickt, 7 RS, 1 BS, 3 WS, Rdm. 27,3 cm, H. 8,0 cm. Inv. FK70296.5.
- 4 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, gelb und dunkelbraun, alt mit Drahtklammern geflickt, 8 RS, 4 BS, Rdm. 34,3 cm, H. 9,2 cm. Inv. FK70296.6.
- 5 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, innen und aussen rote Grundengobe, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, gelb und dunkelbraun, 5 RS, 1 BS, 2 WS, Rdm. 27,1 cm, H. 7,8 cm. Inv. FK70296.18.
- 6 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, innen beige bis rotorange und aussen rote Grundengobe, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss, grün und dunkelbraun, 6 RS, 1 BS, Rdm. 19,0 cm, H. 6,0 cm. Inv. FK70296.19.
- 7 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, gelb, 6 RS, 3 BS, 1 WS, Rdm. 35,0 cm, H. 8,1 cm. alte Drahtflickung. Inv. FK70296.162.
- 8 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, dunkelbraun, 5 RS, 1 BS, 4 WS, Rdm. 31,0 cm, H. nicht bestimmbar, alte Drahtflickung. Inv. FO70296.167.1.
- 9 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, innen schwarze und aussen rote Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss und rot, 4 RS, 1 BS, 1 WS, Rdm. 34,2 cm, H. 10,1 cm. Inv. FK70296.2.
- 10 Schüssel, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen schwarze und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, blau, 1 WS. Inv. FK70296.141.
- 11 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen schwarze, aussen rote Grundengobe, Springfederdekor, Malhorndekor, gelb, rot, eventuell Jahreszahl (18)76, 5 RS, 3 BS, 2 WS, Rdm. 27,0, Bdm. 15,0 cm. Alte Drahtflickung. Inv. FK70296.143.1.
- 12 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, weiss, 5 RS, 3 BS, 5 WS, Rdm. 31,0 cm, H. 8,2 cm. Inv. FO70296.108.1.
- 13 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, weiss, grün, 3 RS, 1 BS, Rdm. 26,5 cm, H. 7,9 cm. Inv. FO70296.112.1.
- 14 Schüssel, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, weiss, grün, 4 BS, Bdm. 13,0 cm. Inv. FO70296.113.1.
- Ohne Abb.** Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, sehr schlecht erhalten 2 RS, 1 BS, 1 WS, Rdm. 27,0 cm, H. nicht ermittelbar. Inv. FO70296.111.1.
- Ohne Abb.** Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen schwarze, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, rot, weiss, 1 RS, 2 BS, 4 WS, Rdm. 32,0 cm, H. nicht ermittelbar. Inv. FK70296.140.
- Ohne Abb.** Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen schwarze, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, rot, weiss, 5 BS, 4 WS, Bdm. 14,0 cm. Inv. FK70296.142.
- Ohne Abb.** Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen schwarze, aussen rote Grundengobe, Springfederdekor, Malhorndekor, weiss, 1 RS, Rdm. 37,0 cm. Inv. FK70296.145.
- Ohne Abb.** Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen orangefarbene Grundengobe, 3 RS, Rdm. 27,0 cm. Inv. FK70296.160.
- 15 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen rotorange, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, gelb, grün, schwarz, 6 RS, 4 BS, Rdm. 24,0 cm, H. 3,6 cm. Inv. FO70296.156.1.
- 16 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, gelb, 1 RS, 1 BS, Rdm. 22,0 cm, Höhe nicht ermittelbar. Inv. FK70296.161.
- 17 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, dunkelbraun, 2 RS, 2 BS, Rdm. 19,0 cm, H. 6,0 cm. Inv. FO70296.168.1.
- 18 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, innen schwarze und aussen rote Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss, alt mit Drahtklammern geflickt, 7 RS, 2 BS, Rdm. 29,0 cm, H. 5,7 cm. Inv. FK70296.12.
- 19 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen schwarze, aussen rote Grundengobe, Springfederdekor, Malhorndekor, weiss, 9 RS, 4 BS, Rdm. 27,0 cm, H. 7,5 cm. Inv. FO70296.144.1.
- 20 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, innen beige bis rotorange und aussen rote Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Springfederdekor, Malhorndekor, weiss, gelb, blau und dunkelbraun, 7 RS, 2 BS, Rdm. 30,5 cm, H. 5,4 cm. Inv. FK70296.10.
- 21 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, innen beige bis rotorange und aussen rote Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss, gelb, blau, grün und dunkelbraun, 6 RS, 2 BS, 2 WS, Rdm. 30,0 cm, H. 5,5 cm. Inv. FK70296.11.
- 22 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, weiss, 4 RS, 2 BS, Rdm. 22,0 cm, H. 4,0 cm. Inv. FO70296.109.1.
- 23 Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, alt mit Drahtklammern geflickt, 6 RS, 2 BS, 1 WS, Rdm. 30,0 cm, H. 5,0 cm. Inv. FO70296.114.1.
- Ohne Abb.** Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, stark beschädigt, abgeblättert,

6 RS, 4 WS, Rdm. 30,0 cm, H. nicht zu ermitteln. Inv. FK70296.116.

24 Teller, kalottenförmig, innen beige, aussen rote Grundengobe, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss und dunkelbraun, alt mit Drahtklammern geflickt. Rdm. 19,0, H. 4,6 cm. Inv. FO70296.3.1.

25 Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen schwarze und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, 3 RS, 2 BS, Rdm. 18,5 cm, H. 4,0 cm. FO70296.139.1.

Ohne Abb. Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss (Kantenstrich), 1 RS, Rdm. 20,0 cm, H. 3,9 cm. Inv. FO70296.158.1.

Ohne Abb. Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, Oberflächen stark beschädigt, abgeblättert, 4 RS, 1 BS, Rdm. 19,0 cm, H. 3,8 cm. Inv. FK70296.120.

Ohne Abb. Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, abgeblättert, 3 RS, 1 BS, Rdm. 20,0 cm, H. 3,9 cm. Inv. FK70296.122.

Ohne Abb. Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss (Kantenstrich), 1 RS, Rdm. 18,0 cm, H. 3,3 cm. Inv. FK70296.157.

26 Teller, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, gelb, 1 RS, Rdm. 31,0 cm, H. 3,2 cm. Inv. FK70296.159.

27 Kleine Terrine oder Schale mit Horizontalgriffen, innen und aussen weisse Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Ritzdekor, Malhorndekor, rot, 3 RS, 1 WS, Rdm. 13,0 cm, H. noch 5,0 cm. Inv. FO70296.9.1.

28 Terrine, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, 3 RS, 2 BS, 2 WS, Rdm. 22,0 cm. Inv. FK70296.179.

29 Deckel (Steckdeckel für grosse Terrine), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, weiss, 5 RS, 2 WS, Rdm. 23,0 cm. Inv. FO70296.152.1.

Ohne Abb. Terrine (?) mit massiver, abgesetzter Standplatte, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, schwach gelbliche Glasur, an der Kante der Standplatte schwarzer Malhorndekor, 1 BS, Bdm. 7,0 cm. Inv. FK70296.214.

30 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen weisse Grundengobe, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, rot, 2 RS, Rdm. 11,3 cm, H. 6,0 cm. Inv. FK70296.7.

31 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen weisse Grundengobe, Malhorndekor, blau, rot, dunkelbraun, 1 RS, Rdm. 11,0 cm. Inv. FK70296.133.

32 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, rot, weiss, gelb, 2 RS, 2 BS, Rdm. 11,5 cm, H. 6,8 cm. Inv. FO70296.153.1.

33 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, braun, grün, 2 RS, Rdm. 10,5 cm, H. 6,2 cm, 3 RS, 2 BS zweites Individuum. Inv. FO70296.8.1

34 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, braun, 2 RS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FK70296.182.

35 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, braun, 2 RS, 1 WS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FK70296.183.

36 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, braun, 2 RS, Rdm. 11,0 cm. Inv. FK70296.184.

37 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, braun, Vertikalstreifendekor, 1 WS. Inv. FK70296.186.

38 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss, braun, Vertikalstreifendekor, 1 RS, Rdm. nicht bestimmbar. Inv. FK70296.187.

Ohne Abb. Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss (Kantenstreifen), 1 RS, Rdm. 10,5 cm. Inv. FK70296.188.

39 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen beige Grundengobe, Malhorndekor, weiss, grün und dunkelbraun, 1 RS, 1 BS, 1 Henkel (nicht sicher zusammengehörig), Rdm. 11,0 cm, H. unbekannt. Inv. FK70296.124.

40 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen weisse Grundengobe, Malhorndekor, Vertikalstreifendekor, rot und grün, 1 RS, 4 BS, 3 WS, Rdm. 11,5 cm, H. 12,2 cm. Inv. FO70296.129.

41 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, weiss, 4 RS, 3 WS, Rdm. 15,0 cm, H. nicht zu ermitteln, alte Drahtflickung. Inv. FK70296.148.

42 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, weiss, blau, gelb, 2 RS, 2 BS, 7 WS, Rdm. 11,5 cm, H. 13,0 cm. Inv. FO70296.149.1.

43 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, weiss, rot, gelb, 3 RS, 2 BS, 3 WS, 1 Henkel, Rdm. 12,5 cm, H. nicht zu ermitteln. Inv. FO70296.147.1.

44 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, weiss, 2 RS, Rdm. 15,0 cm. Inv. FK70296.150.

45 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, weiss, grün, gelb, 1 RS, Rdm. 11,0 cm. Inv. FK70296.151.

46 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen schwarze Grundengobe, Malhorndekor, weiss, dicke Punkte, 1 RS, 1 BS, 3 WS, Rdm. 12,5 cm, H. 15,0 cm. FO70296.146.1

47 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, gelb (Kantenstreifen), sekundäres Bodenloch, 4 RS, 2 BS, 7 WS, Rdm. 13,0 cm, H. 13,6 cm, alte Drahtflickung. Inv. FO70296.169.1.

48 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, gelb, braun, weiss, 2 RS, 3 BS, 3 WS, Rdm. 12,0 cm, H. 15,0 cm. Inv. FO70296.172.1.

49 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, gelb, braun, 3 RS, 2 BS, 2 WS, Rdm. 11,5 cm, H. 13,0 cm. Inv. FO70296.173.1

50 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, gelb, braun, weiss, 3 RS, 1 BS, 3 WS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FO70296.174.1

51 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, blau, braun, weiss, grün, 1 BS, 4 WS, Bdm. 8,3 cm. Inv. FO70296.175.1.

52 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, braun, weiss, Vertikalstreifendekor, 1 BS, Bdm. 8,0 cm. Inv. FK70296.176.

53 Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, blau, braun, weiss, grün, 1 RS, Rdm. 13,0 cm. Inv. FK70296.177.

- 54** Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, blau, braun, weiss, grün, 2 WS. Inv. FK70296.178. Inv. FK70296.178.
- 55** Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen beige Grundengobe, Malhorndekor, Vertikalstreifendekor, weiss, grün, 1 RS, 1 BS, Rdm. 14,0 cm, H. 15,3 cm. Inv. FO70296.126.
- 56** Henkeltopf mit Ausguss (Milchtopf), innen weisse und aussen beige bis rotorange Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekor, weiss und dunkelbraun, 6 RS, 2 BS, 5 WS, Rdm. 14,0 cm, H. 13,0 cm. Inv. FO70296.14.1.
- Ohne Abb.** Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, 3 RS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FK70296.170.
- 57** Vorratstopf / Apothekenabgabegefäss, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, farblose Glasur, Standboden, zylindrisch, 1 BS, Rdm. 7,3 cm. Inv. FO70296.131.
- 58** Schüsselförmiger Deckel mit scharfkantigem Kragenrand, Oberseite mit Ansätzen des weitgespannten Bügelhenkels, an dessen Ansatz ein Luftloch, innen Russspuren, Irdenware, aussen rote Grundengobe, innen ohne Grundengobe oder Glasur, aussen Malhorndekor, weiss, 3 RS, 2 WS, Rdm. 28,0 cm, H. noch 6,0 cm, alte mit Drahtklammern geflickt. Inv. FO70296.215.1.
- 59** Nachttopf mit schräg ausbiegendem Rand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss (Kantenstreifen), 4 RS, 2 BS, Rdm. 20,0 cm. Inv. FK70296.181.
- 60** Nachttopf mit schräg ausbiegendem Rand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, weiss (Kantenstreifen), 1 RS, 3 BS, 9 WS, Zusammengehörigkeit aller Scherben nicht ganz sicher, Rdm. 21,0 cm. Inv. FK70296.180.
- Ohne Abb.** Unbestimmt, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen rote Grundengobe oder beidseitig rote Grundengobe, oft stark beschädigt, keinem der vorhergehenden Gefässe sicher zuweisbar, 3 RS, 16 BS, 23 WS. Inv. FK70296.189.
- 61** Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, 5 RS, 4 BS, 3 WS, Rdm. 33,0 cm, H. 8,0 cm. alte Drahtflickung. Inv. FO70296.164.
- 62** Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, weiss und dunkelbraun, 1 RS, Rdm. 24,0 cm. Inv. FK70296.165.
- 63** Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, weiss und dunkelbraun, 1 RS, Rdm. 25,0 cm. Inv. FK70296.166.
- 64** Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, dunkelbraun, 2 RS, Rdm. 22,0 cm, H. 4,0 cm. Inv. FO70296.115.
- 65** Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, alt mit Drahtklammern geflickt, 7 RS, 5 BS, 5 WS, Rdm. 30,0 cm, H. 6,8 cm. Inv. FO70296.117.
- 66** Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, 3 RS, 3 BS, 3 WS, Rdm. 26,0 cm, H. 6,0 cm. Inv. FK70296.118.
- 67** Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen orangerote und aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, 2 RS, 1 BS, Rdm. 19,0 cm, H. 4,4 cm. Inv. FO70296.154.
- 68** Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen orangerote und aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, 4 RS, 4 BS, Rdm. 18,0 cm, H. 4,0 cm, alte Drahtflickung. Inv. FO70296.155.
- 69** Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, Rdm. 19,0 cm, H. 3,8 cm. Inv. FK70296.119.
- 70** Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen beige, aussen rote Grundengobe, Spritzdekor, dunkelbraun, Oberfläche stark beschädigt, abgeblättert, 3 RS, 1 BS, Rdm. 18,5 cm, H. 3,8 cm. Inv. FK70296.121.
- 71** Kaffeeschale, Bol, rotgebrannte Irdenware ohne Grundengobe, dunkelbrauner Spritzdekor, innen und aussen farblose Glasur, eingestempelte Blindmarke «2» auf der Bodenunterseite (Grössenmarke). Rdm. 12,0 cm, H. 5,5 cm. 1 RS und 1 BS gehören zu einem zweiten Individuum, vgl. zur Ware 107. Inv. FK70296.17.
- 72** Teller mit fassoniertem Rand, dickwandig, Standboden gerundet in die Wandung übergehend, Fahne am Rand profiliert, rotgebrannte Irdenware ohne Grundengobe, innen und aussen gelbliche Glasur, dunkelbrauner Spritzdekor, 4 RS, 3 WS, Rdm. 21,0 cm, H. 3,0 cm, vgl. zur Ware **Kat. 71**. Inv. FO70296.107.
- 73** Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen beige Grundengobe, Malhorndekor, Horizontalstreifendekor, dunkelbraun, 4 RS, 1 Henkel, Rdm. 10,5 cm, H. 5,8 cm, ein WS, 1 BS belegt ein zweites Individuum. Inv. FO70296.123.
- 74** Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen beige Grundengobe, Malhorndekor, Horizontalstreifen-dekor, dunkelbraun, 3 RS, Rdm. 11,5 cm, H. 6,5 cm, ein RS mit Henkel belegt ein zweites Individuum (Rdm. 11,0 cm). Inv. FO70296.15.
- 75** Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen beige Grundengobe, Malhorndekor, Horizontalstreifendekor, dunkelbraun, 6 RS, 1 BS, 7 WS, Rdm. 10,0 cm, H. nicht ermittelbar. Inv. FO70296.127.
- 76** Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen weisse und aussen beige Grundengobe, Malhorndekor, Horizontalstreifendekor, dunkelbraun, 1 RS, 2 BS, 7 WS, Rdm. 13,0 cm, H. nicht ermittelbar. Inv. FO70296.128.
- 77** Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen beige Grundengobe, Pinseledekor, Horizontalstreifendekor, 1 RS, Rdm. 12,0 cm. Inv. FK70296.171.
- 78** Terrine, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen beige Grundengobe, Malhorndekor, Horizontalstreifen-dekor, dunkelbraun, eingerollter Horizontalgriff, 2 RS, 1 BS (nicht sicher zusammengehörig), Rdm. 20,0 cm, H. ca. 6,6 cm. Inv. FO70296.125.
- 79** Platte (Röstiplatte) mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen rote Grundengobe, Malhorndekor, Horizontalstreifendekor, weiss, schwarz, 7 RS, 6 BS, 2 WS, Rdm. 30,0 cm, H. 6,5 cm. Inv. FO70296.163.
- 80** Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art», innen und aussen weisse Grundengobe, Schwämmeldekor, grün, 1 RS, 1 BS, Rdm. 10,0 cm, H. 6,5 cm. Inv. FK70296.132.
- 81** Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art», innen weisse und aussen rote Grundengobe, Schwämmeldekor, braun, 2 RS, 1 BS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FO70296.185.
- 82** Henkeltopf (Milchtopf), Irdenware, Keramik «Heimberger Art», innen und aussen weisse Grundengobe, Malhorndekor, Schwämmeldekor, violett, sekundäres Bodenloch, 2 RS, 2 BS, 1 WS, Rdm. 12,0 cm, H. 12,0 cm. Inv. FO70296.130.
- 83** Terrine, Irdenware, Keramik «Heimberger Art», innen und aussen weisse Grundengobe, Schwämmeldekor, violett, profilierter Horizontalgriff, 1 RS, 1 WS, Rdm. 15,0 cm. Inv. FO70296.136.
- 84** Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art», innen weisse und aussen rote Grundengobe, Schwämmeldekor, violett, alte Drahtflickung, 5 RS, 1 WS, Rdm. 20,0 cm, H. 4,0 cm. Inv. FK70296.137.

Neuzeitliche Keramik aus der Chesa Giorgio in S-chanf, Cinuos-chel

85 Teller, kalottenförmig, Irdenware, Keramik «Heimberger Art», innen weisse und aussen rote Grundengobe, Schwämmeldekör, grün, 4 RS, Rdm. 20,0 cm, H. 4,1 cm. Inv. FK70296.138.

86 Schüssel mit scharfkantigem Kragenrand, Irdenware, Keramik «Heimberger Art», innen beige, aussen rote Grundengobe, Schwämmeldekör, dunkelbraun, 5 RS, 3 BS, 5 WS, Rdm. 23,0 cm, H. nicht ermittelbar. Inv. FK70296.110.

87 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen weisse Grundengobe, Spritzdekordekör, dendritischer Dekor, rot, grün, violett, 1 RS, 1 WS, Rdm. 12,0 cm. Inv. FK70296.134.

88 Tasse, Irdenware, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), innen und aussen weisse Grundengobe, Spritzdekordekör, dendritischer Dekor, rot, grün, violett, 1 RS, 1 WS, Rdm. 12,0 cm. Inv. FK70296.135.

89 Tasse, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 1 RS, 1 BS, Rdm. 11,0 cm, H. 6,3 cm. Inv. FO70296.205.

Ohne Abb. Tasse, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 2 RS, 1 BS, Rdm. 12,0 cm, H. 6,0 cm. FO70296.206.

Ohne Abb. Tasse, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 2 RS, 1 BS, Rdm. 12,5 cm. Inv. FO70296.208.

90 Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 3 RS, 3 BS, 13 WS, Rdm. 19,5 cm, H. 20,7 cm. Inv. FO70296.196.

91 Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 3 RS, 3 BS, 13 WS, Rdm. 11,5 cm, H. 13,0 cm. Inv. FO70296.197.

92 Henkeltopf mit Ausguss (Milchtopf), innen und aussen weisse Grundengobe, Keramik «Heimberger Art» (Region Berneck?), Malhorndekör, blau, grün und dunkelbraun, bis zum Hals Grundengobe zusätzlich mit Farbkörpern in der Grundengobe, 4 RS, 1 BS, 3 WS, Rdm. 12,1 cm, H. 12,5 cm. Inv. FK70296.13.

93 Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Unterteil Farbkörper in der Grundengobe, Oberteil Malhorndekör, braun, grün, 3 RS, 3 BS, 1 WS, Rdm. 13,5 cm, H. 13,0 cm. Inv. FO70296.203.

94 Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, zusätzlich Malhorndekör, blau in Form von Tupfenreihen, 2 RS, 1 BS, 4 WS, Rdm. 11,5 cm. Inv. FK70296.204.

Ohne Abb. Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 7 RS, 2 BS, 8 WS, Rdm. 14,0 cm. Inv. FO70296.195.

Ohne Abb. Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 1 RS, 1 BS, 5 WS, Rdm. 10,5 cm. Inv. FO70296.198.

Ohne Abb. Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 2 RS, 1 BS, 3 WS, Rdm. 11,0 cm. Inv. FO70296.199.

Ohne Abb. Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 2 RS, 1 BS, 1 WS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FK70296.200.

Ohne Abb. Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 1 RS, Rdm. 13,5 cm. FK70296.201.

Ohne Abb. Henkeltopf (Milchtopf), dünner, ausbiegender Rand, innen

leicht gekelt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 2 BS, 1 WS, Bdm. 7,5 cm. FK70296.202.

95 Teller, kalottenförmig, Irdenware, innen weisse Grundengobe und Farbkörper in der Grundengobe, aussen rote Grundengobe, Innen zusätzlich blaue Tupfen, Malhorndekör, 1 BS, Bdm. 18,0 cm. Inv. FK70296.210.

96 Teller, kalottenförmig, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe und Farbkörper in der Grundengobe, 1 RS, Rdm. 17,0 cm. Inv. FK70296.209.

97 Kleine Terrine(?) oder Ohrenschale, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 2 RS, Rdm. 12,5 cm. Inv. FK70296.207.

98 Vorratstopf/Apothekenabgabefäss, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 1 BS, Bdm. 8,5 cm. Inv. FK70296.211.

99 Nachttopf, nach aussen verdickter und schräg abgestrichener Rand, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 5 RS, 3 BS, 6 WS, Rdm. 19,0 cm, H. 12,8 cm. Inv. FO70296.190.

100 Nachttopf, rundlich nach aussen verdickter Rand, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 4 RS, 1 BS, 2 WS, Rdm. 19,0 cm, H. 12,5 cm. Inv. FO70296.192.

Ohne Abb. Nachttopf, nach aussen verdickter und schräg abgestrichener Rand, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 3 RS, 2 WS, alt mit Drahtklammern geflickt, Rdm. 19,0 cm, H. 12,0 cm. Inv. FO70296.191.

Ohne Abb. Nachttopf, nach aussen verdickter und schräg abgestrichener Rand, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 3 RS, 4 BS, 5 WS, Rdm. 19,0 cm, H. 13,0 cm. Inv. FO70296.193.

Ohne Abb. Nachttopf, nach aussen verdickter und schräg abgestrichener Rand, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 1 RS, 3 BS, 3 WS, Rdm. 19,0 cm. Inv. FO70296.194.

Ohne Abb. Unbestimmt, Irdenware, innen und aussen weisse Grundengobe, aussen Farbkörper in der Grundengobe, 9 BS, 6 WS, diese konnten den vorhergehend aufgelisteten Stücken nicht zugeordnet oder angepasst werden. Es mögen sechs weitere Individuen von Nachtöpfen oder Milchtopfen vorhanden sein.

101 Henkeltopf, Kochtopf, Irdenware «Bonfol Art», grob gemagert, Kochgeschirr, innen und aussen farblos glasiert, innen gekelt, sichelförmiger Rand mit Deckelrast, Ausguss, Bandhenkel mit ovalem Querschnitt, 4 RS, 1 Henkel, Rdm. 14,5 cm. FK70296.101.

102 Tasse, konisch, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, keine Grundengobe sichtbar, 1 RS, 1 BS, Rdm. 10,0 cm, H. 6,5 cm. Inv. FO70296.216.

103 Kaffeekanne, Kugelbauch, zylindrischer Hals, randständiger Ausguss, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 1 RS, 2 BS, 9 WS, Rdm. 6,0 cm, 3 BS repräsentieren zwei weitere ähnlich kleine Individuen. Inv. FO70296.229.

104 Kaffeekanne, Kugelbauch, zylindrischer Hals, randständiger Ausguss, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 1 RS, 7 WS, Rdm. 11,0 cm, 1 BS und 1 WS repräsentieren ein weiteres ähnlich grosses Individuum. Inv. FO70296.228.

105 Steckdeckel (für kleine Kaffeekanne), Deckelknopf fehlt, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 1 RS, Rdm. 6,5 cm, H. noch 2,6 cm. Inv. FK70296.230.

106 Steckdeckel (für Kaffeekanne), Deckelknopf fehlt, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 2 RS, Rdm. 12,0 cm, H. noch 2,5 cm. Inv. FO70296.231.

107 Kaffeekanne, zylindrisch, Standboden, angesetzt, randständiger Ausguss, profilierter Bandhenkel, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 4 RS, 1 Henkelfragment, Rdm. 10,0 cm. Inv. FO70296.232.

108 Kaffeekanne, zylindrisch, Standboden, angesetzt, randständiger Ausguss, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, 2 RS, 3 BS, 2 WS, Rdm. 11,5 cm. Inv. FO70296.233.

109 Kaffeekanne, zylindrisch, Standboden, angesetzt, randständiger Ausguss, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, Bodenunterseite mit Blindmarke «3» (Grössenmarke), 2 RS, 1 BS, Rdm. 10,0 cm, H. 13,5 cm. Inv. FO70296.234

Ohne Abb. Kaffeekanne, zylindrisch, Standboden, angesetzt, randständiger Ausguss, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, 3 RS, 4 BS, 8 WS, Rdm. 10,0 cm, H. 14,0 cm. Inv. FO70296.235.

Ohne Abb. Kaffeekanne, zylindrisch, Standboden, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, 3 BS, 1 Henkelfragment, Bdm. 15,0 cm. 2 weitere Bandhenkelfragmente sprechen für zwei weitere Individuen. Inv. FO70296.236.

Ohne Abb. Kaffeekanne, zylindrisch, Standboden, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, 3 BS, 1 WS, Bdm. 13,0 cm. Inv. FO70296.237.

110 Teller, kalottenförmig, eingedrehter, niedriger Standing, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 4 RS, 2 BS, Rdm. 19,5 cm, H. 4,0 cm. Inv. FO70296.217.

111 Teller, kalottenförmig, eingedrehter, niedriger Standing, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 1 RS, 1 BS, Rdm. 20,0 cm, H. 3,9 cm. Inv. FO70296.218.

Ohne Abb. Teller, kalottenförmig, eingedrehter, niedriger Standing, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 5 RS, 1 BS, Rdm. 20,0 cm, H. 4,2 cm, 1 weitere identische BS belegt ein weiteres Individuum. Inv. FO70296.219.

112 Teller, kalottenförmig, niedriger Standing, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, Blindmarke «SCHRAMBE (RG)», 1 BS. Zweite ähnliche BS aber ohne Marke, die ein weiteres Individuum belegt. Inv. FK70296.220.

113 Schüssel, geschweift, Standring, gemuschelte, plastisch verzierte Wandung, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, 3 RS, 1 BS, Rdm. 25,0 cm, H. 5,6 cm. Inv. FK70296.221.

114 Schüssel, kalottenförmig, Standring, gemuschelte, plastisch verzierte Wandung und gewellter Rand, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 6 RS, 3 BS, Rdm. 25,0 cm, H. 7,5 cm. Inv. FO70296.222.

115 Steckdeckel (für Terrine?), pilzförmiger Deckelknopf, stark durch Frost oder Feuer beschädigt, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 2 RS, 3 WS, Rdm. 17,0 cm. Inv. FO70296.225.

116 Terrine, Standring, konisch, horizontale, profilierte Griffmulden, Perllrollstempeldekore, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 3 RS, Rdm. 19,0 cm, H. 6,5 cm. Inv. FO70296.223.

Ohne Abb. Terrine, Standring, konisch, horizontale, profilierte Griffmulden, Perllrollstempeldekore, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, gut gemachte Industrieware, glatt aufgeschmolzene Glasur, 1 RS, 3 BS, Rdm. 26,0 cm. Inv. FO70296.224.

117 Stülpedeckel (für Tabaktopf 226?), senkrechter Rand, schwach aufgewölbt, Spitzenknopf abgebrochen, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, 2 RS, Rdm. 14,0 cm, H. noch 4,5 cm. Inv. FO70296.227.

118 Tabaktopf (Topf mit Stülpedeckelrand), zylindrisch, zwei profilierte Horizontalgriffe mit Muscheldekore und einer Zahl «1» in der Mitte, Irdenware, innen und aussen schwarzbraune Eisen-Manganglasur, 2 RS, Rdm. am Verstärkungsring 14,5 cm, innen 11,0 cm. Inv. FK70296.226.

119 Blumentopf-Untersetzer, Irdenware, ohne Grundengobe, unglasiert, Standboden, konische Wandung, leicht nach aussen verdickter Rand, 3 RS, Rdm. 11,5 cm, H. 3,2 cm. Inv. FO70296.106.

120 Blumentopf, Irdenware, ohne Grundengobe oder Glasur, konisch, unverdickter Rand, 1 RS, Rdm. 10 cm. Inv. FK70296.213.

121 Deckel, Irdenware hell, süddeutsch, flach-konisch, ohne Grundengobe, hellsherbig, aussen gelblichgrüne Glasur, Rdm. 12,0 cm, H. 3,5 cm. Inv. FK70296.16.

122 Deckel, Irdenware, hell, süddeutsch, flach-konisch, ohne Grundengobe, aussen gelblichgrüne Glasur mit grünem Spritzdekore, 1 WS. Inv. FK70296.104.

123 Henkeltopf, Kochtopf, Irdenware, hell, süddeutsch, innen olivgrüne Glasur, aussen unter dem Rand Pinselstreifem normalerweise rötlich, jetzt aber schwarzbraun reduziert, Standboden mit parallelen Abschnepspuren, gestreckt bauchiger Korpus, Ausguss, abgesetzter, sichelförmiger Rand, innen mit Deckelfalz, Henkelansatz, alte Flickung mit Eisendraht am Boden, 3 RS, 2 BS, Rdm. 17,0 cm. Inv. FK70296.102.

124 Kaffeekanne, Irdenware, hell, süddeutsch, innen gelbe und aussen schwarzbraune Manganglasur, darunter Oberfläche gelummelt, 1 WS mit Wulsthenkel mit ovalem Querschnitt, 1 spitze, unterrandständig angesetzte Ausgusstülle. Inv. FK70296.103.

125 Schüssel (Henkelschüssel?), kalottenförmig, leistenförmig nach aussen verdickter, etwas einbiegender Rand, hartgebrannte Irdenware, innen und aussen dunkelbraune Lehmglasur (Braungeschirr, Polen oder Deutschland, letztes Viertel 19. Jh.), 2 RS, Rdm. 19,0 cm. FK70296.105.

Fayence

126 Schüssel, kalottenförmig, leicht ausbiegender Leistenrand, aussen gekehlt, Fayence, polychrome Inglasurmalerei, floraler Dekor, Norditalien, wohl 1. Hälfte 19. Jh., 2 RS, 1 WS, Rdm. 27,0 cm. Inv. FO70296.77.1.

127 Koppchen, Standring, kalottenförmig, unverdickter Rand, Fayence, polychrome Inglasurmalerei, Marmorierung, wohl Kilchberg-Schooren, ZH, 1. Hälfte und Mitte 19. Jh., 2 BS, Bdm. 3,5 cm. Inv. FO70296.78.

128 Terrine oder Schüssel, Standring, Fayence, hellblau, 1 BS. Inv. FK70296.79.

129 Terrine oder Schüssel, Standring, Fayence, weiss, 1 BS. Inv. FK70296.80.

130 Teller, kalottenförmig, Standring, Fayence, weiss, Blindmarke «1/2» (Grössenmarke, Formmarke?), 2 RS, 1 BS. Rdm. 20,0 cm, H. 3,5 cm, 9 weitere RS und 2 BS belegen ein zweites Individuum. Inv. FO70296.81.

Steinzeug

131 Mineralwasserflasche, Steinzeug, gedreht, Brunnenmarke «SELTERS NASSAU» mit preussischem Adler (nach 1866), 1 WS. Inv. FK70296.73.

132 Mineralwasserflasche, Steinzeug, gedreht, grosse Flasche, Brunnenmarke «SELTERS NASSAU» mit preussischem Adler (nach 1866), 1 RS, 1 BS, 3 WS. Aufgrund zweier weiterer BS liegen sicher zwei weitere Individuen vor, eine grosse und eine kleine Flasche. Inv. FO70296.74.1.

133 Mineralwasserflasche, Steinzeug, gedreht, grosse Flasche, Brunnenmarke, einzeilige Blindmarke «... NASSAU», 1 BS, 2 WS (1832–1866). Inv. FK70296.75.

134 Mineralwasserflasche, Steinzeug, gepresst, Brunnenmarke, einzeilige Blindmarke «(SELTERS KÖN: PREUSS: BRUNNENV) ERWALTUNG», 1 WS (nach 1879). Inv. FK70296.76.

Steingut

135 Tasse mit Standring, geschweifte, leicht profilierte Wandung, Steingut, weiss, blauer, verlaufener Umdruckdekor («flow blue»), Blumen und Efeu-muster auf der Innenseite, im Spiegel kleines Blumenbouquet, Bodenunterseite mit Markenname «Bryonia», ev. zugehörig Untertasse 45, 3 RS, 1 BS, Rdm. 11,0 cm, H. 7,0 cm. Inv. FO70296.46.1.

136 Tasse mit Standring, geschweifte Wandung, Steingut, weiss, blauer, verlaufener Umdruckdekor («flow blue»), aussen chinesische Landschaft, innen Blumen-Rocaillemuster, 2 RS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FO70296.47.1.

137 Tasse mit Standring, kalottenförmige Wandung, Steingut, weiss, Pinsel-dekor, Blumenmotive, Bodenunterseite mit Fragment einer braungrauen Stempelmarke, 2 RS, 1 BS, Rdm. 10,0 cm, Bdm. 5,0 cm. Inv. FK70296.57.

138 Tasse mit Standring, kalottenförmige Wandung, Steingut, weiss, Pinsel-dekor, Blumenmotive, 1 BS, Bdm. 5,5 cm. Inv. FK70296.58.

139 Tasse mit Standring, kalottenförmige Wandung, Steingut, weiss, Pinsel-dekor, Blumenmotive, Bodenunterseite mit Stempelmarke «Oval mit K und D&C» (Carouge, Degrange & Co., 1885–1903), 5 RS, 3 WS, 1 BS, Rdm. 11,5 cm, H. 7,0 cm. Weitere Fragmente könnten zu einem zweiten Exemplar gehören. Inv. FO70296.59.1 und FO70296.56.1.

140 Tasse, Steingut, weiss, unverziert, Standring, geschweifte, leicht gerippte Wandung, wohl profilierte Henkel, 1 RS, Rdm. 9,5 cm, H. 7,1 cm. Weitere 12 BS, 14 RS, 8 Henkel / Henkelansätze. Nach den BS mindestens 12 weitere Individuen, davon 1 braune Stempelmarke «J.F.L. ZELL AM HARMERSBACH» (Kat. 141), 2 braune Stempelmarken «OPAQUE – OPAQUE» (Zieglersche Tonwarenfabrik Schaffhausen, ca. 1870–1900; Kat. 142), zwei blaue, unlesbare Zahlen. Inv. FK70296.24.

141 Tasse, Steingut, weiss, unverziert, Standring, 1 BS, braune Stempelmarke «J.F.L. ZELL AM HARMERSBACH», Bdm. 6,0 cm. Inv. FK70296.27.

142 Tasse, Steingut, weiss, unverziert, Standring, 1 BS, braune Stempelmarke «OPAQUE-OPAQUE» (Zieglersche Tonwarenfabrik, Schaffhausen, ca. 1870–1900), Bdm. 6,5 cm. Inv. FK70296.28.

143 Tasse, Steingut, weiss, unverziert, Standring, geschweifte Wandung, wohl glatter, im Querschnitt ovale Bandhenkel. Rdm. 9,5 cm, H. 7,8 cm. Inv. FK70296.25.

144 Tasse mit Standring, geschweifte Wandung, schmaler Bandhenkel, Steingut, weiss, rote Streifenbemalung am Standring und am Rand, 1 RS, Rdm. 10,0 cm, H. 7,8 cm. 4 RS und 2 BS mit Henkeln sprechen für zwei weitere Individuen. Inv. FK70296.61.

145 Tasse mit Standring, geschweifte Wandung, Steingut, weiss, rosa-roter Umdruckdekor, Blumenmotive, 1 RS, 2 BS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FO70269.50.1

146 Tasse, geschweifte Wandung, Steingut, weiss, brauner Umdruckdekor, Blumen- und Schmetterlingsmotiv, 3 RS, Rdm. 10,0 cm. Inv. FK70296.51.

147 Tasse, geschweifte Wandung, Steingut, weiss, violettgrauer Umdruck-dekor aussen und innen am Rand, Blumenmotiv, 1 RS, Rdm. ca. 10,0 cm. Inv. FK70296.52.

148 Tasse mit Standring, konische, schwach geschweifte Wandung, schmaler Bandhenkel, Steingut, weiss, bunter Pinseldekor und schwarzer und grüner Schablonendekor, Wappen der drei Bünde und Fahnen mit Kantonsfarben, grau-weiss-blau, Beischrift bunter Pinseldekor und schwarzer und grüner Schablonendekor, Wappen der drei Bünde und Fahnen mit Kantonsfarben, grau-weiss-blau, Beischrift «Bein per Fatscha» (Gut fürs Gesicht). Rdm. 10 cm, H. 8,0 cm. 6 RS, 3 WS, 3 BS belegen die Existenz von mindesten drei weiteren, ähnlichen Individuen, eine Tasse trägt die Aufschrift «Bein per» (Gut für) und die andere «(G)rischa» (Graubünden). Inv. FO70296.62.1.

149 Tasse mit Standring, konische, schwach geschweifte Wandung, schmaler Bandhenkel, Steingut, weiss, blauer Pinseldekor und grüner Schablonendekor, 1 RS, Rdm. 10,0 cm, H. 8,0 cm. 1 identischer Henkel und 1 WS belegen die Existenz mindestens eines weiteren Individuums dieser Tassenform. Inv. FK70296.63.

150 Tasse mit Standring, konische Wandung, schmaler Bandhenkel (ab-

gebrochen), Steingut, weiss, blauer Pinseldekor und Schablonendekor in Schachbrettmuster, 2 RS, Rdm. 9,7 cm, H. 7,7 cm. Inv. FO70296.64.1.

151 Tasse mit Standring, konische, schwach geschweifte, schmaler profilierter Henkel (abgebrochen), Steingut, weiss, violetter Spritzpistolendekor und gelber Schablonendekor Blumenmotive, Goldrand, 2 RS, Rdm. 8,7 cm, H. 7,7 cm. Zugehörig Untertasse 152. Inv. FO70296.65.1.

152 Untertasse mit Standring, leicht geschwungen ausbiegende Fahne, unverdickter Rand, Steingut, weiss, violetter Spritzpistolendekor und gelber Schablonendekor Blumenmotive, Goldrand, 4 RS, Rdm. 15,5 cm, H. 2,1 cm. Zugehörig Tasse 151. Inv. FO70296.66.1.

153 Untertasse (flacher kalottenförmiger Teller), flacher Standring, Steingut, weiss, unverziert, Stempelmarke schwarz «OPAQUE SARRGUE-MINES», 2 RS, Rdm. 16,0 cm, H. 3,0 cm. Weitere 9 RS, 1 BS, die nach den Böden wohl zu weiteren fünf Untertassen gehören, dabei einmal weitere identische Stempelmarke schwarz «OPAQUE SARRGUEMINES». Inv. FO70296.20.1.

154 Untertasse (kalottenförmiger Teller) mit Standring, Steingut, weiss, schwarzer Umdruckdekor, innen, Pflanzen und Vögel, im Spiegel Blumenbouquet, 1 RS, 2 BS, Rdm. 15,5 cm. Inv. FO70296.43.1.

155 Untertasse (kalottenförmiger Teller) mit Standring, Steingut, weiss, blauer, verlaufener Umdruckdekor («flow blue»), Blumen und Efeumuster auf der Innenseite, im Spiegel kleines Blumenbouquet, ev. zugehörig Tasse 46 mit Markenname «Bryonia». 2 RS, Rdm. 16,0, H. 3,0 cm. 1 weitere BS steht für ein zweites Individuum. Inv. FK70296.45.

156 Untertasse, Standring, Steingut, weiss, violetter Umdruckdekor innen, Blumen- und Vogelmotiv, 2 BS, Bodenunterseite mit Umdruckmarke «Viller... (& Boch)», Rdm. ca. 10,0 cm. Inv. FO70296.53.1.

157 Untertasse, Standring, Steingut, weiss, blauer und schwarzer Pinsel-dekor, 3 RS, Rdm. 15,0 cm, H. 2,8 cm, zwei nahezu identische BS sprechen für eine weitere Untertasse dieses Dekors. Inv. FO70296.60.1

158 Untertasse mit Standring, konisch ausbiegende Fahne, unverdickter Rand, Steingut, weiss, auf dem Innenrand Zierband mit grünem Mäander in Aufglasurdruckdekor. 2 RS, Rdm. 15,0 cm, H. 2,2 cm. Inv. FO70296.69.1.

159 Untertasse mit Standring, kalottenförmig, unverdickter Rand, Steingut, weiss, auf dem Innenrand Zierband rot und rotorange, Aufglasurmalerei. 1 RS, Rdm. 16,0 cm. Inv. FK70296.70.

160 Ohrenschale, Steingut, weiss, unverziert, gemodelter, ovaler, unterrandständiger Griffklappen, 1 RS, Rdm. 12,0 cm, H. nicht erhalten. Form des Bodens nicht bekannt (Standring?), da von Kaffeetassen und Kaffeeschalen nicht abtrennbar. Inv. FO70296.23.

161 Ohrenschale, Steingut, weiss, schwarzer Umdruckdekor, innen und aussen, ländliche, bergige Szene, Griffklappen mit Akanthusblatt. 1 RS, 1 WS, 1 BS, Rdm. 10,5 cm, H. ca. 6,0 cm. 1 abweichende verzierte WS belegt eine zweite Ohrenschale. Inv. FK70296.41.

162 Ohrenschale, Steingut, weiss, schwarzer Umdruckdekor, innen und aussen, Phantasiearchitektur, 1 RS mit ovalem Griffklappen, Rdm. 10,0 cm. Inv. FK70296.42.

163 Kaffeeschale / Bol, kalottenförmig tief (es könnte sich auch um Ohrenschalen handeln jedoch sind kaum Griffklappen vorhanden), Steingut, weiss, unverziert, flacher Standring, Bodenunterseite mit Blindmarke «2» (Grössenmarke), 1 RS, Rdm. 13,0 cm, H. 7,0 cm. Weitere 23 RS und eine BS Standring (braune Stempelmarke «OPAQUE», die zu geschätzt 10 weiteren Individuen gehören könnten. Das Problem ist, dass sich die Standringe und Böden der Kaffeeschalen, Ohrenschalen und Kaffeetassen nicht eindeutig unterscheiden lassen. Inv. FK70296.22.

164 Kaffeeschale (?), Steingut, weiss, unverziert, Standring, 1 BS, schwarze Stempelmarke «OPAQUE DE SARREGUEMINES» (nach 1856), Bdm. 6,0 cm. Inv. FK70296.26.

165 Kaffeeschale / Bol (oder Ohrenschale), kalottenförmig, Steingut, weiss, grüner Umdruckdekor, Kartusche mit Knaben mit Vogel und Vogelkäfig, seitlich geometrische, vorhangartige Muster, 1 RS, Rdm. 10,5 cm. Inv. FK70296.48.

166 Kaffeeschale / Bol (oder Ohrenschale), kalottenförmig, Steingut, weiss,

hellblauer Umdruckdekor innen und aussen, geometrische, vorhangartige Muster, 2 RS, 1 WS, Rdm. 11,0 cm. FK70296.49.

167 Kaffeeschale / Bol, kalottenförmig, unverdickter Rand, Steingut, weiss, auf dem Aussenrand Zierband blau, grün, rot, Schwämmeldekoration in Form eines Blüten- und Blättchenfrieses. 3 RS, 1 WS, Rdm. 13,5 cm. Inv. FO70296.71.1.

167 Teller, kalottenförmig tief (Suppenteller), Steingut, flacher Standring, weiss, unverziert, 1 RS, Rdm. 20,0 cm, H. 4,5 cm. Wandscherben können nicht sicher ausgesondert werden, Bodenfragmente können nicht von sonstigen Tellern unterschieden werden. Weitere 11 RS, die nach der Farbvariabilität und Form möglicherweise zu drei weiteren Individuen gehören könnten. Inv. FK70296.21.

168 Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, Standboden, gerundet in die Wandung übergehend, schräg ausbiegende Fahne, unverdickter Rand, Blindmarke «Schramberg» (vor 1883), 1 RS, Rdm. 24,0 cm, H. 3,5 cm. 11 weitere RS und 17 BS die zu solchen Tellern gehören können, vermutlich handelt es sich um gesamthaft 11 Individuen, davon drei weitere mit Marken (siehe **Kat. 169–Kat. 171**). Inv. FK70296.32.

169 Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, Standboden, gerundet in die Wandung übergehend, Blindmarke «HORNBERG», und zwei Sterne, 1 BS. Inv. FK70296.33.

170 Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, Standboden, gerundet in die Wandung übergehend, Blindmarke «Schooren», und abgebrochene Zahl «2», 1 BS. Inv. FK70296.34.

171 Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, Standboden, gerundet in die Wandung übergehend, Blindmarke «ZELL», wie immer schlecht abgedrückt, dazu Blindmarke «S4», 1 BS. Inv. FK70296.35.

172 Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, Standring, schräg ausbiegende Fahne, unverdickter Rand, braune Stempelmarke «OPAQUE SCHAFFHAUSEN» (?), 1 RS, Rdm. 20,0 cm, H. 2,1 cm. 8 RS, 22 BS, die zu solchen Tellern gehören, vermutlich handelt es sich gesamthaft um etwa 10 Individuen, davon eines mit schwarzer Stempelmarke (Merkurmarke) «VIL...» (Villero & Boch, Schramberg?, nach 1883), vgl. **Kat. 174**). Inv. FK70296.36.

173 Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, Standring, schräg ausbiegende Fahne, unverdickter Rand, braune Stempelmarke «...SARREGUEMINES» (nach 1856), 1 RS, Rdm. 21,0 cm, H. 2,0 cm. Inv. FK70296.37.

174 Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, Standring, schräg ausbiegende Fahne, unverdickter Rand, schwarze Stempelmarke (Merkurmarke) «VILLEROY & BOCH SCHRAMBERG» (nach 1883), 1 RS, 1 BS, Rdm. 24,0 cm, H. 4,2 cm. Inv. FK70296.38.

Ohne Abb. Teller, flach, Steingut, weiss, unverziert, unklar ab Standboden oder Standring, 39 RS, Anzahl Mindestindividuen unklar, geschätzt 10.

175 Teller, flach, Steingut, weiss, schwarzer Umdruckdekor, innen, Szene mit Reitern, Männern und Hunden, Beschriftung: «L'école cantonale à Zürich» Standring, 1 BS. Inv. FK70296.44.

176 Teller, flach, Steingut, weiss, Pinseldekoration, Standboden, gerundet in die Wandung übergehend, schräg ausbiegende Fahne, unverdickter Rand, im Spiegel Blumenkranz und Rest eines Spruches, der in schwarzer Schablone aufgetragen wurde, Bodenunterseite mit Blindmarke «G3», 8 RS, 2 BS, Rdm. 24,0 cm, H. 3,2 cm. Inv. FO70296.55.1.

177 Henkeltopf, Milchtopf (Kanne Fassform), Standring, bauchig, randständiger Ausguss, Steingut, weiss, brauner Pinseldekoration, Horizontalstreifendekoration, 1 BS, 1 WS, 1 RS, Rdm. 13,0 cm, Bdm. 10 cm. Inv. FK70296.54.

178 Terrine (Suppenschüssel), Steingut, weiss, unverziert, rundlich nach aussen verdickter Rand, Standboden, zwei profilierte Horizontalhenkel, alt mit Drahtklammern geflickt, Rdm. 23,0 cm. Inv. FK70296.31.

179 Terrine, gedrückt kugelig Körper, rundlich ausbiegender Rand, Steingut, weiss, reliefierte Aussenseite (vegetabiler Dekor), polychromer Aufglasurdruckdekor, 3 RS, Rdm. 24,0 cm. Inv. FK70296.67.

180 Schüssel mit ausbiegendem Rand, Steingut, weiss, unverziert, Bodenform unbekannt, 5 RS, Rdm. 28 cm. Inv. FK70296.40.

181 Schüssel mit Standring, rundlich ausbiegender und nach aussen verdickter Rand, Steingut, weiss, reliefierte Aussenseite (vegetabiler Dekor),

polychromer Aufglasurdruckdekor, 1 RS, 2 BS, 4 WS, Rdm. 36,0 cm. Inv. FK70296.68.

182 Nachttopf (?), rundlich nach aussen verdickter Rand, Steingut, weiss, unverziert, Standboden, Blindmarken «SCHRAMBERG» (vor 1883), und «H 3», Bdm. 10,0 cm, Rdm. 15,0 cm. Aufgrund einer Randscherbe mindestens ein weiterer Nachttopf mit rundlich ausbiegendem Rand vorhanden, Rdm. 19,0 cm. Inv. FO70296.30.

183 Apothekenabgabefässchen, Steingut, weiss, unverziert, Standboden, Rdm. 3,5 cm, H. 3,5 cm. Inv. FK70296.29.

Porzellan

184 Deckel, Zuckerdose oder Kaffeekanne, geschweiftes Oberteil und blumenförmiger Knopf, Porzellan, weiss, Kantenvergoldung, Dm. max. 7,4 cm, H. 7,0 cm. Inv. FK70296.82.

185 Tasse, konisch, Henkel kantig, Porzellan, weiss, Aufglasurdruckdekor, Blumenranke, eingefasster Spruch «Ich gratuliere». 2 RS, Rdm. 8,5 cm. 1 RS, 2 WS belegen zweite identische Tasse, 1 BS, 1 Henkel könnten nach der Oberflächenbeschaffenheit zu einer dieser Tassen gehören. Die BS trägt die blaue Stempelmarke, Unterglasur, preussischer Adler und «C. T.» (Porzellanfabrik Carl Tielsch, Altwasser, ca. 1863–1890). Inv. FO70296.91.

186 Tasse mit Standring, geschweift, Henkel abgebrochen, Porzellan, dickwandig, weiss, Aufglasurdruckdekor, «Zur Erinnerung», blaue Stempelmarke, Unterglasur, preussischer Adler und «A R» (August Rappsilber, Porzellanfabrik Königszelt, etwa 1880–1886). Rdm. 8,5 cm, H. 7,5 cm. Inv. FO70296.87.

187 Tasse mit Standring, konisch, Henkel kantig, Porzellan, weiss, Aufglasurdruckdekor, Rosenzweig, Kantenvergoldung, blaue Stempelmarke, Unterglasur, preussischer Adler und «C. T.» (Porzellanfabrik Carl Tielsch, Altwasser, ca. 1863–1890). Rdm. 8,5 cm, H. 7,6 cm. 1 BS (mit identischer Marke), 2RS belegen eine zweite, Individuum. Inv. FO70296.88.1.

188 Tasse, konisch, Porzellan, weiss, Aufglasurdruckdekor, Rosenzweig, Kantenvergoldung, Rdm. 9,5 cm. Inv. FK70296.89.

189 Tasse mit Standring, geschweift, Porzellan, dickwandig, weiss, Aufglasurdruckdekor, Blumen. 1 RS, ev. Henkel zugehörig, Rdm. 9,0 cm. Inv. FK70296.90.

190 Tasse mit Standring, konisch, Porzellan, dickwandig, weiss, grüne Linie, 1 BS. 1 BS und 1 RS belegen mindestens zwei weitere ähnliche Tassen. Inv. FK70296.86.

191 Tasse, konisch, Henkel abgebrochen, Porzellan, weiss, Kantenvergoldung. 2 RS, 1 WS, Rdm. 8,5 cm. Inv. FK70296.94.

192 Untertasse mit Standring, geschweifte Fahne, Porzellan, weiss, Kantenvergoldung, Bodenunterseite mit blaue Stempelmarke, Unterglasur, preussischer Adler und «C. T.» (Porzellanfabrik Carl Tielsch, Altwasser, ca. 1863–1890), 3 RS, Rdm. 14,0, H. 3,2 cm. 3 RS Rdm. 14,5 cm, H. 2,8 cm gehören zu einem zweiten fast identischen Stück. Inv. FO70296.92.1.

193 Untertasse mit Standring, geschweifte Fahne, Porzellan, weiss, Kantenvergoldung, 2 RS, Rdm. 14,5 cm, H. 2,3 cm. Inv. FO70296.93.1.

194 Untertasse, kalottenförmig, Porzellan, weiss, Kantenvergoldung und Goldbemalung, Rdm. max. 11,0 cm. Inv. FK70296.83.

195 Tasse mit Standring, konisch, Henkel abgebrochen, Porzellan, weiss, blauer Kantenstreifen, Bodenunterseite mit grüner Stempelmarke, Unterglasur, preussischer Adler und «C. T.» (Porzellanfabrik Carl Tielsch, Altwasser, ca. 1885–1900), 4 RS, 2 BS, Rdm. 9,5 cm, H. 8,5 cm. Teil von Gedeck 195–197. Inv. FO70296.95.1.

196 Untertasse mit Standring, geschweifte Fahne, Porzellan, weiss, blauer Kantenstreifen, Bodenunterseite mit aufgemalter grüner Dekornummer «3019», 4 RS, Rdm. 17,0 cm, H. 2,7 cm. Teil von Gedeck 195–197. Inv. FO70296.96.1.

197 Teller mit Standring, gerade Fahne, Porzellan, weiss, blauer Kantenstreifen, Bodenunterseite mit grüner Stempelmarke, Unterglasur, preussischer Adler und «C. T.» (Porzellanfabrik Carl Tielsch, Altwasser, ca. 1885–1900), ausserdem mit aufgemalter grüner Dekornummer «3019», 5 RS,

Neuzeitliche Keramik aus der Chesa Giorgio in S-chanf, Cinuos-chel

- 1 BS, Rdm 21,0 cm, H 2,8 cm. Teil von Gedeck 195–197. Inv. FO70296.97.1.
- 198** Teller mit Standring, gerade Fahne, Porzellan, schwer, Hotelporzellan, weiss, 7 RS, 3 BS, Rdm 23,0 cm, H 4,8 cm. Inv. FK70296.98.
- 199** Teller mit Standring, niedrige Wandung, gerade Fahne. Porzellan, dickwandig, weiss, Kantenvergoldung und blaue Linien, 2 RS, Rdm 22,0 cm, H. 2,5 cm. Inv. FK70296.84.
- Ohne Abb.** Teller mit Standring, niedrige Wandung, gerade Fahne. Porzellan, dickwandig, weiss, grüne Linie, 1 BS. Inv. FK70296.85.
- 200** Isolator, Porzellan, weiss, innen Gewinde oder Rillung für besseren Halt. Dm. max. noch 5,6 cm. Inv. FK70296.99.

Tabakpfeifen

- 201** Gesteckpfeife-Pfeifenstummel, Porzellan, Aufglasur-Druckdekor, Jäger mit Hund, L. noch 8,2 cm. Inv. FK70296.300.
- 202** Gesteckpfeife-Pfeifenstummel, Porzellan, weiss. L. noch 5,7 cm. Inv. FK70296.301.
- 203** Gesteckpfeife-Saftsack, Porzellan, Aufglasur-Druckdekor, Schriftband «Denke mein». H. noch 7,85 cm. Inv. FK70296.302.
- 204** Gesteckpfeife-Saftsack, Porzellan, Aufglasur-Druckdekor, Gemskopf, H. 8,5 cm, zugehörig zu **Kat. 201?** Inv. FK70296.303.
- 205** Manschettpfeife / Kaffeehauspfeife, Herkunft wohl Österreich oder Ungarn, achtkantige, lange Rauchkammer, muschelförmiger Boden, Rest mit Herstellermarke abgebrochen, schwarz reduziert gebrannte Irdenware. H. 8,2 cm. Inv. FK70296.304.

Glas

- 206** Flasche, Opalglas, rechteckiger, achteckiger Querschnitt, typischer nach vorne abgewinkeltem Hals und Ausguss mit metallener Verschlusskappe, darauf Inschrift «PATENT», Odolflasche, Gesamt-H. etwa 10,6 cm, Br. max. 4,85 cm. Odol wurde 1892 vom Dresdener Unternehmer Karl August Lingner (1861–1916) auf dem Markt eingeführt. Die ältesten Flaschen der vorliegenden Form hatten einen blassgrünen Papieraufkleber mit dem 1897 patentierten Logo «Odol». Die Marke selbst wurde 1895 als «Zahn- und Mund-Reinigungsmittel» in das deutsche Markenregister eingetragen. Lingner wurde mit dem Mundwasser sehr reich, so dass er sich den Kauf des Schlosses Tarasp im Engadin im Jahr 1900 erlauben konnte. Er liess das Schloss aufwendig sanieren, erlebte die Fertigstellung jedoch nicht mehr. Inv. FK70296.305.
- 207** Flasche, zylindrisch, schwach grünliches Glas, Reliefmarke «30» auf dem Boden, H. 8,65 cm. Inv. FK70296.306.
- 208** Flasche, zylindrisch, farbloses Glas, Reliefmarke «60» auf dem Boden, H. 10,25 cm. Inv. FK70296.307.
- 209** Flasche, zylindrisch, farbloses Glas, keine Reliefmarke auf dem Boden, H. 9,6 cm. Inv. FK70296.308.
- 210** Flasche, zylindrisch, farbloses Glas, keine Reliefmarke auf dem Boden, H. 9,6 cm. Inv. FK70296.309.
- 211** Flasche, zylindrisch, farbloses Glas, keine Reliefmarke auf dem Boden, H. 9,9 cm. Inv. FK70296.310.
- 212** Flasche, oval, farbloses Glas, Reliefmarke «60» auf dem Boden, H. 10,8 cm. Inv. FK70296.311.
- 213** Flasche, oval, farbloses Glas, Reliefmarke «50» auf dem Boden, H. 10,05 cm. Inv. FK70296.312.
- 214** Flasche, oval, farbloses Glas, Reliefmarke «C B W» auf dem Boden, Reste eines Papieretiketts, H. 9,8 cm, zweite identische Flasche. Inv. FK70296.313.
- 215** Flasche, zylindrisch, farbloses Glas, Rand abgebrochen, 1 BS, 1 WS, Reliefmarke auf dem Boden «AC 412 J», weisser Aufdruck in Resten lesbar «...UR PIERRE S PLACE DE L'OPERA S PARIS», H. noch 6,3 cm. Inv. FK70296.314.
- 216** Flasche, achteckig, farbloses Glas, Reliefmarke «CBW» auf dem Boden, Reste eines Papieretiketts, auf diesem Preismedaillen, einmal «CIVE BENE

MERIT ...» mit Wilhelm Tell und der Helvetia mit Speer und Schild, einmal «18..» und einmal eigene Marke «CBW» darüber Sonne, H. 10,5 cm. Inv. FK70296.315.

217 Flasche, rechteckig, achteckiger Querschnitt, schwach grünliches Glas, Reliefmarke «6.» auf dem Boden, auf der Schauseite Masseinteilungen, H. 15,1 cm. Inv. FK70296.316.

218 Flasche, rechteckig, achteckiger Querschnitt farbloses Glas, keine Reliefmarke auf dem Boden, auf der Rückseite im Relief «PURAN» auf der Schauseite Reliefschrift «Dr. Wybert Basel», dazu Papieretikett «PURAN Fleckenwasser WYBERT, Basel». H. 13,8 cm. Inv. FK70296.317.

Kommentar: Puran-Fleckenwasser wurde erst am 30.9.1922 unter Nummer 52761 für Dr. Ernst Wybert, Bern, Fabrikation in das Schweizerische Markenregister eingetragen (Schweizerisches Handelsamtsblatt 49, 1922, No. 266, S. 2159), Wybert verlegte sein Domizil am 23. Februar 1923 nach Basel (Schweizerisches Handelsamtsblatt 41, 1923, No. 57, 485). Unklar bleibt allerdings, ab wann ein Fleckenmittel unter diesem Namen vertrieben wurde. Ab den 1920er-Jahren häufen sich die Zeitungswerbeanzeigen.

219 Flasche, rechteckig, achteckiger Querschnitt, farbloses Glas, Reliefmarke «15» auf dem Boden, auf der Rückseite im Relief «JK & S», H. 7,9 cm. Inv. FK70296.318.

220 Flasche, Fassform, schwach grünliches Glas, keine Reliefmarke auf dem Boden. H. 9,2 cm. Inv. FK70296.319.

221 Schale auf Pokalfuss, farbloses Pressglas, Fuss fehlt, 2 RS, Rdm. 10,5 cm. Inv. FK70296.320.

222 Schale auf Pokalfuss, farbloses Pressglas, nur Fuss vorhanden, passt aber nicht zu 320, 1 BS, Bdm. 6,5 cm. Inv. FK70296.321.

223 Teller (Dessertteller), farbloses Pressglas, Blumenmuster, 1 RS, Rdm. 14,0 cm. Inv. FK70296.322.

224 Schnaps- oder Südweinglas auf Pokalfuss, konischer, massiver Schaft, Rand abgebrochen, farbloses Glas (Klarglas), Bdm. 4,7 cm, H. noch 7 cm. Inv. FK70296.323.

225 Weinglas auf Pokalfuss, facettierte Wandung, farbloses Glas (Klarglas), Bdm. 6,7 cm, H. noch 9,1 cm. Inv. FK70296.324.

226 Schnapsflasche (Flachmann), weisses Opalglas, 1 WS. Inv. FK70296.325.

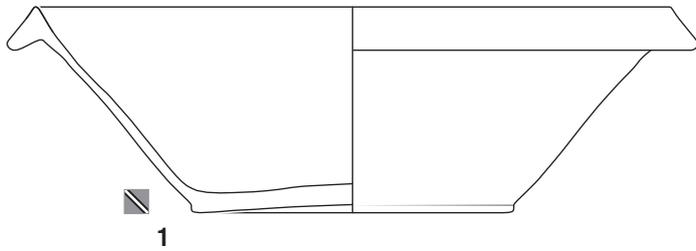
227 Lampenschirm für Petroleumlampe, weisses Opalglas, 2 WS gewellt, Dm. mehr als 17 cm, 2 weitere glatte WS repräsentieren vermutlich Reste eines zweiten Lampenschirms. Inv. FK70296.326.

228 Isolator für Strom- oder Telefon-Freileitungen, schwarzgrünes Glas, Dm. max. 9,0 cm, H. 10,8 cm. Inv. FK70296.328.

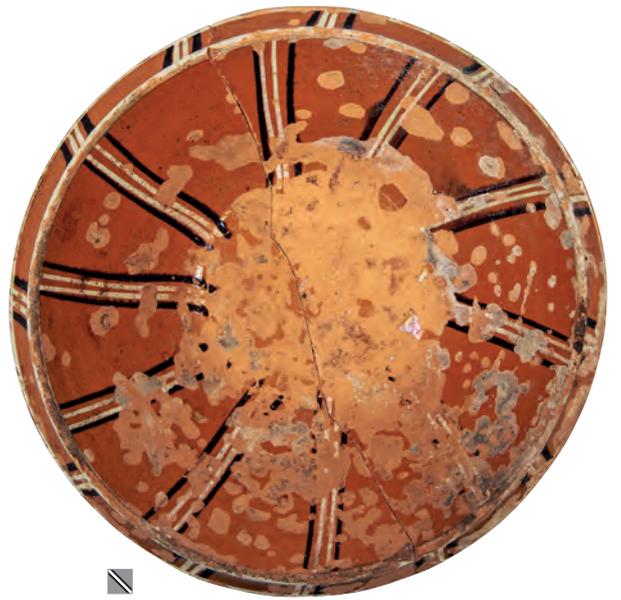
Ohne Abb. Spiegel, 1 WS, dünnes Klarglas. Inv. FK70296.327.

Zeichenerklärung

- ohne Glasur
- r ohne Glasur, reduzierend gebrannt
- Glasur innen
- Glasur aussen
- Glasur aussen über Grundengobe
- Glasur innen
- Glasur aussen
- Glasur innen über Grundengobe
- Glasur aussen über Grundengobe
- Sz Steinzeug
- Sg Steingut
- P Porzellan
- F Fayence



1



2



3

Tafel 1: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 1–3 Irdenware. Mst. 1:3.



4



6



5



7



8

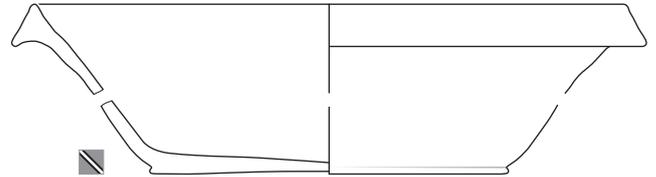
Tafel 2: S-chanf, Ciuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 4–8 Irdenware. Mst. 1:3.



9



10



11



12



13

Tafel 3: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 9–13 Irdenware. Mst. 1:3.

Neuzeitliche Keramik



14



15



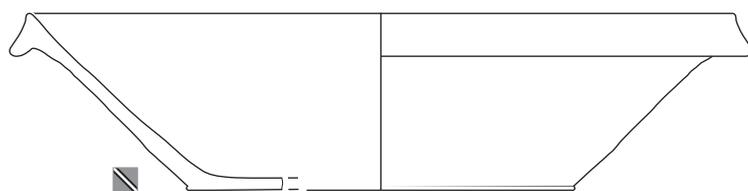
16



17



18



19

Tafel 4: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 14–19 Irdenware. Mst. 1:3.



20



21



22

Tafel 5: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 20–22 Irdenware. Mst. 1:3.



Tafel 6: S-chanf, Ciuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 23–32 Irdenware. Mst. 1:3.

Neuzeitliche Keramik



Tafel 7: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 33–48 Irdenware. Mst. 1:3.

Neuzeitliche Keramik



Tafel 8: S-chanf, Ciuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 49–58 Irdenware. Mst. 1:3.

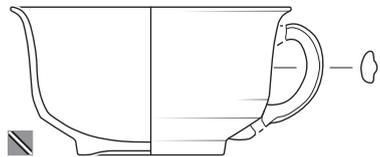


Tafel 9: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 59–72 Irdenware. Mst. 1:3.

Neuzeitliche Keramik



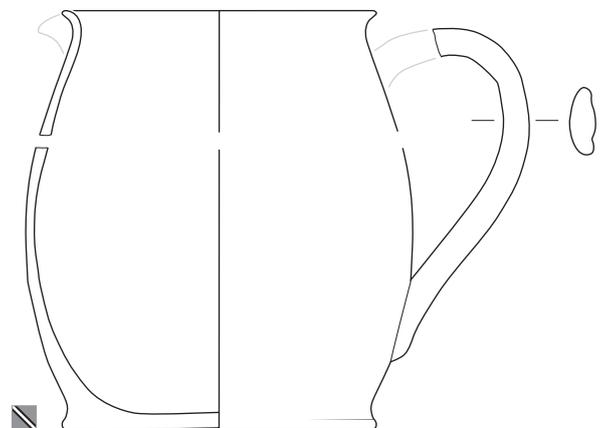
74



73



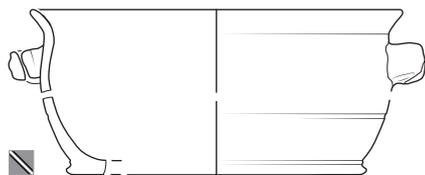
75



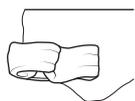
76



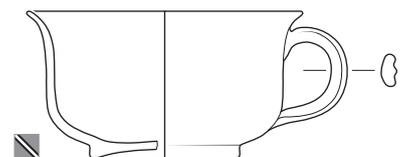
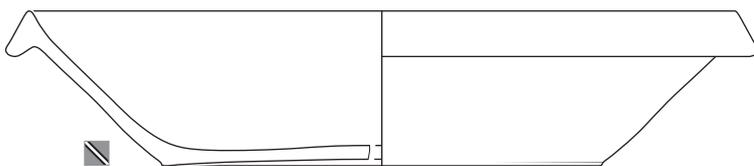
77



78



79



80



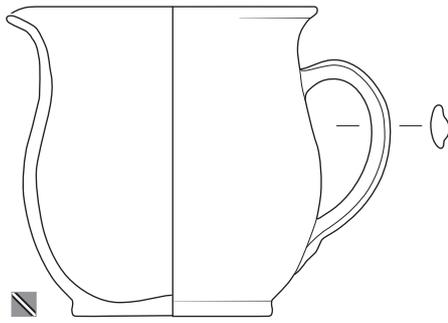
81

Tafel 10: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 73–81 Irdenware. Mst. 1:3.

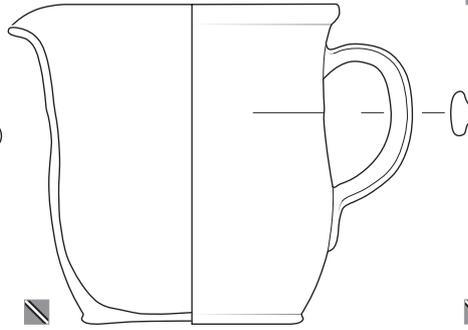


Tafel 11: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 82–91 Irdenware. Mst. 1:3.

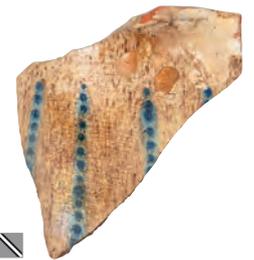
Neuzeitliche Keramik



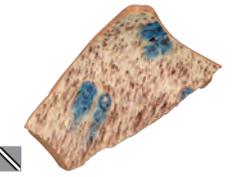
92



93



94



95



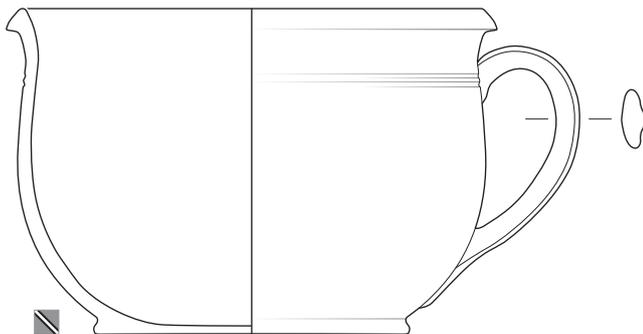
96



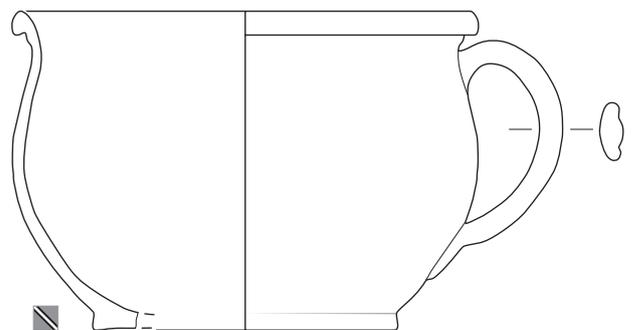
97



98

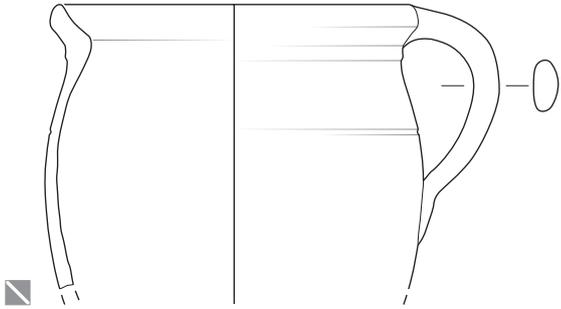


99



100

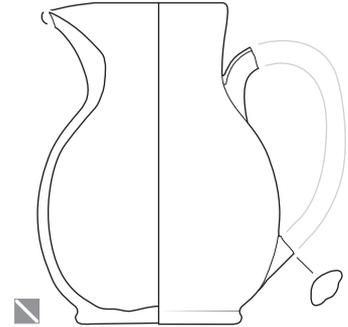
Tafel 12: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 92–100 Irdenware. Mst. 1:3.



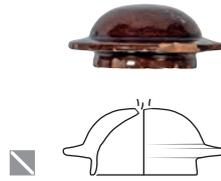
101



102



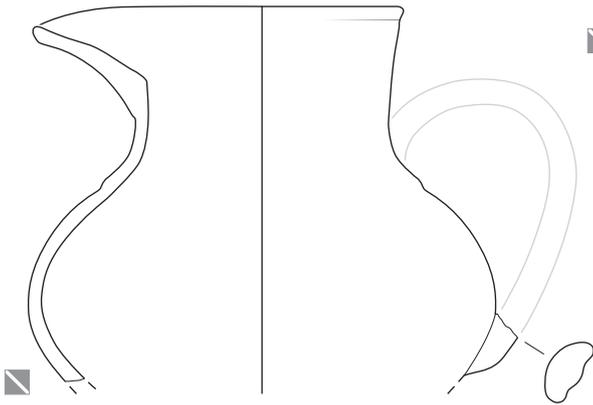
103



105



106



104



107



110



108



109



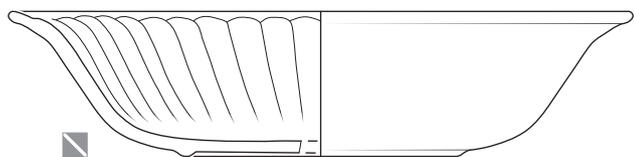
111



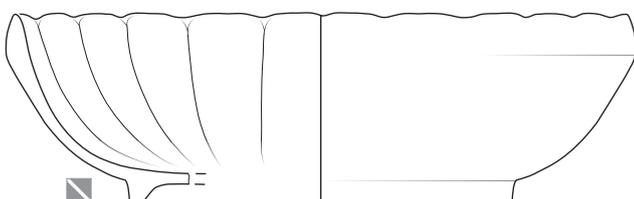
112

Tafel 13: S-chanf, Ciuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 101–112 Irdenware. Mst. 1:3.

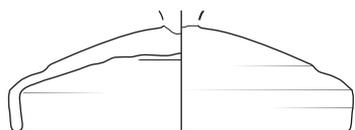
Neuzeitliche Keramik



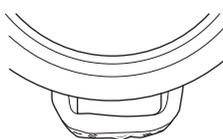
113



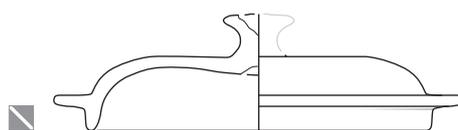
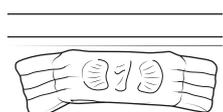
114



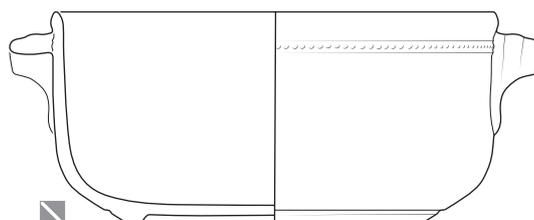
117



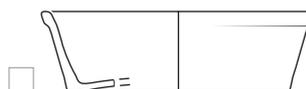
118



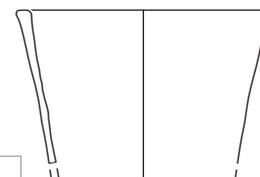
115



116



119



120



121



122

Tafel 14: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 113–122 Irdenware. Mst. 1:3.

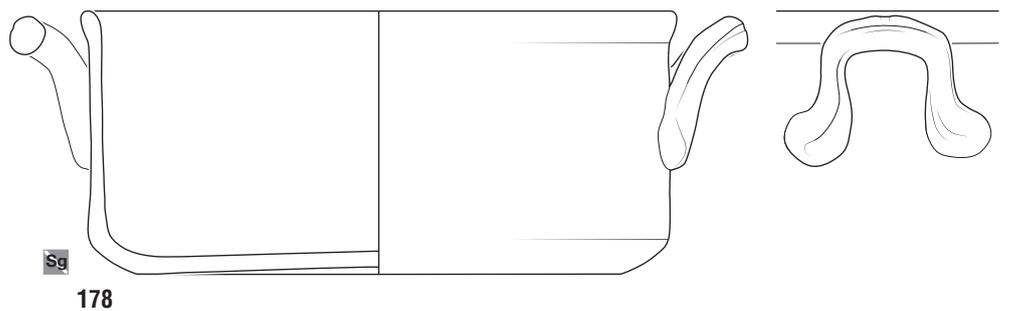
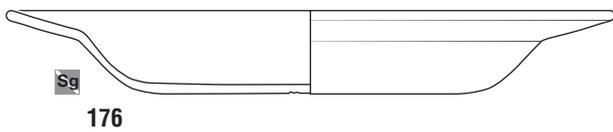
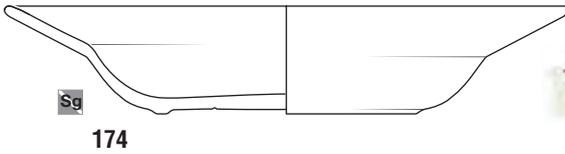
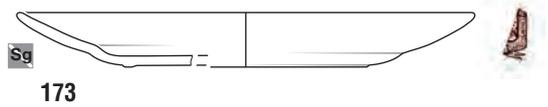
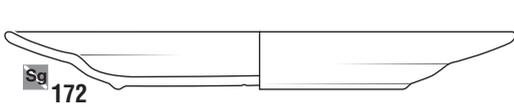
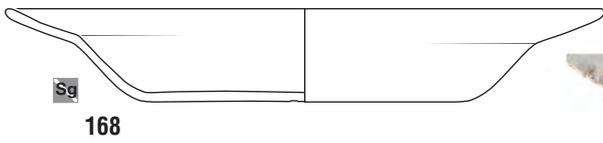
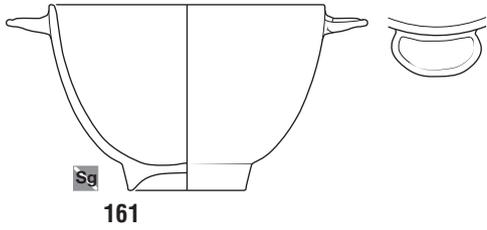
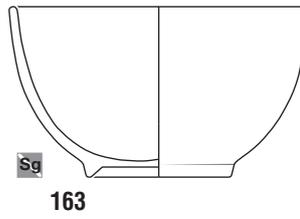


Tafel 15: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 123–125 Irdenware; 126–130 Fayence; 131–134 Steinzeug; 135–138 Steingut. Mst. 1:3.

Neuzeitliche Keramik

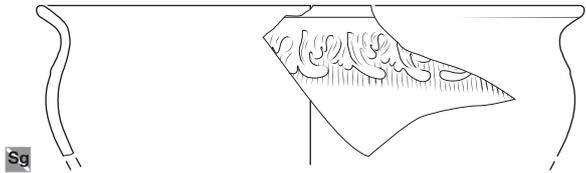


Tafel 16: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 139–160 Steingut. Mst. 1:3.



Tafel 17: S-chanf, Ciuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 161–178 Steingut. Mst. 1:3.

Neuzeitliche Keramik



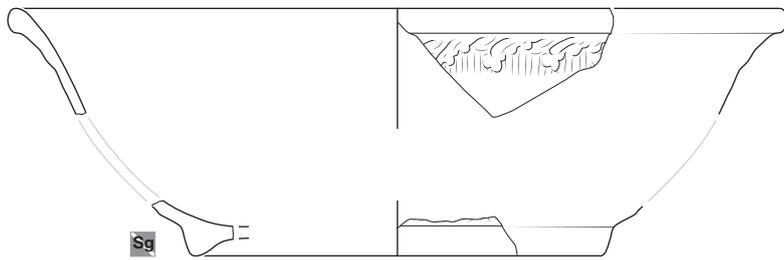
Sg

179



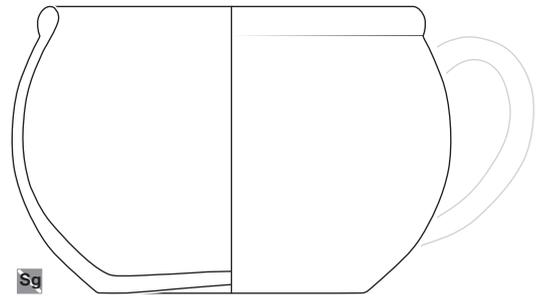
Sg

180



Sg

181



Sg

182



Sg

183



P

186



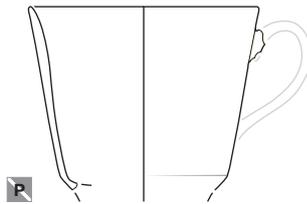
P

187



P

184



P

185



P

188



P

189



P

190



P

191



P

192



P

193



P

194

Tafel 18: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 179–183 Steingut; 184–194 Porzellan. Mst. 1:3.



Tafel 19: S-chanf, Cinuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 195–200 Porzellan; 201–205 Tabakpfeifen. Mst. 1:3.

Neuzeitliche Keramik



206



207



208



209



210



211



212



213



214



215



216



217



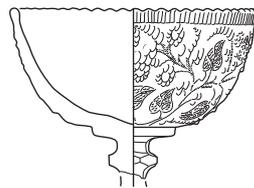
218



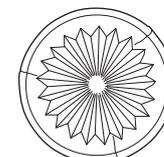
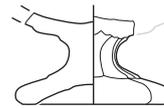
219



220



221



222



223



224



225



226



227



228

Tafel 20: S-chanf, Ciuos-chel, Chesa Giorgio. Verfüllung Vorkeller. 206–228 Glas. Mst. 1:3.

Anmerkungen

- 1 Zum Haus (Assekuranz-Nr. 260) und dem Ortsteil Cinuos-chel vgl.: SEIFERT-UHERKOVICH 2006, 106–107.
- 2 Alle Informationen wurden freundlicherweise von Bettina Hedinger, Frauenfeld TG in einem Kurzbericht bei der Fundübergabe im Jahr 2020 übermittelt.
- 3 Vgl. Eintrag zu «Hans Giorgio» im Historischen Lexikon der Schweiz, online-Version.
- 4 Alle Informationen nach Beschreibung Bettina Hedinger.
- 5 Archäologischer Dienst Graubünden, Ereignis Nr. 70296.
- 6 Nationales Keramikinventar der Schweiz, Kanton Graubünden unter https://ceramica-ch.ch/katalog/#q=%3A*, Filterfeld Museumsstandort/Kanton.
- 7 Bisher vom Autor durchgesehene, unveröffentlichte Fundkomplexe: Grüschi, Hotel «Krone», Ereignis Nr. 1251; Schiers, Chrea, Parz. 216, Ereignis Nr. 3019; Schloss Haldenstein, Ereignis Nr. 1282.
- 8 Grundlegend: HEEGE 2019a, 27–37, besonders Abb. 3.
- 9 HEEGE 2016.
- 10 HEEGE 2019a, 30–37.
- 11 Zum derzeitigen archäologischen Forschungsstand zur Keramik des Spätmittelalters und der Neuzeit in der Schweiz und im Kanton Graubünden vgl. HEEGE/HOMBERGER/ROTH HEEGE ET AL. 2021.
- 12 HEEGE 2010c.
- 13 HEEGE 2010b, 80–91. – HEEGE/KISTLER 2017b, 363–484. – HEEGE/KISTLER 2017a, 169–177.
- 14 HEEGE 2016, 28–36. – HEEGE/KISTLER 2017b, 367.
- 15 HEEGE/KISTLER 2017b, 369–373.
- 16 HEEGE 2016, 26–41; 64–65. – HEEGE/KISTLER 2017b, 369–373.
- 17 <https://ceramica-ch.ch>, Bilddatenbank, Filterfeld Herstellungsort «Berneck».
- 18 RHOMBERG 2015. – RHOMBERG 2016. – HEEGE 2016, 62–64.
- 19 HEEGE 2019a. – <https://ceramica-ch.ch>, Bilddatenbank, Filterfeld Herstellungsort «St. Antönien».
- 20 HEEGE 2016, 59–61. – <https://ceramica-ch.ch>, Bilddatenbank, Filterfeld Herstellungsort «Bugnei».
- 21 HEEGE 2019a, 413–429.
- 22 HEEGE/KISTLER 2017b, 410–411.
- 23 HEEGE 2010b, Abb. 75, rechts.
- 24 MATTEOTTI 1994, Kat. 78.
- 25 Vgl. HEEGE/KISTLER 2017b, 380–436. – Dekore mit Edelweiss gehen auf einen Einfluss der sogenannten Thuner Majolika zurück, der sich erst ab der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 verstärkt im Bernbiet aber auch in Berneck SG durchsetzte (MESSERLI 1995. – HEEGE 2016, 35 Abb. 15).
- 26 HEEGE 2019b.
- 27 Unveröffentlicht, Ortsmuseum Berneck SG, ohne Inv. Nr.
- 28 HEEGE 2008, Abb. 7.6.7.
- 29 BOSCHETTI-MARADI 2007, Taf. 76, K1.
- 30 EVÉQUOZ/BABEY 2013, Kat. 68.
- 31 HEEGE 2008, Abb. 8.18.19. – BOSCHETTI-MARADI/GUTSCHER 2004b, Abb. 202,25.
- 32 KUTHY/BHATTACHARYA-STETTLER 1995, Kat. 97.
- 33 HEEGE 2012, Abb. 12 (Töpfereiabfälle aus Steffisburg BE).
- 34 SPINDLER 2005. Im Gegensatz zur Annahme von Konrad Spindler, bildet die dort vorhandene Marke der «Steingutfabrik Niederweiler» die Schlussdatierung, da die Marke dem 1906 neugegründeten Werk in Möhlin bei Rheinfelden AG zugeordnet werden kann (BLAETTLER/SCHNYDER 2014, 372).
- 35 Vgl. HEEGE 2016, Abb. 54 und RHOMBERG 2016.
- 36 Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1970.209, H1974.46, H1963.542, H1973.841, H1979.158, H1973.886, H1972.802, H1973.899 – Museum im Postkeller, St. Antönien 125, 112.
- 37 HEEGE 2016, 259–260 mit umfangreicher Vergleichsliteratur. – Vorläufer wurden bereits ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Langnau im Emmental BE produziert: HEEGE/KISTLER 2017a, 683.
- 38 Zwischen kalottenförmigen Tellern und Untertassen aus Irdenware bestehen fließende Grössenübergänge, sodass eine Abgrenzung schwierig ist. Vgl. auch BOURGAREL 2018, Pl. 1 und Pl. 7.
- 39 HEEGE/KISTLER 2017a, 210.
- 40 HEEGE/KISTLER 2017b, 450–455, 480–483.
- 41 Schweizerisches Nationalmuseum Zürich, Inv. Nr. LM-010959.
- 42 HEEGE 2016, 34 Abb. 14.
- 43 HEEGE 2016, 261–263 und HEEGE 2010b, Abb. 76.
- 44 Vgl. EVÉQUOZ/BABEY 2013, Kat. 62, 63, 88 (vor 1867). – ROTH-RUBI/ROTH-RUBI 2003, Abb. 22 (Die Datierung des Inventars von Därstetten BE muss aufgrund des Edelweissdekors und einer Steingutmarke von Degrange & Cie, Carouge GE sicher bis in die Mitte der 1880er-Jahre ausgedehnt werden. Die Befundinterpretation «Hausiererdepot» ist umstritten). – KÖNIG 2020, Taf. 23,309; Taf. 25,329.
- 45 HEEGE 2016, 253–255. – HEEGE 2012, 161–162; 166–168.
- 46 Zum städtischen und ländlichen Kaffeekonsum in der Schweiz vgl. BRAUN 1984, 136–139. – ROSSFELD 2002b. Zum (Ersatz-) Kaffeekonsum der ländlichen Regionen und Arbeiterhaushalte: ROSSFELD 2002a. – RIEDHAUSER 1985. – TEUTEBERG 1991.
- 47 Vgl. für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts immer noch die Geschirrunterschiede in den bürgerlichen und bäuerlichen Kaffee-Stilleben des Berner Malers Albert Anker: HEEGE 2010c, 71–75.
- 48 Vgl. die zahlreichen Fragmente in der Müllschüttung der Brunnghasshalde in Bern, 1787–1832: HEEGE 2010b, auch Abb. 69 (datiert 1830). – Ausserdem BOSCHETTI-MARADI 2006, Kat. 137 (vor 1805). – BOURGAREL 2018, Pl. 7, 5.1; 7,5.2.
- 49 Vgl. z. B. MAIRE 2008, 290–296.
- 50 U. a. auch ein Bodenfund aus Vals, Stall Lärchaboda, Hinweis Mathias Seifert, Archäologischer Dienst Graubünden.
- 51 HEEGE 2016, 255 Anm. 1956 mit umfangreichem Nachweis von Vergleichsbeispielen; vgl. auch STAUDER 1917.
- 52 HEEGE 2010c. – HEEGE 2012, Abb. 4, 5 und 13.
- 53 HEEGE 2016, Abb. 13,3 (Berneck 1849).
- 54 <https://ceramica-ch.ch>, Bilddatenbank, Filterfeld Gefässtyp «Henkeltopf (Milchtopf)».
- 55 HEEGE 2010a, 69–70. – HEEGE 2012, 167–169. – HEEGE 2016, 219–221 und Abb. 13 und Abb. 20.
- 56 <https://ceramica-ch.ch>, Bilddatenbank, Filterfeld Gefässtyp «Henkeltopf (Milchtopf), zylindrisch».
- 57 Vgl. HEEGE 2016, 171–175.
- 58 Vgl. HEEGE 2008, Abb. 12, 38–45. – EVÉQUOZ/BABEY 2013, Taf. 57, 105–106. – BOURGAREL 2018, Pl. 6.4.10.
- 59 Zusammenstellung HEEGE 2016, 200–203. – Ergänzung: KÖNIG 2020, Taf. 17,260; Taf. 23,303; Taf. 25, 331. – ROTH HEEGE 2018, Taf. 2,20 (mit Knauf).
- 60 GREDIG 1992, Abb. 7.
- 61 Mit umfassender Literaturzusammenstellung: HEEGE 2016, 203.
- 62 BOSCHETTI-MARADI/GUTSCHER 2004b, Abb. 202, 19–20. – HEEGE 2008, Abb. 12,47.48. – KÖNIG 2020, Taf. 23,307; 25,328; 26, 336. – GLATZ/GUTSCHER 1995, Abb. 58,49. – GUTSCHER/UELTSCHI 1992, Abb. 18,3. – Zahlreiche vergleichbare Nachttöpfe stammen aus nach dem Stadtbrand von 1903 entstandenen Kellerfüllungen in Unterseen BE (unveröffentlicht, freundlicher Hinweis von Regula Glatz) bzw. aus einem Fundkomplex in Court JU, Maison du Banneret Wisard (unveröffentlicht).
- 63 Keller 1999, 97 und Taf. 112,2. – FREY 2018, 300–302. Vgl. jetzt auch FREY 2019, 65.
- 64 Vgl. KAMBER/KELLER 1996, 66–67. – JUNKES 1995, Abb. 225. – KLAUDA 1986. – RITTLINGER 1974. – PAGALIES 2004. – RUEMPOL/DONGEN VAN 1991, 161 und 217 und dazu eine Bildquelle aus dem

- frühen 17. Jahrhundert: GILTAI 2004, 49 (Nachttopf klassischer Form aus Zinn, 1616/1617). Zahlreiche Bildquellen in KÜHNEL 1986.
- Schweiz: Nachtgeschirr-Ensemble von Schloss Hallwil AG (LITHEBERG 1932, Taf. 206–211) oder aus den Latrinen des Schaffhauser Klosters Allerheiligen (LEHMANN 1999, 164–166). Zahlreiche Belege für Nachtöpfe des späten 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verzeichnen die Auktionskataloge der 474. und 488. Auktion der Firma Waltraud Boltz, Bayreuth (D), 2001 und 2002.
- 65 HEEGE 2010a, Abb. 43, 56. – HEEGE 2010b, Abb. 60, 61, 66, 72, 79, 86. – HEEGE 2016, 88–89. – ROTH HEEGE 2018, Taf. 4, 19–20.
- 66 BOURGAREL 2018, Pl. 8.
- 67 HEEGE 2012, Abb. 12. – HEEGE/KISTLER 2017a, Abb. 205.
- 68 HEEGE 2016, Abb. 53.
- 69 HEEGE 2016, 59–61. – HEEGE 2019a.
- 70 BOURGAREL 2018, 14.
- 71 Literaturzusammenstellung: HEEGE 2010a, 69–70 mit weiterer Literatur. Ausserdem: GUTSCHER/UELTSCHI 1992, Abb. 16,8. – FRASCOLI 2004, Taf. 34,300 (Produktionsnachweis? Kein Fehlbrand, eventuell normaler Stadtmüll in der Baugrube?). – HEEGE 2012, 168–169 Abb. 14. – EVÉQUOZ/BABEY 2013, Taf. 53,49 und Taf. 55,69. 72. – HEEGE 2016, 156. – HEEGE/KISTLER 2017a, 172–177. – BOURGAREL 2018, Pl. 9,32. – KÖNIG 2020, Taf. 22, 301; Taf. 23,303.304. – Unveröffentlichte Bodenfunde Schloss Haldenstein, Fundobjekt Nr. 20.
- 72 Victoria & Albert-Museum, London, Inv. Nr. C.612 & A–1921.
- 73 HEEGE 2016, Abb. 15.
- 74 DUCRET 2007, 28. Hierzu sind auch Fehlbrände bekannt (unveröffentlicht), die das Schweizerische Nationalmuseum Zürich verwahrt (Inv. Nr. nicht bekannt), freundlicher Hinweis Hanspeter Lanz, Zürich.
- 75 HEEGE 2013, Nr. 273. – STAFFHORST 2020, 225 Nr. 273 («Milchtopf, engobiert»).
- 76 HUME 1969, 131. – MAJEWSKI/O'BRIEN 1987, 160–161.
- 77 KELLY/KOWALSKY/KOWALSKY 2001. – HEEGE 2012, 169. – HEEGE/KISTLER 2017a, 172–177.
- 78 Klostermuseum Disentis, Inv. Nr. U137 und U137a.
- 79 Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. XIII.441; H1984.1005.
- 80 BROOKS 2005, 40. – RICKARD 1993. – RICKARD 2006.
- 81 MAIRE 2008, 50 und 278–281.
- 82 Zur Technik: STORR-BRITZ 1977, 128. – STORR-BRITZ 1982, 93. – BLONDEL 2001, 226. – MAIRE 2008, 50 und 278–281.
- 83 Vgl. HUME 1969, 131. Weitere Rezepte zur Herstellung des Dekors siehe: TURNBULL 1974. – BROOKS 2005, 40.
- 84 HUME 1969, 131. – RICKARD 1993. – CARPENTIER/RICKARD 2001, 122 (mit Hinweis auf Händlerrechnungen für die Jahre 1792–1796).
- 85 Für die Schweiz und Liechtenstein: HEEGE 2010b, Abb. 64,2. – HEEGE 2012, Abb. 11,2 und Abb. 12. – HEEGE 2016, 87–88. – ROTH-RUBI/ROTH-RUBI 2003, Abb. 26. Vgl. für das Elsass, Deutschland und Tirol ausserdem: STOLLE 1981, 47 und Kat. 221. – KLEIN 1989, Taf. 31. – HILLENBRAND/SPIES 1965, Taf. VIII,25. – Hafnergeschirr aus dem Pustertal 2017, Kat. 167, 173.
- 86 HEEGE 2019a, 191–198.
- 87 Vgl. BOSCHETTI-MARADI/GUTSCHER/PORTMANN 2004, Abb. 52,189–191.
- 88 Vgl. BOSCHETTI-MARADI/GUTSCHER/PORTMANN 2004, Abb. 52,188.
- 89 METZLER 1982, 9. – MARKOVITS 2014, 36–37. – HEEGE 2016, 64.
- 90 HEEGE 2010b, 78. – HEEGE 2016, 90. – HEEGE/KISTLER 2017a, 167–174, 292 und Abb. 369,2.
- 91 HEEGE 2019a, 323–324.
- 92 BOSCHETTI-MARADI/GUTSCHER/PORTMANN 2004, Abb. 52,192. – HEEGE 2012, Taf. 4,49. – EVÉQUOZ/BABEY 2013, Pl. 57. – ROTH-RUBI/SCHNYDER/EGGER ET AL. 2000, Abb. 27.
- 93 BABEY 2003. – EVÉQUOZ/BABEY 2013. – BABEY 2016. – FREY 2015, 189–193.
- 94 EVÉQUOZ/BABEY 2013, Pl. 51,13.
- 95 HEEGE 2010a, 77–78, besonders Taf. 81, Kat. 1024.
- 96 HEEGE 2016, 161–162, besonders Abb. 166,5.
- 97 Klostermuseum Disentis, Inv. Nr. U113 – Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1973.940, H1983.35, H1964.237, H1972.2254, H1965.407; Museum La Truaisch, Sedrun, 1986-093.
- 98 BOURGAREL 2018, Fig. 6.
- 99 HEEGE 2016, 161.
- 100 HEEGE 2010a, 70–73. – HEEGE 2010b, 91–93. – HEEGE 2016, 157–161.
- 101 Beispiel Stadt Bern: HEEGE 2010b, Abb. 56.
- 102 Beispiel Bärswil BE: HEEGE/KISTLER/THUT 2011, 187–191.
- 103 Beispiel Kilchberg-Schooren ZH: MATTER 2012, 115–138.
- 104 STAFFHORST 2020, 166–167 kennt selbstverständlich die Marke, zeigt jedoch keine Teller, sondern nur eine Vase und ein Schreibgeschirr dieser Ware. Im Preisverzeichnis von 1855 entspricht «schwarzes Steingut» (STAFFHORST 2020, 132–133, 229).
- 105 FREI 1947, 33. – ZIEGLER-KERAMIK 1993, 45.
- 106 BLAETTLER/SCHNYDER 2014, 332–338. – Aedermansdorf 1895, Nr. 61.
- 107 MATTER 2012, 137–143. Keramik dieser Machart liegt in Form einer Kanne in den obersten Einfüllungsschichten der Kloake Winterthur ZH, Obergasse 7–13, die in die Zeit nach 1905 münzdatiert ist: FRASCOLI 2004, Taf. 18,125.
- 108 HEEGE 2016, 59–61.
- 109 STAFFHORST 2020, 215.
- 110 STAFFHORST 2020, 196. – DUCRET 2007, 16.
- 111 STAFFHORST 2020, 217 Nr. 109. – DUCRET 2007, 19.
- 112 STAFFHORST 2020, 215, 216. – DUCRET 2007, 16–18.
- 113 STAFFHORST 2020, 217 Nr. 102. – DUCRET 2007, 17.
- 114 HEEGE 2016, 177–189.
- 115 ENDRES 1993. – ENDRES/ENDRES 1993. – HEEGE 2016, 162–169.
- 116 HEEGE 2016, 162–169, besonders Abb. 172.
- 117 Vgl. zur Lehmglasur bzw. dem sogenannten Braungeschirr: MÜLLER/LIPPERT/LIPPERT 1986. – SPINDLER 2001. – LIPPERT/SPINDLER/ENDRES ET AL. 2002. – SPINDLER 2003.
- 118 Zur Ware bzw. Glasur, ihrer Entstehung (1827/1828) und den Nachahmungen des 19./20. Jahrhunderts vgl. SPINDLER 2002, besonders 55–58.
- 119 Hans-Georg Stephan, Rezension zu LIPPERT/SPINDLER/ENDRES ET AL. 2002: Keramos 179/180, 2003, 150–153. Bodenfunde dieser Ware auch aus Schiers, Chrea 1993, Fundobjekt Nr. 16c (Schicht 9 und 6, 19./20. Jahrhundert, Archiv Archäologischer Dienst Graubünden).
- 120 HEEGE 2016, 277–283. – Italienischer Import auch: DEFUNS 1992, Abb. 3 (Safien-Platz, Bodenfund). – Unveröffentlichte Bodenfunde z. B. Grüşch, Hotel «Krone», Fundobjekt Nr. 118b. Zur Ausgrabung vgl.: GREDIG 1992. – Schloss Haldenstein, Fundobjekt Nr. 15, 48, 369, 1282. – Fussschale auch: Klostermuseum St. Maria Presentata, Poschiavo, Inv. Nr. 001.
- 121 Unveröffentlichte Bodenfunde z. B. Schiers, Chrea, Parz. 216, Fundobjekt Nr. 88a und 139a, wahrscheinlich aus dem Dorfbrand von 1767. Zur Ausgrabung vgl. LIVER 1993. – Museumsstücke: Museum Engiadinais, St. Moritz, Inv. Nr. 0332, 0333, 0337–0340, 1000, 3060, 3120, 3121, 3124, 3125, 3371–3373, 3464, 10311; Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1972.819, XIII.40b; Klostermuseum Disentis, Inv. Nr. U049; Klostermuseum St. Maria Presentata, Poschiavo 020–024.
- 122 Museum Engiadinais, St. Moritz, Inv. Nr. 1505–1509, 1511, 3363. Unveröffentlichte Bodenfunde z. B. Schiers, Chrea, Parz. 216, Fundobjekt Nr. 136a, wahrscheinlich aus dem Dorfbrand von 1767. Zur Ausgrabung vgl. LIVER 1993.
- 123 Museum im Postkeller, St. Antönien, Inv. Nr. 106, 107; Klostermuseum Disentis, Inv. Nr. U099.
- 124 Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1972.786. Unveröffentlichter

- Bodenfund einer entsprechenden Schüssel Schloss Haldenstein Fundobjekt Nr. 1282.
- 125** Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1993.330a, H1993.330b.
- 126** Klostermuseum Disentis, Inv. Nr. 1996-296, 1996-296. – Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1970.218, H1972.2062. – Museum Sursilvan Cuort Ligia Grischa, Truns, Inv. Nr. 0510.
- 127** Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1971.496, H1971.497, H1971.498. – Museum Engiadinais, St. Moritz Inv. Nr. 1165. – Klostermuseum St. Maria Presentata, Poschiavo, Inv. Nr. 002. – Unveröffentlichter Bodenfund Schloss Haldenstein, Fundobjekt Nr. 1282.
- 128** Unveröffentliche Bodenfunde Schloss Haldenstein, Fundobjekt Nr. 9, 1282.
- 129** Unveröffentliche Bodenfunde z. B. Schiers, Chrea, Parzelle 216, Fundobjekt Nr. 56a, 136a, 139a, wahrscheinlich aus dem Dorfbrand von 1767. Zur Ausgrabung vgl. LIVER 1993. – Museumsstücke mit verdicktem Rand: Museum Engiadinais, St. Moritz, Inv. Nr. 0362, 0364, 0365. – Museum im Postkeller, St. Antönien, Inv. Nr. 105. – Rätisches Museum Chur, Inv. Nr. H1971.499, H1972.803, H1974.41, H2016.553, HMP 2074, 2199, 2230 – Heimatmuseum Davos, 115 – 117. – Museum Nutli Hüschi, Klosters, Inv. Nr. NH2001.472, NH2001.474 – 477. – Tgea da Schons, Zillis, 0446. Museumsstücke ohne verdicktem Rand aber mit IHS-Monogramm: Arcun das traditiun, Vuorz, Inv. Nr. 0725. – Museum Engiadinais, St. Moritz, Inv. Nr. 3037. Verschiedene weitere Schüsseln in Privatsammlungen in Graubünden.
- 130** NOVASCONI/FERRARI/CORVI 1964. – MARTELLI/BIANCETTI/VOLORIO 2003, 94–98. – SALSÌ 2001, Kat. 204. – Musei Civici di Pavia (I), Inv. Nr. H185, H191, H194, H195.
- 131** BÖSCH 2003, 149, 157, 160, 169–170, 203–215.
- 132** BLAETTLER/SCHNYDER 2014, Taf. 59. – Bodenfunde vom Grundstück der Manufaktur: MATTER 2012, Abb. 160.
- 133** BLAETTLER/SCHNYDER 2014, Taf. 84–85. – SCHNYDER 1990, 90–93. – Vgl. auch VOGT/MAGGETTI/GALETTI 2000, 162 Kat. Mz 59 mit Kommentar SCHNYDER 2008, 5.
- 134** MATTER 2012, 120, 134–135, Taf. 24, 241–243; 40,407 und 408.
- 135** HEEGE 2008, Abb. 2 (vor 1892/94). – HEEGE 2010a, 80. – HEEGE 2011, 236. – HEEGE 2012, 164–165 Abb. 8.
- 136** Vgl. HEEGE 2010b, Abb. 48.
- 137** HEEGE 2009, 65 Anm. 271.
- 138** HEEGE 2009, 64.
- 139** HEEGE 2009, 62–64.
- 140** Vgl. HEEGE 2009, Abb. 2, 52–56.
- 141** https://ceramica-ch.ch/katalog/#q=%3A*.
- 142** Zum Steingut in der Schweiz: MATTEOTTI 1994, Taf. 22,131–135; 23,136. – HEEGE 2010a, 80–86. – HEEGE 2010b, 69–66 – HEEGE 2016, 320–322. – HEEGE/HOMBERGER/ROTH HEEGE ET AL. 2021, 228.
- 143** DUCRET 2007.
- 144** MAGGETTI 2017a, 160. – MAGGETTI 2017b, 105.–ZIEGLER-KERAMIK 1993, 13.
- 145** BLAETTLER/SCHNYDER 2014, 372. – Siehe auch <https://ceramica-ch.ch>, Stichwort «Möhlin, Kanton Aargau, Niederweiler Steingutfabrik A. G. (1906–1956)».
- 146** HEEGE 2010b, 59–66.
- 147** Zu Matzendorf BE siehe: BLAETTLER/SCHNYDER 2014, 12–26.
- 148** RICKARD 2006.
- 149** HEEGE 2016, 324 Abb. 339,10.
- 150** ROTH-RUBI/SCHNYDER/EGGER ET AL. 2000, Abb. 34 – HEEGE 2010a, 80–87. – HEEGE 2010b, 59–66. – Matter 2011, Abb. 1.4.5.8. – EVÉQUOZ/BABEY 2013, Pl. 59–60 – HEEGE 2016, 320–323.
- 151** GUTSCHER 1999 (Villeroy & Boch Mettlach und Wallerfangen, J. F. L. Zell am Harmersbach). – EVÉQUOZ/BABEY 2013 (Schramberg, Saargemünd). – HEEGE 2008 (Hornberg, Saargemünd F). – BOSCHETTI-MARADI/GUTSCHER 2004a, Abb. 38 (Saargemünd, Schramberg, Schaffhausen). – In Graubünden: Bodenfund z. B. Grüsch, Hotel «Krone», Fundobjekt Nr. 34 (Saargemünd).
- 152** ROTH-RUBI/SCHNYDER/EGGER ET AL. 2000, Abb. 34c. – BOSCHETTI-MARADI/PORTMANN 2004, Abb. 97–98. – HEEGE 2010a, 82–85. – HEEGE 2012, Abb. 7. – Vgl. hierzu: HOURIET/HOURIET 1985, 263.
- 153** Vgl. DUCRET 2007, 28.
- 154** Vgl. DUCRET 2007, 16, 23.
- 155** Vgl. DUCRET 2007, 17, 27.
- 156** Vgl. DUCRET 2007, 17, 23.
- 157** HEEGE 2016, 324.
- 158** STAFFHORST 2020, 166–167.
- 159** ZÜHLSORFF 1994, 651. – HEEGE 2016, 324.
- 160** ZIEGLER-KERAMIK 1993, 27.
- 161** GAUVIN 2005, 124–125.
- 162** DUCRET 2007, 35 Abb. 38.
- 163** BUCHHOLZ 2020, 64. – HEEGE 2016, 324–325.
- 164** DUCRET 2007, Abb. 43, 285, 286.
- 165** DUCRET 2007, Abb. 83–87, 141–143, 148–151.
- 166** Grüner Umdruckdekor wohl überwiegende erst nach 1830: HEEGE 2016, 336.
- 167** Freundlicher Hinweis Ulrich und Blanka Linnemann, Bad Schwallbach (D).
- 168** Vgl. HEEGE 2010a, 85, Kat. 82.
- 169** Gemarkte Beispiele u. a. aus dem Museum Wasseramt in Halten SO, Inv. Nr. H 380 und aus dem Museum Engiadinais in St. Moritz, Inv. Nr. 1137, 1138, 1468, 1470.
- 170** SCHNYDER 1990, 111, 113, 115, 130. – DUCRET 2007, Abb. 1, 2, 16.
- 171** HOURIET/HOURIET 1985, 263. – MARQUIS/DUMARET 2006, 123–127 mit korrekten Firmendaten.
- 172** GAUVIN/BECKER 2007, 27.
- 173** STAFFHORST 2020, 139.
- 174** HEEGE 2016, 347.
- 175** HEEGE 2010a, 83–84. – GAUVIN/BECKER 2007, 29.
- 176** HEEGE 2016, 339–341.
- 177** MÜLLER/LIPPERT/LIPPERT 1986, 91–93. – HEEGE 2016, 339.
- 178** Vgl. ZÜHLSORFF 1994, 637–638, www.porcelain-marksandmore.com mit umfangreicher Firmengeschichte. Zu Tielsch vgl. auch: KÜGLER 2007. – RIEMANN 2007.
- 179** HEEGE 2010a, 88–89. – HEEGE 2016, 347.
- 180** <https://ceramica-ch.ch>, Herstellungsort «Altwasser».
- 181** MORGENROTH 1989. – HEEGE 2016, 376–379. – HEEGE 2018, 378.
- 182** ROTH HEEGE 2006. – HEEGE 2016, 376. – HEEGE 2018, 378.
- 183** HEEGE 2010a, 154–165.
- 184** FUNKE 2014.
- 185** Zu diesem Termin tritt das Bundesgesetz über Mass und Gewicht in Kraft, der Liter wird als Volumeneinheit schweizweit eingeführt: HEEGE 2010a, 155–156.
- 186** Schweizerisches Handelsamtsblatt 40, 1922, No. 266, 2159.
- 187** Schweizerisches Handelsamtsblatt 41, 1923, No. 57, 485.
- 188** HEEGE 2010a, 165–166, 169–171.
- 189** HEEGE 2010a, 194–196.
- 190** Allgemein zur Geschichte der Elektrizität: BOËTIUS 2006. Zur Elektrizität in der Schweiz: GUGERLI 1996. – MATT/EDER MATT 1988, 36–45.
- 191** LITZOW 1984, 95 Abb. 104.
- 192** Alle Informationen nach GIACOMETTI 2006.
- 193** Vgl. Eintrag zu «Hans Giorgio» im Historischen Lexikon der Schweiz, online-Version und freundliche Information Bettina Hedinger, Frauenfeld TG.

Literatur

- BABEY URSULE: Produits céramiques modernes. Ensemble de Porrentruy, Grand'Fin. Cahier d'archéologie jurassienne 18. Porrentruy 2003.
- BABEY URSULE: Archéologie et histoire de la terre cuite en Ajoie, Jura Suisse (1750–1900). Les exemples de la manufacture de faïence de Cornol et du centre potier de Bonfol. Cahier d'archéologie jurassienne 37. Porrentruy 2016.
- BLAETTLER ROLAND / SCHNYDER RUDOLF: CERAMICA CH II: Solothurn. Nationales Inventar der Keramik in den öffentlichen Sammlungen der Schweiz, 1500–1950. Sulgen 2014.
- BLONDEL NICOLE: Céramique: vocabulaire technique. Paris 2001.
- BOËTIUS HENNING: Geschichte der Elektrizität. Weinheim 2006.
- BÖSCH FRANZ: Zürcher Porzellanmanufaktur 1763–1790, Porzellan und Fayence, Band 1 und 2. Zürich 2003.
- BOSCHETTI-MARADI ADRIANO: Geschirr für Stadt und Land. Berner Töpferei seit dem 16. Jahrhundert. Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum 19. Bern 2007.
- BOSCHETTI-MARADI ADRIANO: Gefässkeramik und Hafnerei in der Frühen Neuzeit im Kanton Bern. Schriften des Bernischen Historischen Museums 8. Bern 2006.
- BOSCHETTI-MARADI ADRIANO / GUTSCHER DANIEL 2004a: Fundbericht Bern, Rathausgasse. Ausgrabungen im ehem. Statthaltergässchen 1992. Archäologie im Kanton Bern 5A, 2004, 25–40.
- BOSCHETTI-MARADI ADRIANO / GUTSCHER DANIEL 2004b: Fundbericht Steffisburg, sog. Matter-Höchhus Nr. 17. Rettungsgrabungen im Grossen Höchhus 1992. Archäologie im Kanton Bern 5A, 2004, 126–142.
- BOSCHETTI-MARADI ADRIANO / PORTMANN MARTIN: Das Städtchen Wiedlisbach. Bericht über die archäologische Untersuchungen bis ins Jahr 2000. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern 2004.
- BOSCHETTI-MARADI ADRIANO / GUTSCHER DANIEL / PORTMANN MARTIN: Archäologische Untersuchungen in Wangen a. A. 1992 und 1993. Archäologie im Kanton Bern 5B, 2004, 699–760.
- BOURGAREL GILLES: L'atelier de potiers de Bulle-Rue de la Poterie (1765–1895). In: ARCHÄOLOGIE SCHWEIZ / SCHWEIZERISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DIE ARCHÄOLOGIE DES MITTELALTERS UND DER NEUZEIT / SCHWEIZERISCHER BURGENSEINIGEN (Hrsg.): Die Schweiz von 1350–1850 im Spiegel archäologischer Quellen. Akten des Kolloquiums Bern, 25.–26.1.2018. BASEL 2018, 337–359.
- BRAUN RUDOLF: Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz. Aufriss einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Göttingen / Zürich 1984.
- BROOKS ALASDAIR: An Archaeological Guide to British Ceramics in Australia, 1788–1901. Sydney 2005.
- BUCHHOLZ GÜNTER: Schramberger Majolikafabrik. Die Steingutfabrik – Grundstein der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Stadt. Messkirch 2020.
- CARPENTIER DONALD / RICKARD JONATHAN: Slip Decoration in the Age of Industrialization. *Ceramics in America*, 2001, 115–134.
- DEFUNS ALOIS: Eine Abfallgrube aus Safien-Platz als Fundlieferant. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Chur 1992, 420–423.
- DUCRET PETER: Bedrucktes Steingut aus der Manufaktur Scheller in Kilchberg. *Keramik-Freunde der Schweiz*, Mitteilungsblatt Nr. 119 / 120, 2007.
- ENDRES IMRGARD / ENDRES WERNER: Genealogische Daten Lützelburger Hafner vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. In: ENDRES WERNER / CZYSZ WOLFGANG / SORGE GABRIELE (Hrsg.): Forschungen zur Geschichte der Keramik in Schwaben. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitshefte 58. München 1993, 143–150.
- ENDRES WERNER: Werkstattabfälle Lützelburger Hafner, Gde. Gablingen, Lkr. Augsburg. In: ENDRES WERNER / CZYSZ WOLFGANG / SORGE GABRIELE (Hrsg.): Forschungen zur Geschichte der Keramik in Schwaben. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitshefte 58. München 1993, 129–142.
- EVÉQUOZ EMANUELLE / BABEY URSULE: Rebeuvelier-La Verrerie, redécouverte d'un passé préindustriel. Cahier d'archéologie jurassienne 35. Porrentruy 2013.
- FRASCOLI LOTTI: Keramikentwicklung im Gebiet der Stadt Winterthur ZH vom 14.–20. Jahrhundert: Ein erster Überblick. *Berichte der Kantonsarchäologie Zürich* 18, 2004, 127–218.
- FREI KARL: Keramik des Mittelalters und der Neuzeit. In: KUNSTGEWERBEMUSEUM ZÜRICH (Hrsg.): Ausstellung Schweizerische Keramik von der Urzeit bis heute. Zürich 1947, 27–46.
- FREY JONATHAN: Die Haushaltskeramik aus der Latrine unter dem Stadttheater von Solothurn, datiert vor 1729. *Denkmalpflege und Archäologie Kanton Solothurn* 24, 2019, 55–76.
- FREY JONATHAN: Alles im grünen Bereich. Die Haushaltskeramik vom Bau-schänzli in Zürich, datiert vor 1662. In: ARCHÄOLOGIE SCHWEIZ / SCHWEIZERISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DIE ARCHÄOLOGIE DES MITTELALTERS UND DER NEUZEIT / SCHWEIZERISCHER BURGENSEINIGEN (Hrsg.): Die Schweiz von 1350–1850 im Spiegel archäologischer Quellen. Akten des Kolloquiums Bern, 25.–26.1.2018. BASEL 2018, 297–308.
- FREY JONATHAN: Court, Pâturage de l'Envers. Une verrerie forestière jurassienne du début du 18^e siècle. Band 3: Die Kühl- und Haushaltskeramik. Bern 2015.
- FUNKE ULF-NORBERT: Leben und Wirken von Karl August Lingner: Lingners Weg vom Handlungsgehilfen zum Großindustriellen. Hamburg 2014.
- GAUVIN HENRI: Sarreguemines. Les marques de fabriques. Sarreguemines 2005.
- GAUVIN HENRI / BECKER JEAN-JACQUES: Cent ans de faïences populaires peintes à Sarreguemines et à Digoin. Sarreguemines 2007.
- GIACOMETTI ENRICO: Die Einführung des Telegraphen in der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung von Graubünden. Chur 2006.
- GILTAU JEROEN: Der Zauber des Alltäglichen. Holländische Malerei von Adriaen Brouwer bis Johannes Vermeer. Ostfildern 2004.
- GLATZ REGULA / GUTSCHER DANIEL: Burgdorf, Ehemaliges Siechenhaus, Ergebnisse der archäologischen Grabungen und Bauforschungen 1989–1991. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Bern 1995.
- GREDIG ARTHUR: Grüşch, Hotel Krone 1989. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 371–377.
- GUGERLI DAVID: Redestroeme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880–1914. Zürich 1996.
- GUTSCHER DANIEL: Unterseen, Stadthaus, Rettungsgrabungen 1990. Archäologie im Kanton Bern 4A, 1999, 267–274.
- GUTSCHER DANIEL / UELTSCHI ALEXANDER: Wiedlisbach, Städtli 7. Rettungsgrabungen 1987. Archäologie im Kanton Bern 2B, 1992, 459–472.
- SÜDTIROLER LANDESMUSEUM FÜR VOLKSKUNDE DIETENHEIM / INSTITUT FÜR ARCHÄOLOGIE UNIVERSITÄT INNSBRUCK (Hrsg.): Hafnergeschirr aus dem Pustertal. Formen und Dekore des 18. bis 20. Jahrhunderts. *Nearchos* 22. Innsbruck 2017.
- HEEGE ANDREAS 20219a: Keramik aus St. Antönien. Die Geschichte der Hafnerei Lötscher und ihrer Produkte (1804–1898). Archäologie Graubünden, Sonderheft 7. Glarus / Chur 2019.
- HEEGE ANDREAS 2019b: Springfederdekor – Zur Entstehung einer speziellen Dekortechnik im deutschen Sprachraum. In: STEPHAN HANS-GEORG: Keramik in Norddeutschland. Beiträge des 48. Internationalen Symposiums für Keramikforschung. Hallesche Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 3. Langenweissbach 2019, 84–99.
- HEEGE ANDREAS: Tabak und Tabakpfeifen in der Schweiz. In: ARCHÄOLOGIE SCHWEIZ / SCHWEIZERISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DIE ARCHÄOLOGIE DES MITTELALTERS UND DER NEUZEIT / SCHWEIZERISCHER BURGENSEINIGEN (Hrsg.): Die Schweiz von 1350–1850 im Spiegel archäologischer Quellen. Akten des Kolloquiums Bern, 25.–26.1.2018. BASEL 2018, 371–381.
- HEEGE ANDREAS: Die Ausgrabungen auf dem Kirhhügel von Bendorf,

- Gemeinde Gamprin, Fürstentum Liechtenstein. Band 2: Geschirrkernik 12. bis 20. Jahrhundert. Vaduz 2016.
- HEEGE ANDREAS: Ein unbekanntes Musterbuch der ersten königlich württembergischen Steingutmanufaktur Schramberg (Uechtritz & Faist) aus der Zeit nach 1855 In: SIEBENMORGEN HARALD: Blick nach Westen. Keramik in Baden und im Elsass. 45. Internationales Symposium Keramikforschung Badisches Landesmuseum Karlsruhe 24.8.–28.8.2012. Karlsruhe 2013, 107–115.
 - HEEGE ANDREAS: Drei neuzeitliche Grubeninventare von Jegenstorf. Archäologie Bern/Archéologie bernoise. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, 2012, 159–196.
 - HEEGE ANDREAS: Langenthal, St. Urbanstrasse 40–44. Die Hafnerei Stau und ihre Werkstatt. Archäologie Bern/Archéologie bernoise. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, 2011, 209–287.
 - HEEGE ANDREAS: Muestopf und Kaffeekanne. Ein Beitrag zur materiellen Kultur bei Albert Anker. Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 72, 2010, 65–78.
 - HEEGE ANDREAS 2010b: Keramik um 1800. Das historisch datierte Küchen- und Tischgeschirr von Bern, Brunngasshalde. Bern 2010.
 - HEEGE ANDREAS 2010a: Hohenklingen ob Stein am Rhein, Band 2: Burg, Hochwacht, Kuranstalt. Forschungen zur materiellen Kultur vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. Schaffhauser Archäologie 9. Schaffhausen 2010.
 - HEEGE ANDREAS: Steinzeug in der Schweiz (14.–20. Jahrhundert). Ein Überblick über die Funde im Kanton Bern und den Stand der Forschung zu deutschem, französischem und englischem Steinzeug in der Schweiz. Bern 2009.
 - HEEGE ANDREAS: Bern, Engehaldenstrasse 4. Funde aus einer Latrinen- oder Abfallgrube des späten 19. Jahrhunderts. Archäologie Bern/Archéologie bernoise. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, 2008, 197–215.
 - HEEGE ANDREAS/KISTLER ANDREAS 2017a: Keramik aus Langnau. Zur Geschichte der bedeutendsten Landhafnerei im Kanton Bern. Schriften des Bernischen Historischen Museums 13. Bern 2017.
 - HEEGE ANDREAS/KISTLER ANDREAS 2017b: Poteries décorées de Suisse alémanique, 17^e–19^e siècles – Collections du Musée Ariana, Genève – Keramik der Deutschschweiz, 17.–19. Jahrhundert – Die Sammlung des Musée Ariana, Genf. Mailand 2017.
 - HEEGE ANDREAS/KISTLER ANDREAS/THUT WALTER: Keramik aus Bärswil. Zur Geschichte einer bedeutenden Landhafnerei im Kanton Bern. Schriften des Bernischen Historischen Museums 10. Bern 2011.
 - HEEGE ANDREAS/HOMBERGER VALENTIN/ROTH HEEGE EVA ET AL.: Haushaltskeramik in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein, 1350–1850. In: ARCHÄOLOGIE SCHWEIZ (Hrsg.): SPM VIII. Archäologie der Zeit von 1350 bis 1850. Basel 2020, 207–257.
 - HILLENBRAND KARL/SPIES GERD: Hafnerware in Südwestdeutschland. Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg 6. Stuttgart 1965.
 - HOURIET MARC-OTTO/HOURIET JEAN-MARC: Les Faïenciers de Carouge. Genf 1985.
 - HUME IVOR NOËL: A guide to artifacts of Colonial America. Philadelphia 1969.
 - JUNKES MARINA: Die Alltagsgeschichte der Unterhofbewohner im Spiegel der Funde. In: BAERISWYL ARMAND/JUNKES MARINA: Der Unterhof in Diessenhofen, Von der Adelsburg zum Ausbildungszentrum. Archäologie im Thurgau 3. Frauenfeld 1995, 161–257.
 - KAMBER PIA/KELLER CHRISTINE: Fundgruben – Stille Örtchen ausgeschöpft, Ausstellungskatalog. BASEL HISTORISCHES MUSEUM (Hrsg.). Basel 1996.
 - KELLY HENRY E./KOWALSKY ARNOLD A./KOWALSKY DOROTHY E.: Sponge-ware 1835–1935. Makers, Marks and Patterns. Atglen 2001.
 - KLAUDA MANFRED: Geschichte und Geschichten vom Nachttopf – Erstes Nachttopf-Museum der Welt. München 1986.
 - KLEIN GEORGES: Poteries populaires d’Alsace. Strassburg 1989.
 - KÖNIG KATHRIN: Vom frühmittelalterlichen Dorf zum Handwerkerquartier des 19./20. Jahrhunderts. Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 2008 bis 2012 im Langenthaler Wuhquartier. Hefte zur Archäologie im Kanton Bern 6. Bern 2020.
 - KÜGLER MARTIN: «Beste Qualität zu zivilen Preisen». Schlesisches Porzellan seit 1820. Görlitz 2007.
 - KÜHNEL HARRY: Alltag im Spätmittelalter. Graz. 1986.
 - KUTHY SANDOR/BHATTACHARYA-STETTLER THERESE: Albert Anker 1831–1910. Werkkatalog der Gemälde und Ölstudien. Basel 1995.
 - LEHMANN PETER: Entsorgter Hausrat – Das Fundmaterial aus den Abts- und Gästelatrinen. In: BÄNTELI KURT/GAMPER RUDOLF/LEHMANN PETER: Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen. Schaffhauser Archäologie 4. Schaffhausen 1999, 159–195.
 - LIPPERT INGE/SPINDLER KONRAD/ENDRES WERNER ET AL: Bunzlauer Keramik. Die Feinsteinzeugfabrik Julius Paul & Sohn in Bunzlau (1893–1945). Nearchos 8–10. Stuttgart 2002.
 - LITBERG NILS: Schloss Hallwil, Band 3. Die Funde. Stockholm 1932.
 - LITZOW KARL: Keramische Technik. Vom Irdengut zum Porzellan. München 1984.
 - LIVER ALFRED: Vorbericht der Ausgrabung in Schiers/Chrea 1993. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden, 1993, 103–109.
 - MAGGETTI MARINO: Étude archéométriques des terres blanches (faïences fines) des manufactures de Carouge, Jussy, Nyon et Turin. Keramik-Freunde der Schweiz, Mitteilungsblatt 131, 2017a, 158–222.
 - MAGGETTI MARINO: Technologische Analyse eines frühen (1800–1806) Matzendorfer Steinguts. Keramik-Freunde der Schweiz, Mitteilungsblatt 131, 2017b, 105–123.
 - MAIRE CHRISTIAN: Histoire de la faïence fine française 1743–1843. Le Mans 2008.
 - MAJEWSKI TERESITA/O’BRIEN MICHAEL: The use and misuse of nineteenth-century english and american ceramics in archaeological analysis. In: SCHIFFER MICHAEL B.: Advances in Archaeological Method and Theory, Band 11. 1987, 97–209.
 - MARKOVITS KLAUS: Ofenkultur im Bregenzerwald. Der Geserofen. Brixen 2014.
 - MARQUIS JEAN-MARIE/DUMARET ISABELLE: Arts à Carouge: céramistes et figuristes. Dictionnaire Carougeois Tome IV A. Carouge 2006.
 - MARTELLI ALESSANDRO/BIANCHETTI GIANFRANCO/VOLORIO PAOLO: La manifattura delle ceramiche di Premia (1808–1862). Villadossola 2003.
 - MATT DOMINIK/EDER MATT KATHARINA: Weil noch das Lämpchen glüht. Lampen, Laternen und Licht. Basel 1988.
 - MATTEOTTI RENÉ: Die Alte Landvogtei in Riehen. Materialhefte zur Archäologie in Basel 9. Basel 1994.
 - MATTER ANNAMARIA: Die archäologische Untersuchung in der ehemaligen Porzellanmanufaktur Kilchberg-Schooren. Keramikproduktion am linken Zürichseeufer 1763–1906. Monographien der Kantonsarchäologie Zürich 43. Zürich 2012.
 - MESSERLI BARBARA E.: Von der Exotik des Edelweiss. In: GRUNSKY EBERHARD/TRIER BENDIX (Hrsg.): Zur Regionalität der Keramik des Mittelalters und der Neuzeit. Beiträge des 26. Internationalen Hafnerei-Symposiums, Soest 5.10.–9.10.1993. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 32. Bonn 1995, 93–100.
 - METZLER HANNO: Das Töpferhandwerk in Vorarlberg im 19. und 20. Jahrhundert. Unpublizierte Hausarbeit für die Lehramtsprüfung für Hauptschulen an der Pädagogischen Akademie des Bundes in Vorarlberg (A). 1982.
 - MORGENROTH WALTER: Tabakpfeifen sammeln. Kunstwerke in Porzellan. Ein Beitrag zur Geschichte des Rauchens. München 1989.
 - MÜLLER HEIDI/LIPPERT EKKEHARD/LIPPERT INGE: Bunzlauer Geschirr. Gebrauchsware zwischen Handwerk und Industrie. Berlin 1986.
 - NOVASCONI ARMANDO/FERRARI SEVERO/CORVI SOCRATE: La ceramica Lodigiana. Lodi 1964.

Neuzeitliche Keramik aus der Chesa Giorgio in S-chanf, Cinuos-chel

- PAGALIES ISABEL: Der Nachtopf. In: SCHWIBBE GUDRUN/BENDIX REGINA: *Nachts – Wege in andere Welten*. Göttingen 2004, 88–92.
- Preis-Verzeichniss der Thonwaaren-Fabrik Aedermannsdorf über Braunes Kochgeschirr, doppelt gebrannt. www.matzendorfer-keramik.ch/, Zugriff 12.6.2013. Matzendorf 1895.
- RHOMBERG HARALD: Keramik vom Lande. Aussagen über Produktions- und Haushaltsabfall eines Hafnerhauses der Familie Geser in der Parzelle Jöhle (Egg/Bregenzewald). *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins* 160, 2016, 164–191.
- RHOMBERG HARALD: Zur Geschichte des Vorarlberger Hafnerhandwerks am Beispiel der Bregenzewälder Hafnerfamilie Geser. *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins* 159, 2015, 100–123.
- RICKARD JONATHAN: *Mocha and Related Dipped Wares, 1770–1939*. Hanover 2006.
- RICKARD JONATHAN: *Mocha Ware. Slip-decorated refined earthenware. Antiques*, 1993, 182–189.
- RIEDHAUSER HANS: Essen und Trinken bei Jeremias Gotthelf. Darstellung und Motivation des Rekreativen in Alltag und Fest. Bern/Stuttgart 1985.
- RIEMANN FRANK K. TARIKK: *Porzellan aus Preussisch-Schlesien*. Carl Tielsch Altwasser. Hitzacker 2007.
- RITTLINGER HERBERT: Zur Historie des Nachtopfes. Eine kleine Betrachtung in 10 Kapiteln. Basel 1974.
- ROSSFELD ROMAN 2002a: «Ein Mittel Kaffee ohne Kaffee zu machen»: Zur Geschichte der schweizerischen Zichorien- und Kaffeesurrogat-Industrie im 19. und 20. Jahrhundert. In: ROSSFELD ROMAN: *Genuss und Nüchternheit. Geschichte des Kaffees in der Schweiz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Baden 2002, 226–255.
- ROSSFELD ROMAN 2002b: *Genuss und Nüchternheit. Geschichte des Kaffees in der Schweiz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Baden 2002.
- ROTH-RUBI KATHRIN UND ERNST/SCHNYDER RUDOLF/EGGER HEINZ UND KRISTINA ET AL.: *Chacheli us em Bode... Der Kellerfund im Haus 315 in Nidfluh, Därstetten – ein Händlerdepot*. Wimmis 2000.
- ROTH-RUBI KATRIN/ROTH-RUBI ERNST: *Geschirrlager eines Hausierers des 19. Jahrhunderts in Därstetten im Simmental, Schweiz*. In: ENDRES WERNER/SPINDLER KONRAD *Beiträge vom 34. Internationalen Hafnerei-Symposium auf Schloß Maretsch in Bozen/Südtirol* 2001. Nearchos 12. Innsbruck 2003, 271–273.
- ROTH HEEGE EVA: *Aus der Frühzeit des Tabakrauchens. Tonpfeifen des 17.–19. Jahrhunderts im Kanton Zug*. *Tugium* 22, 2006, 75–94.
- ROTH HEEGE EVA: *Spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramikkomplexe im Kanton Zug*. In: ARCHÄOLOGIE SCHWEIZ/SCHWEIZERISCHE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DIE ARCHÄOLOGIE DES MITTELALTERS UND DER NEUZEIT/SCHWEIZERISCHER BURGENVEREIN (Hrsg.): *Die Schweiz von 1350–1850 im Spiegel archäologischer Quellen. Akten des Kolloquiums Bern, 25.–26.1.2018*. BASEL 2018, 309–324.
- RUEMPOL ALMA/DONGEN ALEXANDRA VAN: *Pre-industriële gebruiksvoorwerpen, 1150–1800*. *Rotterdam Papers* 7. Amsterdam 1991.
- SALSÌ CLAUDIO: *Museo d'Arti Applicate – Le ceramiche, Tomo secondo*. Milano 2001.
- SCHNYDER RUDOLF: *Die Ausstellung «200 Jahre Matzendorfer Keramik» von 1997 im Historischen Museum Olten*. *Keramikfreunde der Schweiz, Mitteilungsblatt* 121, 2008, 3–66.
- SCHNYDER RUDOLF: *Schweizer Biedermeier-Fayencen, Schooren und Matzendorf*. *Sammlung Gubi Leemann*. Bern 1990.
- SEIFERT-UHERKOVICH LUDMILA: *S-chanf, Siedlungsinventar Cinuos-chel/Susauna*. Chur 2006.
- SPINDLER KONRAD: *Ein Grubeninhalt der Zeit kurz nach 1900 aus Riezlern, Gem. Mittelberg, im Kleinen Walsertal, Vorarlberg – Keramik, Glas und Metall*. *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins* 149, 2005, 67–106.
- SPINDLER KONRAD: *Bunzlauer Braugeschirr von Schloss Ritzen bei Saalfelden im Lande Salzburg*. *Nearchos, Beiheft* 7. Innsbruck 2003.
- SPINDLER KONRAD: *Bunzlauer Keramik in Österreich*. *Archäologie Österreichs* 13, 2002, 55–69.
- SPINDLER KONRAD: *Lehmglasiertes Braugeschirr aus dem Altenheim von St. Veit im Pongau, Salzburg*. *Archaeologia Austriaca* 84/85, 2001, 387–408.
- STAFFHORST ANDREAS: *Schramberger Steingut 1820–1882*. *Schriftenreihe des Stadtarchivs und Stadtmuseums Schramberg* 30. Schramberg 2020.
- STAUDER HERMANN: *Die Töpferei im Heimberg (Nachdruck des Kunst- und Kulturverein Heimberg, 1985, Original Schweizerische Landesbibliothek Bern)*. Bern 1917.
- STOLLE WALTER: *Volkstümliche Keramik aus Hessen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart dargestellt an Beispielen aus Mittel- und Südhessen*. *Ausstellung des Hessischen Museumsverbandes* 1981. Kassel 1981.
- STORR-BRITZ HILDEGARD: *Keramik dekorieren. Neue und alte handwerkliche Techniken*. Ravensburg 1982.
- STORR-BRITZ HILDEGARD: *Ornamente und Oberflächen in der Keramik*. Düsseldorf 1977.
- TEUTEBERG HANS JÜRGEN: *Zur Kulturgeschichte der Kaffee-Surrogate*. In: BALL DANIELA U.: *Kaffee im Spiegel europäischer Trinksitten*. Zürich 1991, 169–199.
- TEUTEBERG HANS JÜRGEN: *Die Eingliederung des Kaffees in den täglichen Getränkekonsum*. In: TEUTEBERG HANS J./WIEGELMANN GÜNTER: *Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung. Studien zur Geschichte des Alltags* 6. Münster 1986.
- TURNBULL MARGARET E.: *Mochaware* *The Antiques Journal*, 1974, 42–43.
- VOGT ALBERT/MAGGETTI MARINO/GALETTI GIULIO: *200 Jahre keramische Industrie in Matzendorf und Aedermannsdorf 1798–1998*. Matzendorf 2000.
- ALLERHEILIGEN MUSEUM ZU (Hrsg.): *Ziegler-Keramik. Ziegler'sche Thonwarenfabrik AG Schaffhausen (1828–1973)*. Schaffhausen 1993.
- ZÜHLSDORFF DIETER: *Keramik-Marken Lexikon. Porzellan- und Keramik Report 1885–1935 Europa (Festland)*. Stuttgart 1994.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1, 3:** Denkmalpflege Graubünden
Abb. 2: Bettina Hedinger, Frauenfeld TG
Abb. 4, 5, Taf. 1–20: Entwurf Andreas Heege: Christine Rungger, Mattstetten BE; Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 6, 7: CERAMICA CH, Andreas Heege (Reproduktion nach Original im Ortsmuseum Berneck SG)
Abb. 8: CERAMICA CH, Andreas Heege (Reproduktion aus STAUDER 1917)
Abb. 9–11: CERAMICA CH, Andreas Heege

Glossar

Engobe

Dünnflüssiger, meist weiss-, rot- oder schwarzbrennender Ton, der als Anguss (Grundierung, Grundengobe) Verwendung findet sowie, weiss oder mit Metalloxyden gefärbt, dem Dekorieren von Irdenware mit Pinsel oder Malhorn dient (Malengobe). Über der Engobe liegt normalerweise eine farbige oder farblose, durchsichtige Glasur.

Fayence

Fayence, benannt nach dem italienischen Produktionsort Faenza, ist herstellungstechnisch eine Irdenware mit hell, gelb, rosa oder rötlich gebranntem Scherben. Die Aussen- und Innenseite der Gefässe wird nach einem ersten Schrühbrand mit einer deckenden, weissen Blei-Zinn-Glasur versehen. Dabei dient das Zinn als Trübungsmittel der Glasur. In die Glasur kann mit sogenannten «Scharfffeuerfarben» gemalt werden (Inglasurmalerie). In einem zweiten Glattbrand (1000–1190 °C) werden die Farben in die Glasur eingeschmolzen. Fayencen können nach dem Glattbrand zusätzlich mit weiteren Aufglasurfarben bemalt werden. Der letzte Brand erfolgt dann im Muffelofen bei 650–850 °C. Die Farbpalette umfasst Kobaltblau, Manganviolett, Kupfergrün, Antimongelb, Eisenbraun und Eisenrot. Weisse Fayenceglasuren können mit Kupferoxid oder Kobaltoxid auch grünlich oder hellblau eingefärbt werden. Fayencegeschirre wurden im 18. und 19. Jahrhundert in Graubünden vor allem aus Italien, Süddeutschland und dem Kanton Zürich importiert.

Irdenware

Als Irdenware wird jede reduzierend oder oxidierend gebrannte, kalkhaltige oder kalkarme Keramiksorte eingestuft, deren meist unterschiedlich stark und fein oder grob gemagerter Scherben beim Brand offenporig, d. h. wasserdurchlässig bleibt, weil die Brenntemperatur in der Regel 800 bis 1000 °C nicht übersteigt. Bei dieser Temperatur wird die Tonmatrix irreversibel chemisch verändert, der Ton schmilzt jedoch noch nicht. Aus diesem Grund sind die meisten holozänen, d. h. nacheiszeitlichen Tone, die in der Schweiz, Süddeutschland und Österreich vorkommen, nach einer entsprechenden Aufbereitung bzw. Homogenisierung für die Herstellung von Irdenware oder Ofenkeramik geeignet.

Porzellan

Porzellan besteht in der Masse aus einer Mischung von Kaolin, Feldspat und Quarz. Der Scherben wird bei Temperaturen zwischen 1350 und 1450 °C dicht gebrannt und ist glasartig gesintert bzw. teilweise schwach durchscheinend. Während europäisches Porzellan meist weiss erscheint, hat asiatisch-chinesisches in der Regel einen leicht bläulichen Farbstich. Porzellan wurde wegen seines hohen Preises in den Haushalten

Graubündens erst ab dem späten 19. Jahrhundert häufiger verwendet.

Steingut

Steingut hat in der Regel einen schwach cremefarbenen bis leicht gelblichen oder fast weissen, sehr feinkörnigen, nicht gesinterten, spezifisch leichten Scherben mit einer gut erkennbaren, abgesetzten Glasurschicht. Diese weist relativ häufig ein deutliches Craquelé auf. Keramiktechnologisch handelt es sich um eine bleiglasierte, poröse Irdenware aus weiss brennendem Ton, Kaolin und SiO₂ (Quarz, oft gemahlener Feuerstein), eventuell auch nur mit Anteilen von Kalk oder Feldspat oder einer Mischung aller drei Komponenten. In Abhängigkeit von der Zeitstellung und dem Produktionsort gibt es in der Zusammensetzung der keramischen Masse unzählige Variationen. Generell werden Steingutobjekte in einem ersten Schrühbrand zu Biscuit gebrannt, anschliessend eventuell zusätzlich dekoriert und mit einer Glasurschicht versehen und in einem zweiten Brand glattgebrannt. Steingut wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Staffordshire und Yorkshire (England) auf der Basis salzglasierten, weissen Steinzeugs entwickelt. Ab dem mittleren und späten 18. Jahrhundert produzierte man es auch zunehmend in Frankreich, Deutschland und der Schweiz. Steingut wurde von den Hafnern in St. Antönien nicht hergestellt und scheint erst im Verlauf des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zunehmend in die Bauernhäuser des Prättigaus gelangt zu sein.

Steinzeug

Steinzeug ist eine spezielle, meist bei 1200 bis 1400 °C gebrannte Keramik mit einem weitgehend verglasten bzw. glasartig dicht gesinterten, undurchsichtigen, farbigen Scherben. Dieser weist nur einen geringen Anteil offener Poren auf. Meist ist keine Magerung vorhanden oder sichtbar. Frühe Steinzeuge haben oft eisenrote Engobeüberzüge oder Ascheanflugglasuren. Jüngere Steinzeuge tragen ab dem 15. Jahrhundert zunehmend Salzglasurüberzüge. Bemalung mit dem feuerfesten Kobalt («Smalte», blau) oder Eisenmanganverbindungen (manganviolett) kommt erst im 16. und 17. Jahrhundert auf. Im Mittelalter und in langen Phasen der Neuzeit bestand aufgrund fehlender Tonqualitäten in der Schweiz, Österreich und in Liechtenstein sowie in grossen Teilen Süddeutschlands keine Möglichkeit zur Steinzeugproduktion. Steinzeug wurde aus dem Elsass und dem Westerwald nach Graubünden importiert, lässt sich jedoch erst ab dem 19. Jahrhundert zunehmend nachweisen.

Adresse

Andreas Heege
Im Rötél 3
CH-6300 Zug
roth-heege@bluewin.ch



Bündner Täler und Aktenberge – Zum neuen Fundstelleninventar

Raphael Sele, Hannes
Flück, Corina Gottardi,
Thomas Reitmaier

Das archäologische Fundstelleninventar des Kantons Graubünden deckt einen Zeitraum von über 12 000 Jahren ab und umfasst aktuell mehr als 5400 Fundstellen. Von 2017–2020 wurde es im Rahmen eines Entwicklungsschwerpunkts überarbeitet und digitalisiert. Im Folgenden wird die Arbeit am Inventar – und in diesem Zusammenhang auch die bündnerische Fundstellenlandschaft – beleuchtet. Hierzu lohnt es sich zunächst, die Geschichte der Archäologie in Graubünden kurz zu umreißen.¹

Erste Hinweise auf Bodenfunde wie römische Münzen oder auf Burgen und Türme, die heute zum Teil verschwunden sind, finden sich bereits in den Schilderungen der frühneuzeitlichen Chronisten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte eine private Sammeltätigkeit archäologischer Funde ein, die bald mit einer zunehmenden Publikationstätigkeit einherging.² 1870 entstand die Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden, die 1872 das – ursprünglich als reine Altertumssammlung konzipierte – Rätische Museum in Chur gründete.³ Neben dem Ankauf, Sammeln und Inventarisieren von Funden fanden ab dem späten 19. Jahrhundert erste gezielte Ausgrabungen statt.⁴ In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde die bündnerische Archäologie massgeblich durch private Akteure wie den Kreisförster Walo Burkart (1887–1952) vorgebracht, der mit Unterstützung der Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden zahlreiche Grabungen durchführte und publizierte. Ab 1960 übernahm Hans Erb (1910–1986) neben seiner Stelle als Konservator am Rätischen Museum die Aufgaben eines Kantonsarchäologen, womit die – bis heute anhaltende – «Ära der Not- und Rettungsgrabungen» eingeleitet war.⁵ Ein wichtiges Etappenziel war 1967 mit der Schaffung einer eigenen kantonalen Amtsstelle, dem Archäologischen Dienst

Graubünden, erreicht. In Folge ist eine fortschreitende Institutionalisierung und Professionalisierung zu beobachten. Seit 2012 ist unter der Leitung des jetzigen Kantonsarchäologen Thomas Reitmaier ferner ein enormer Digitalisierungsschub zu verzeichnen.

Die Entwicklung der Archäologie in Graubünden spiegelt sich nicht nur in einer stetig wachsenden Zahl von Fundstellen, sondern auch tendenziell in der Zunahme an Unterlagen und Daten, die je Fundstelle anfallen. Bis in die späten 2000er-Jahre wurde die Dokumentation grösstenteils analog erstellt und aufbewahrt; erst seit 2015 werden alle Unterlagen digital abgelegt. Eine angemessene Archivierung und Digitalisierung dieses über Jahrzehnte gewachsenen, ebenso umfangreichen wie heterogenen Konglomerats – Grabungsberichte, Korrespondenzen, Pläne, Fotografien, Diapositive usw. – bedeutet einen enormen Aufwand und ist nur schrittweise zu bewältigen.⁶ Eine weitere Herausforderung besteht darin, die im Archiv vorhandenen Informationen aufzubereiten und einfach zugänglich zu machen. Hier setzte das Projekt *Bestandsaufnahme Kulturgut* an, das 2017–2020 im Rahmen des durch die Bündner Regierung Sonderfinanzierten Entwicklungsschwerpunkts 8/28 durchgeführt wurde. Ein äquivalentes Projekt zur Inventarisierung von potentiell schutzwürdigen Bauten wurde zur gleichen Zeit von der Denkmalpflege Graubünden verfolgt, die federführend im Aufgleisen des Entwicklungsschwerpunkts *Bestandsaufnahme Kulturgut* war.⁷

Während vier Jahren wurde das gesamte Fundstelleninventar des Kantons Graubünden überarbeitet und digitalisiert. Zu jeder Fundstelle wurden die wesentlichen Informationen aus den abgelegten Unterlagen extrahiert, zusammengestellt und in

die digitale Datenbank eingespeist. Gleichzeitig wurde eine räumliche Darstellung in WebGIS realisiert. Die Arbeit im Büro wurde durch systematische Feldbegehungen ergänzt. Mit der Umsetzung des Projektes waren zwei Archäologen/Archäologinnen und eine GIS-Spezialistin betraut. Das Kernteam wurde zeitweise durch Praktikantinnen/Praktikanten unterstützt.⁸

Verschiedene Institutionen und Anwendergruppen profitieren langfristig vom Projekt. Dem Archäologischen Dienst erlaubt das aktualisierte Inventar einen raschen, unkomplizierten und umfassenden Zugriff auf die Fundstellendaten. Auch für andere Dienststellen der kantonalen Verwaltung, die über das interne WebGIS die aktuelle Fundstellenkarte einsehen können, vereinfacht sich der Umgang mit dem archäologischen Kulturerbe. Damit ergibt sich unter anderem eine erhöhte Rechtssicherheit in der Planung und Abwicklung von Baugesuchen. Indirekt profitiert so die Bevölkerung. Schliesslich eröffnet der überarbeitete Fundstellendatensatz der archäologischen Forschung neue Möglichkeiten.

Die digitale Grundlage – Datenbank und GIS

Das Fundstelleninventar ist in ein übergeordnetes System der Datenverwaltung integriert. 2003 wurde im Archäologischen Dienst Graubünden erstmals eine elektronische Datenbank (SPATZ) eingeführt, die 2011–2013 durch die aktuelle Datenbank IMDAS Pro ersetzt wurde.⁹ Indem Daten miteinander verknüpft beziehungsweise in eine hierarchische Beziehung gestellt werden, lassen sich damit vom archäologischen Gebiet über die Fundstelle bis zum Fundobjekt alle relevanten Objekte erfassen und verwalten. Mit IMDAS Pro ist ausserdem eine PostGIS-basierte Geodatenbank (QGIS)

verbunden, in der räumliche Daten gespeichert und dargestellt werden können. Für die Ablage von Fotografien findet schliesslich eine spezialisierte Bilddatenbank (Imagic IMS) Verwendung, wobei wiederum ein Datenaustausch mit IMDAS Pro gewährleistet ist. Die drei genannten Programme bildeten die technische Grundlage des Projekts. Aus Kompatibilitätsgründen konnten sie nur bedingt an spezifische Anforderungen angepasst werden.

Im Vorfeld des Projektes wurde entschieden, die Erfassung der Fundstellendaten an einem international standardisierten Format auszurichten. Als Leitfaden diente der *International Core Data Standard* (ICDS) für archäologische Fundstellen und Denkmäler.¹⁰ Die generische Fundstellenmaske in IMDAS Pro beinhaltet Felder wie *Name*, *Datierung*, *Art* und *Koordinaten* **Abb. 1**. Um eine möglichst differenzierte Aufnahme zu erreichen, wurde sie um zusätzliche Felder erweitert. Das Attribut *Aktueller Zustand* gibt mittels einer einfachen Farbskala (*grün-orange-rot*) an, ob eine Fundstelle unbedroht oder länger- beziehungsweise kurzfristig von Zerstörung bedroht ist. Das Attribut *Qualität* betrifft die Evidenz einer Fundstelle und lässt sich in verschiedenen Abstufungen ausweisen: Als gesichert (AAA) gelten eindeutige archäologische Befunde, wogegen andere Fundstellen lediglich aus Schriftquellen (BBB) bekannt oder aufgrund des Flurnamens (CC) oder der Topografie (C) zu vermuten sind. Ein essentielles Feld der aktualisierten Fundstellenmaske ist ferner die *Beschreibung* in Form eines gegliederten, konzisen Textes.¹¹ Einerseits sind damit Präzisierungen möglich: So erlaubt es beispielsweise die schematische Kategorisierung des *Aktuellen Zustands*, die Datenbank nach gefährdeten Fundstellen zu durchsuchen. Worin eine Bedrohung genau besteht, kann sodann der *Beschreibung*

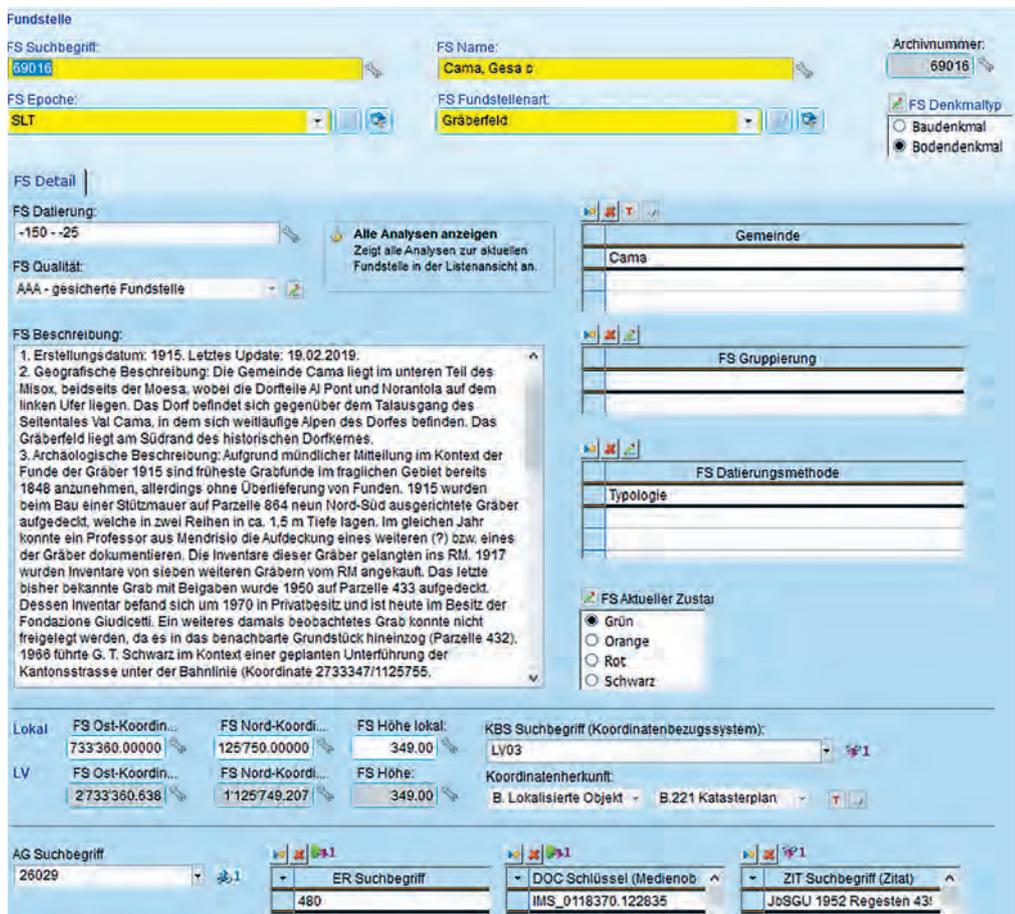


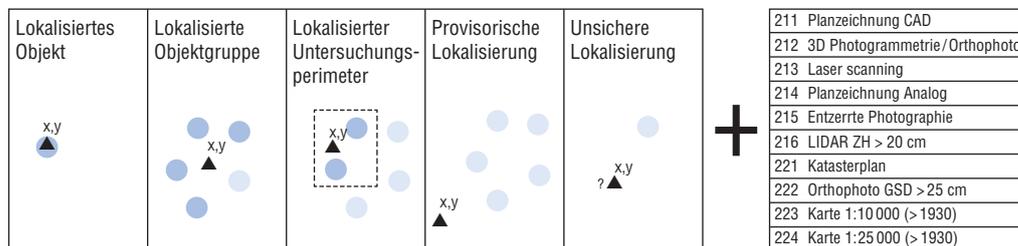
Abb. 1: Beispiel der Fundstellenmaske der im Archäologischen Dienst Graubünden genutzten IMDAS-Pro Datenbank.

entnommen werden. Andererseits enthält der Text wichtige Informationen, die nicht oder nur ansatzweise durch die übrigen Felder der Datenbank abgedeckt sind. Dazu zählt insbesondere eine Zusammenfassung der Forschungsgeschichte und des aktuellen Wissensstandes. Weitere wichtige Angaben betreffen das Erstellungsdatum (Wann wurde die Fundstelle entdeckt beziehungsweise erstmals publiziert?), die geographische Lage, den Dokumentationsstatus (Was ist publiziert? Welche Unterlagen sind im Archiv abgelegt?) und gegebenenfalls naturwissenschaftliche Analysen.

In der Handhabung der Koordinaten ging das Projekt *Bestandsaufnahme Kulturgut* über die Richtlinien des erwähnten *International Core Data Standard* hinaus. Wie

eingangs im historischen Abriss angedeutet, variiert die Dokumentationsqualität der bündnerischen Fundstellen stark, was sich nicht zuletzt in ihrer räumlichen Verortung widerspiegelt. Während heute eine exakte Vermessung mittels Tachymetrie oder Differential-GPS erfolgt, sind Fundstellen, die bereits vor geraumer Zeit entdeckt und dokumentiert wurden, oft nur approximativ zu lokalisieren: Vielleicht sind im Archiv alte Lagebeschreibungen und Skizzen abgelegt oder es sind Koordinaten publiziert, die ehemals aus einer Landeskarte 1:25 000 herausgelesen wurden. Insbesondere bei Einzelfunden, die keine Spuren im Gelände hinterlassen haben, lässt sich der Fundort häufig nicht näher als auf eine Flur, einen Ortsteil oder gar nur eine Gemeinde eingrenzen. Vor diesem Hintergrund wurde

Abb. 2: Schematische Darstellung des zweiteiligen Koordinatenattributs. Der zweite Teil zeigt nur eine Auswahl der Möglichkeiten.



in Zusammenarbeit mit der Kantonsarchäologie Zürich ein zweigliedriges Koordinatenattribut entwickelt **Abb. 2**. Der erste Attributteil betrifft die Präzision einer Koordinate, das heisst er zeigt an, wofür diese steht: ein einzelnes Objekt (z. B. ein Grab), ein archäologisches Gebiet (z. B. ein Gräberfeld) oder einen Untersuchungsperimeter (z. B. eine dokumentierte Grabgruppe innerhalb eines Gräberfelds unbekannter Ausdehnung). Weitere Optionen sind die provisorische (das heisst zukünftig noch zu verifizierende) und die unsichere Lokalisierung. Der zweite Attributteil gibt an, auf welcher Grundlage – Tachymeter, Katasterplan, Orthofoto, Karte 1:25 000, geographischer Name etc. – eine Koordinate generiert wurde, implizit also ihre Genauigkeit. In der IMDAS Pro-Datenbank kann jeder Fundstelle nur ein Koordinatenpaar zugeordnet werden. Bei Fundstellen, die sich über ein grosses Gebiet erstrecken, ist in der Regel der ungefähre Mittelpunkt oder eine charakteristische Struktur angegeben, etwa der Bergfried einer Burg. Fundstellen, die nur ungenau oder überhaupt nicht zu positionieren sind, wurden ebenfalls mit Koordinaten versehen, damit sie in der GIS-Karte erscheinen. In solchen Fällen wurde ein zufälliger Punkt im kleinstmöglich einzugrenzenden Gebiet ausgewählt.

Indem Polygone in einem separaten Layer als Shapefile abgespeichert werden, erlaubt es das PostGIS Fundstellenflächen zu visualisieren. Im Idealfall wird so unmittelbar ersichtlich, inwiefern eine Fundstel-

le von einem projektierten Bauvorhaben oder von anderen Eingriffen betroffen ist. Wie erwähnt, sind jedoch keineswegs alle Fundstellen exakt zu lokalisieren. Um entsprechende Unsicherheiten aufzuzeigen, wird im WebGIS mittels eines Attributs gekennzeichnet, ob die Ausdehnung einer Fundstelle eindeutig oder nur ungefähr bekannt ist. **Abb. 3** zeigt exemplarisch, wie Fundstellen im archäologischen WebGIS dargestellt werden. Ein neuzeitliches Eisengewicht, repräsentiert durch die blaue Flagge, ist über eine einzelne Koordinatenangabe positioniert. Eine Fundstellenfläche entfällt hier. Hingegen stehen die farbigen Flächen für weitläufige Fundstellenareale. Bei der südlichen, grünen Fläche handelt es sich um die bislang nur partiell erforschte Höhengsiedlung Ramosch, Mottata. Da ihre Ausdehnung ungeklärt ist, wurde die gesamte Hügelkuppe als hypothetische Fläche ausgewählt. Die blaue Fläche nordöstlich der Mottata betrifft eine Befestigungsanlage des späten 18. Jahrhunderts, deren Ausdehnung genau bekannt ist und damit nachgezeichnet werden konnte.

Die Feldarbeit

Während des Projektes wurde das Fundstelleninventar Gemeinde für Gemeinde überarbeitet, wobei die Büroarbeit jeweils durch Feldbegehungen komplettiert wurde. Mitunter musste ein Fundort zunächst im Gelände gesucht werden, was übrigens nicht immer von Erfolg gekrönt war. Bereits erfasste Koordinaten wurden vor Ort über-

prüft und gegebenenfalls eine Neueinmessung vorgenommen. In vielen Fällen konnte die Genauigkeit der Lokalisierung markant erhöht werden. Soweit praktikabel, wurde auch die Ausdehnung von Fundstellen eingemessen, die bislang nur als einzelne Koordinatenpunkte erfasst waren, z. B. bei Burgstellen. Die Orientierung erfolgte dabei an der topographischen Situation, etwa dem Burghügel, und an oberflächlich erkennbaren Strukturen wie überwachsenen Mauerresten. Als technische Hilfsmittel kamen ein Trimble R1 (GNSS-Empfänger zur Bestimmung der Position) in Kombination mit einem Panasonic Toughpad FZ-M1 zum Einsatz **Abb. 4**. Auf letzterem war QGIS installiert, womit die mit dem Trimble R1 gewonnenen Daten direkt abgespeichert werden konnten. Neben der Vermessung wurde der

aktuelle Zustand der Fundstellen fotografisch festgehalten. Gegebenenfalls erfolgte eine Einschätzung der Bedrohungslage.

Im Projekt wurde eine möglichst lückenlose Begehung angestrebt. Bei manchen Fundstellen ist die Lage jedoch nicht bekannt oder zu wenig genau zu eruieren. War eine Fundstelle erst in jüngster Zeit dokumentiert worden, erübrigte sich eine Begehung ebenfalls. Zudem mussten – vor allem im alpinen Gebiet – Fundstellen ausgeklammert werden, weil sie sehr abgelegen oder nur schwierig zu erreichen sind. Ein Fokus auf den Siedlungskontext ist auch insofern begründet, als hier tendenziell eine erhöhte Gefährdung durch neue Bautätigkeit besteht. In Einzelfällen wurde ein grösserer Aufwand – in Form einer eigentlichen Pros-

Abb. 3: Ausschnitt aus dem WebGIS des Archäologischen Dienstes. Die Karte zeigt das Umfeld der Höhensiedlung Mottata in Ramosch.

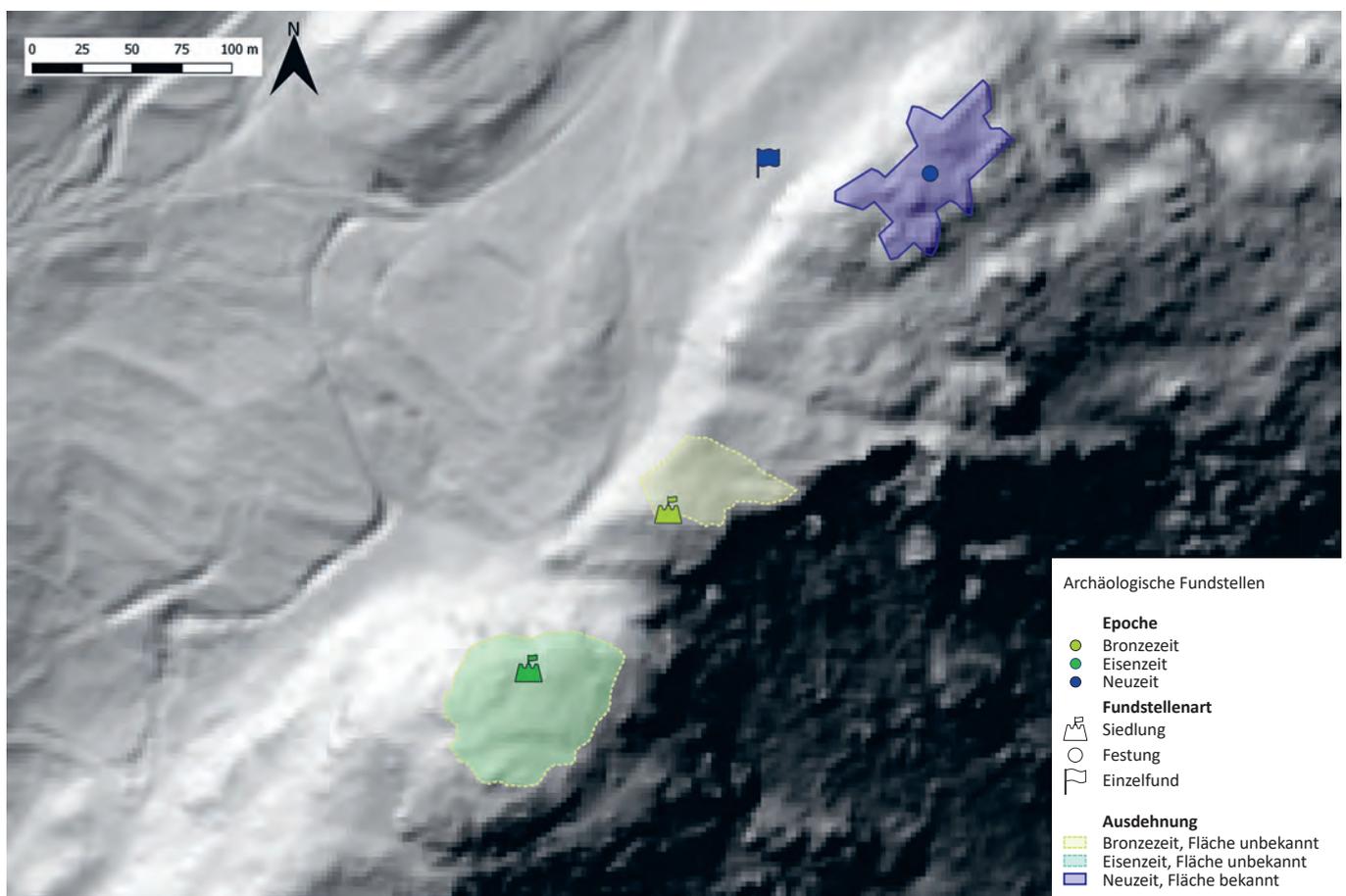




Abb. 4: Feldbegehung der Gemeinde Lostalio im März 2019. Franziska Mohr, Mitarbeiterin des Archäologischen Dienstes Graubünden, bei der Einmessung eines Schalensteins.

pektion – betrieben, um wichtige Fundstellen, deren exakte Lage nicht überliefert war, erneut zu lokalisieren.

Ein bunter Strauss von Fundstellen – vom Bronzebeil bis zum abgegangenen Bergrestaurant

Grundsätzlich ist zu fragen, was überhaupt eine archäologische Fundstelle ist beziehungsweise was in das bündnerische Fundstelleninventar aufgenommen werden soll. Eine Orientierung bietet Artikel 33 des 2010 verabschiedeten kantonalen Natur- und Heimatschutzgesetzes: «Archäologische Fundstellen sind im Gelände erkennbare, erforschte und unerforschte Örtlichkeiten, Gebäudepartien, Ruinen, Landschaftsüberformungen usw., an denen sich historisch bedeutsame Spuren menschlichen Wirkens erhalten haben.»¹² Diese relativ offene Definition schliesst konventionelle Fundstellenkategorien ein, führt aber gleichzeitig darüber hinaus. Als Angelpunkt fungiert der Begriff der «historisch bedeutsamen Spuren menschlichen Wirkens», der im Hinblick auf das bündnerische Fundstelleninventar zu erörtern ist.

Bei der Erstellung von Fundstellen lassen sich verschiedene Ausgangspunkte unterscheiden. Konstitutiv sind erstens die im Archäologischen Dienst als *Ereignisse* bezeichneten Untersuchungen: Ausgrabungen, Begehungen, Prospektionen, Bauuntersuchungen usw., die relevante Befunde und/oder Funde ergeben haben. Hier wird die Relevanz in der Regel in einem weiten Sinne aufgefasst: Als Fundstellen werden auch Strukturen aufgenommen, deren Ansprache nicht eindeutig ist, z. B. älteres Mauerwerk unbestimmter Funktion, das bei einem Bauaushub zum Vorschein gekommen ist. Nichtsdestotrotz ist der Kontext zu berücksichtigen: Ob eine solche Mauer

inmitten der Altstadt von Chur als separate Fundstelle geführt werden soll, ist fraglich. Eine zweite Gruppe von Fundstellen wurde anhand von Sekundärliteratur, Schriftquellen oder lediglich der mündlichen Überlieferung erstellt. Beispiele sind eine archäologisch bislang nicht untersuchte Kirche, eine in den Quellen genannte, heute aber verschwundene Burg oder ein älterer, nur in der Literatur erwähnter Münzfund. Eingang ins Inventar findet wiederum, was als relevant erachtet wird, wobei hier eine spezifische Auswahl getroffen wird. Eine weitere Gruppe umfasst Einzel- oder Lesefunde, die dem Archäologischen Dienst übergeben wurden. Datierung und Art des Fundes bilden hier entscheidende Kriterien. Dass ein bronzezeitliches Beil als Fundstelle geführt wird, steht ausser Frage. Wie aber mit einem neuzeitlichen Gewicht zu verfahren ist, ist von Fall zu Fall zu entscheiden.

Das Fundstelleninventar ist auch einem zeitlichen Wandel unterworfen: Was heute als historisch bedeutsam gilt, kann vor einigen Jahrzehnten als irrelevant oder peripher eingestuft worden sein – etwa alpwirtschaftliche Wüstungen oder Terrassenlandschaften. Vermehrt ist die Neuzeit beziehungsweise die Moderne in den Fokus gerückt, wie das breite Interesse am Anstaltsfriedhof von Cazis Realta oder an den Befestigungsanlagen des Ersten Weltkriegs auf dem Umbrailpass deutlich macht.¹³ Im Zuge des Projektes wurden auch ausgewählte Objekte einer frühen touristischen Nutzung ins Inventar aufgenommen, darunter die ehemaligen Ausflugsrestaurants bei der Burgruine Lichtenstein oberhalb Haldenstein oder auf dem Hügel Crestas gegenüber von Silvaplana, von denen nur noch wenige Überreste im Gelände zeugen. Insgesamt ist eine fortschreitende Diversifizierung der Fundstellen zu konstatieren.

Zu Beginn des vierjährigen Projektes umfasste das kantonale Fundstelleninventar rund 3500 Objekte. Nach Abschluss beträgt die Gesamtzahl über 5400. Dieser beachtliche Zuwachs hat methodische und inhaltliche Gründe. Erstens kann datenbanktechnisch jeder Fundstelle nur je eine Epoche und eine Fundstellenart zugewiesen werden, was gewisse Verdopplungen ergibt. Eine frühneuzeitliche Kirche mit spätmittelalterlichem Vorgängerbau, ursprünglich als eine Fundstelle erfasst, wird neu als zwei Fundstellen geführt; wurde bei einer Sondierung im Kircheninnern zudem eine römische Terra Sigillata-Scherbe entdeckt, kommt eine weitere Fundstelle hinzu. Zweitens war bislang nicht zu allen Ereignissen, die archäologisch relevant sind, eine zugehörige Fundstelle erzeugt worden. Dies wurde nachgeholt. Drittens wurden diverse neue Fundstellen ins Inventar aufgenommen. Gelegentlich konnten auf den Feldbegehungen Gebäudegrundrisse oder abgegangene Kalkbrennöfen, einmal sogar eine urgeschichtliche Scherbe, die auf einem Maulwurfshügel lag, dokumentiert werden. Das Gros der neuen Fundstellen wurde indes anhand der historischen Sekundärliteratur generiert, wobei aufgrund der zeitlichen Vorgaben keine erschöpfende Aufarbeitung möglich war, was Priorisierungen unumgänglich machte. Um herauszustellen, was im aktualisierten Inventar geführt wird und wo Lücken bestehen, ist es hilfreich, verschiedene Fundstellenarten zu unterscheiden.

Komplett erfasst sind heute alle bekannten ur- und frühgeschichtlichen Fundstellen, aber auch die Burgen und Kirchen des Kantons. Fehlende Objekte wurden im Laufe des Projekts systematisch ergänzt. Dazu zählen etwa die anglikanischen Kirchen, die im Zuge des frühen, durch die Engländer initiierten und dominierten Tourismus im



Abb. 5: Cama, Gesa. Die Aufnahme links stammt von 1915, als mehrere Gräber entdeckt und freigelegt wurden. Die Aufnahme rechts zeigt die vom Archäologischen Dienst im Vorfeld der Ausgrabung von 2019 durchgeführte Messung mit Georadar.

Engadin, in Davos und Arosa entstanden sind und nach der Mitte des 20. Jahrhunderts abgerissen oder umgenutzt wurden.¹⁴ Kategorien wie Wohntürme, Richtstätten oder historische Bäder konnten weitgehend vervollständigt werden. Insbesondere Objekte, die nicht archäologisch nachgewiesen, sondern bloss aus Schriftquellen bekannt sind, waren vormals nur zum Teil und damit uneinheitlich erfasst. Noch bestehende Lücken können zukünftig geschlossen werden.

Andere Fundstellenarten wie Kalkbrennöfen oder landwirtschaftliche Wüstungen zeichnen sich dagegen durch einen fragmentarischen Forschungsstand sowie eine grosse Zahl an potentiellen archäologischen Objekten aus. Die Erfassung im Inventar ist entsprechend unvollständig. Darüber hinaus unterliegt sie einer gewissen Kontingenz, wie sich am Beispiel eines Kalkbrennofens in Flond, Gemeinde Obersaxen Mundaun veranschaulichen lässt. Zu diesem Ofen sind im Archiv des Archäologischen Dienstes nur spärliche Unterlagen abgelegt. Infolgedessen wurde eine Literaturrecherche unternommen, die zusätzliche Informationen erbrachte – aber zugleich zeigte, dass in Flond

mindestens fünf weitere Kalkbrennöfen in Betrieb waren.¹⁵ Die exakten Standorte gehen aus der Literatur nicht hervor; ein offenbar gut erhaltener Ofen wurde während der Feldbegehung nicht gefunden. Mithin wurden die fünf Kalkbrennöfen vorerst unter einer Sammelfundstelle subsumiert, wobei zukünftig eine Aufgliederung in einzelne Fundstellen denkbar ist. Eine spezielle Fundstellenkategorie bildet schliesslich das bauliche Kulturerbe, da es hier zu Überschneidungen zwischen den Aufgabenbereichen der Archäologie und der Denkmalpflege kommt. Im archäologischen Inventar sind noch existente profane Gebäude üblicherweise nur dann aufgeführt, wenn sie bauarchäologisch und/oder dendrochronologisch untersucht wurden. Somit kann es nicht zur systematischen Evaluation von Gebäuden unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten herangezogen werden.

Alte Fundstellen neu im Blick

Vor Projektbeginn war die Erfassung der Fundstellen unvollständig und uneinheitlich; eine digitale Datenbank existierte erst in den Grundzügen. Um etwas über eine



Fundstelle in Erfahrung zu bringen, mussten oftmals die analogen Akten durchforstet werden, was einen beträchtlichen Zeitaufwand bedeutete. Je nach Umfang, Qualität und Komplexität der abgelegten Unterlagen bestand zudem die Gefahr, wichtige Punkte zu übersehen. Das aktualisierte Inventar vereinfacht die Arbeit mit den Fundstellen, nicht zuletzt was Baugesuche und Raumplanungsverfahren betrifft. Ein prägnantes Beispiel bildet die Flur Gesa im Dorf Cama in der Mesolcina, wo bereits 1915 beim Bau einer Hangstützmauer latènezeitliche Bestattungen zum Vorschein kamen **Abb. 5**.¹⁶ 1950 fand man erneut ein Grab, und 1966 erfolgte eine Untersuchung, die weitere Bestattungen und andere Strukturen in der näheren Umgebung vermuten liess. Die überlieferte Dokumentation ist im Archiv des Archäologischen Dienstes abgelegt. Jedoch existierte vor der Überarbeitung des Inventars keine Fundstelle dazu, weder im analogen Archiv noch in der digitalen Datenbank. Just nachdem eine solche im Sommer 2019 mit allen wichtigen Informationen, einschliesslich einer Koordinatengabe und ungefähren Fläche, erstellt worden war, ging beim Archäologischen Dienst

ein Baugesuch ein, welches ein Gebiet in direkter Nachbarschaft betraf. Die neue Fundstelle erlaubte es, gezielt zu reagieren: Einer Georadar Survey als Vorabklärung folgte im Herbst 2019 eine Notgrabung, die unterhalb von späteisenzeitlichen Siedlungsbe-funden eine reiche Bestattung mit vier Sanguisugafibeln ergab.¹⁷

Im Zuge des Projektes wurden Fundstellen, die teilweise bereits vor Jahrzehnten entdeckt und dokumentiert worden waren, abermals in den Blick genommen. Infolge des wissenschaftlichen Fortschritts konnten die bisherigen Erkenntnisse häufig angepasst oder verfeinert und manchmal auch revidiert werden. Herausragend sind in diesem Zusammenhang unter anderem zwei Skelettfunde, die in den 1970er-Jahren in der Surselva und im Unterengadin gemacht wurden. 1972 entdeckten Kinder in der Gemeinde Breil/Brigels in der Val Cuschina in einer Höhle einen menschlichen Schädel. Da dessen Zustand auf eine nichtrezente Datierung schliessen liess, übergab ihn die Kantonspolizei dem Archäologischen Dienst.¹⁸ Die zeitliche Einordnung des Schädels – und damit auch die Interpretation

Abb. 6: Zernez, Foura Baldirun. Die Aufnahme links stammt von 1970. Ein Polizist steht vor dem Eingang der kleinen Höhle, in der menschliche Knochen entdeckt wurden. Die Aufnahme rechts vom Oktober 2018 zeigt Franziska Mohr und Lea Gredig, Mitarbeiterinnen des Archäologischen Dienstes Graubünden an der gleichen Stelle.

Kanton Graubünden: Archäologische Fundstellen

Stand September 2021

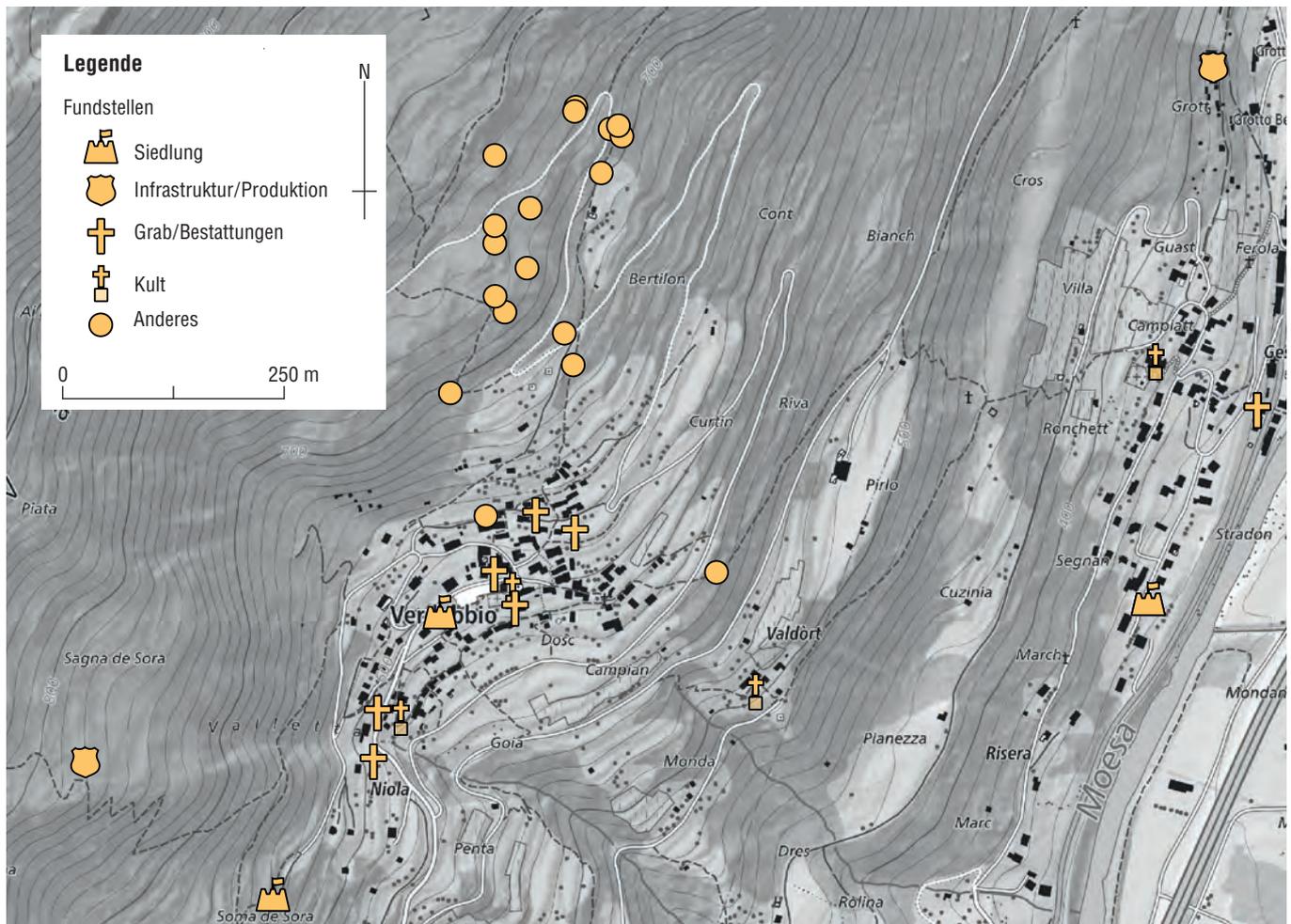


Abb. 7: WebGIS-Karte mit allen aktuell (Stand September 2021) bekannten Fundstellen des Kantons Graubünden.

der Fundstelle – blieb jedoch ungewiss. Ein ganz ähnlicher Fall spielte sich 1975 zwischen Susch und Lavin im Hochwald Foura Baldirun ab: Wiederum fanden Kinder in einer kleinen Höhle unter einem Felsblock menschliche Knochen, die über die Polizei an den Archäologischen Dienst gelangten; wiederum blieben Datierung und Ansprache unklar – spekuliert wurde etwa, dass es sich um einen tödlich verunglückten Touristen handeln könnte **Abb. 6.**¹⁹ Über Jahrzehnte gleichsam als *cold cases* im Archiv des Archäologischen Dienstes Graubünden eingelagert, wurden die Fundstellen im Rahmen des Projektes neu evaluiert und ausgewertet. Anthropologische Untersuchungen zeigten, dass die Skelettreste aus

Foura Baldirun von zwei weiblichen Individuen und diejenigen aus der Val Cuschina von einem weiblichen Individuum stammen. ¹⁴C-Datierungen an der ETH Zürich weisen beide Fundstellen in die späte Frühbronzezeit – auch insofern ein bemerkenswerter Befund, als in Graubünden zwar diverse Siedlungen aus der Bronzezeit bekannt sind, die zugehörigen Bestattungsorte aber oftmals fehlen.²⁰ Neben einer Sensibilisierung für allfällige weitere Skelettfunde aus ähnlichen Situationen ergeben sich somit neue Impulse für die Wissenschaft.

Das überarbeitete Inventar eröffnet der archäologischen Forschung neue Möglichkeiten. Analoge und unstrukturierte Daten



müssen nicht zuerst in eine auswertbare Form überführt werden. Stattdessen kann die Datenbank mühelos nach bestimmten Objekten gefiltert und analog dazu eine Kartierung im WebGIS vorgenommen werden. Potential besteht auch für prädikative Modellierungen. Wo sind auf der aktualisierten Fundstellenkarte Ansammlungen von Fundstellenpunkten zu verzeichnen **Abb. 7**? Wo gibt es auffallend leere Stellen? Wie ist die Verteilung zu erklären? Die Konzentration im Bereich der Städte und der historisch wichtigen Ortschaften sowie entlang der zentralen Verkehrsachsen einschliesslich der Passübergänge verwundert nicht. Allerdings ist auch der Einfluss der rezenten Bautätigkeit auf dieses Bild zu berücksich-

tigen. Die geographischen Randgebiete des Kantons weisen teilweise markante Leerstellen auf. So sind in der Gemeinde Samnaun als Fundstellen bisher einzig die anhand der Sekundärliteratur erfassten Kirchenbauten verzeichnet. Anstelle einer generellen archäologischen Ödnis ist von einem forschungsgeschichtlichen Desiderat auszugehen. Auch regionenspezifische Muster sind auf der Karte auszumachen. In der Surselva oder im Misox fallen etwa die künstlich bearbeiteten Schalensteine ins Auge, die in Gemeinden wie Lostalio, Grono oder Falera die anteilmässig weitaus grösste Fundstellenkategorie bilden **Abb. 8**.²¹ Indessen stechen im Surses die vielen Bergbau- beziehungsweise Verhüttungs-

Abb. 8: Fundstellenkarte von Verdabbio in der Gemeinde Grono. Die Schalensteine, dargestellt als orange Kreise, überwiegen. Daneben ist im Bereich des Dorfes eine Konzentration von Bestattungen festzustellen.

fundstellen hervor: Ein Forschungsprojekt zum prähistorischen Bergbau, das ab 2013 durch die Universität Zürich durchgeführt wurde, manifestiert sich hier als regelrechte «Fundstellenexplosion».²² Auch für den hochalpinen Raum ist in den letzten Jahren eine markante Zunahme an Fundstellen zu verzeichnen. So wurde im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts ab 2007 die prähistorische Hochweide- beziehungsweise Alpwirtschaft in der Silvretta eingehend untersucht.²³ In der Karte sind folglich auch Forschungsinteressen und Forschungstraditionen abzulesen.

Problemfelder und Lösungsansätze

Abschliessend werden drei Problemfelder abgesteckt und die im Zuge des Projekts entwickelten Lösungsansätze skizziert. Die Integration von externen Inventaren, denen nicht primär eine wissenschaftlich-archäologische Konzeption zu Grunde liegt, gestaltet sich bisweilen schwierig, wie sich an den bereits genannten Schalensteinen aufzeigen lässt. Die Dokumentation der künstlichen Schalen – manchmal handelt es sich auch um Kreuze, Rinnen oder anderen Formen – geht vornehmlich nicht auf den Archäologischen Dienst, sondern auf private Akteure zurück.²⁴ Zweck und Alter der Schalen bleiben allerdings oft unklar, was Spekulationen befördern kann. Darüber hinaus ist die archäologische Relevanz nicht immer gegeben: So mancher vermeintliche Schalenstein ist als mutmassliches oder eindeutiges Geofakt einzustufen. Indessen musste im Rahmen des Projektes aufgrund der grossen Anzahl und Abgelegtheit der Steine verschiedentlich auf eine Begehung – und damit eine eigene Beurteilung – verzichtet werden. Insgesamt wurde eine weitgehend vollständige, jedoch den wissenschaftlichen Normen angepasste und, wo nötig, deziert kritische Erfassung realisiert. Somit

sind im Inventar Steine aufgeführt, die unbearbeitet sind, andernorts aber als prähistorische Objekte figurieren. Diese Art negativer Befund erlaubt es immerhin, auf allfällige Anfragen zu den Objekten zu reagieren.

Eine weitere Problematik bilden die vielen Hinterlassenschaften der extensiven Land- und Alpwirtschaft, insbesondere aus den jüngeren Epochen, vom mittelalterlichen Landesausbau bis hin zur Anbauschlacht des Zweiten Weltkriegs. Es handelt sich dabei vorwiegend um Maiensässe, Vieh- und Heuställe in unterschiedlichen Stadien des Verfalls – von nur noch knapp erkennbaren steinernen Grundrissen bis hin zu erst vor einigen Jahren aufgelassenen Gebäuden. Aufgrund der Erschliessung der Alpen sind diese einerseits durch moderne Überprägungen, z. B. durch Strassen-, Skilift- oder Kraftwerkbau, bedroht.²⁵ Andererseits kann auch ein schleichender Verfall einer prioritären Aufnahme entgegenstehen. Bereits um 1995 haben Werner Meyer und Jakob Obrecht auf das fehlende Wissen über Charakter, Anzahl und geographische Verteilung von alpinen Wüstungen hingewiesen. Eine damals auf dem alpinen Gebiet der Gemeinde Vals durchgeführte Prospektion ergab zahlreiche Gebäudereste unterschiedlichen Typs.²⁶ Jedoch liegt keine vollständige Bestandsaufnahme vor und eine Auswertung der Dokumentation steht noch aus.

Im Rahmen des Projekts wurde 2017 versuchsweise ein einfaches Wüstungsinventar erstellt, mit dem Ziel, die Zahl der Gebäuderuinen in einem abgegrenzten Gebiet – ausgewählt wurde das Calancatal – abzuschätzen.²⁷ Dabei wurde insbesondere auf das Orthofoto, (ältere) Luftbilder und die Landeskarte mit eingezeichneten Ruinenwinkeln zurückgegriffen. Alle aufgelas-

senen Gebäude wurden in eine Exzelliste eingetragen und auf einer GIS-Karte markiert. Insgesamt handelt es sich über 500 potentielle Objekte. Überwiegend dürften sie neuzeitlich datieren, da mit der angewandten Methode, einer Form der Luftbildprospektion, selbstredend nur oberflächlich klar erkennbare Strukturen zu identifizieren sind. Der Befund wäre demnach im Gelände durch Prospektionen zu verifizieren beziehungsweise modifizieren, was jedoch einen erheblichen Aufwand erfordern würde. Gleichfalls ist er nur bedingt repräsentativ für andere Kantonsteile, da die Siedlungsstruktur auf einem Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren beruht – etwa auf naturräumlichen Gegebenheiten und historisch variablen Wirtschaftsformen (Einzelalping, Genossenschaftsalping usw.).

Fest steht, dass bislang nur ein Bruchteil der relevanten land- und alpwirtschaftlichen Objekte archäologisch dokumentiert ist. Darüber hinaus gestaltet sich die Überführung der vorhandenen Dokumentation ins Fundstelleninventar schwierig. So scheint es kaum zweckmässig, die über 500 im Calancatal identifizierten Gebäudegrundrisse als separate Fundstellen aufzunehmen. Ein Lösungsansatz bieten Sammelfundstellen, die weitläufige Gebiete abdecken, jedoch summarisch und vage bleiben. Anhand der Dokumentation von Meyer und Obrecht wurde eine solche Fundstelle z. B. für die diversen Wüstungen des Valser Seitentals Peil erstellt. Eine andere Möglichkeit lässt sich an den sogenannten *cròt*, den – zu unterschiedlichen Zwecken genutzten – landwirtschaftlichen Kragkuppelbauten im Val Poschiavo verdeutlichen.²⁸ Obschon auch hier keine vollständige Erfassung möglich war, wurden nicht Sammelfundstellen, sondern spezifische *cròt* ins Inventar aufgenommen. Dabei wurde versucht, eine aussagekräftige Auswahl zu treffen, die

exemplarisch für diese vielfältige Fundstellenkategorie stehen kann.

Chur wurde am Schluss des Projektes als letzte Gemeinde bearbeitet. Bislang waren hier zwar hunderte Ereignisse, aber kaum Fundstellen erfasst worden. Gerade im historischen Kerngebiet – Altstadt, Bischöflicher Hof und Welschdörfli –, wo zahlreiche Untersuchungen auf kleinem Raum stattfanden, fällt eine schlüssige Aufgliederung in Fundstellen schwer: Sind Kanalisationskanäle des 19. Jahrhunderts jeweils als separate Fundstellen zu erfassen, einer das gesamte Kanalisationsnetz betreffenden Sammelfundstelle zuzuordnen, oder ignoriert man diese Befunde gar, da in der kantonalen Verwaltung noch Pläne existieren? Soll nicht näher bestimmtes mittelalterliches Mauerwerk, dass bei einer Strassensanierung zum Vorschein gekommen ist, als eigene Fundstelle geführt werden? Bildet jedes Haus, in welchem eine bauarchäologische Untersuchung stattfand, eine Fundstelle? Oder ist es zielführender, ein gesamtes Quartier oder gar die spätmittelalterliche Altstadt in globo als Fundstelle zu definieren? Grundsätzlich scheint eine sehr kleinteilige Aufgliederung wenig sinnvoll, da hier wesentliche Zusammenhänge aus dem Blick geraten. So wurde etwa die spätmittelalterliche Stadtmauer einschliesslich der Grabenanlage als eine Fundstelle erfasst und mit allen relevanten Ereignissen (mittlerweile über 40) verknüpft. Hingegen wurden die untersuchten Häuser der Churer Altstadt einzeln aufgenommen – auch im Sinne der Konsistenz mit anderen Gemeinden, wo die untersuchten Häuser ebenfalls einzelne Fundstellen bilden. Aus Zeitgründen konnte die Erfassung der Häuser in Chur jedoch nicht abgeschlossen werden.

Fazit

Das Ziel des Entwicklungsschwerpunkts *Bestandsaufnahme Kulturgut* war es, die Informationen aus dem analogen Fundstellenarchiv zu bündeln und digital aufzubereiten. Innerhalb von vier Jahren konnten – mit Ausnahme der Häuser im Bereich der Altstadt von Chur – sämtliche bekannte Fundstellen des Kantons abgehandelt und das Projekt somit zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht werden. Das überarbeitete Fundstelleninventar entspricht im Wesentlichen dem aktuellen Forschungsstand. Insbesondere die interne Bearbeitung von Baugesuchen konnte auf eine neue Grundlage gestellt werden. Positive Resultate waren bereits während des Projektes zu vermelden, wie am Beispiel von Cama, Gesa veranschaulicht wurde. In Anbetracht der zeitlichen und personellen Vorgaben und unter Verwendung einer bestehenden Datenbank mussten Prioritäten gesetzt und Kompromisse gefunden werden. Verschiedene Komponenten des Inventars können bei Bedarf und Gelegenheit weiterentwickelt und ausgebaut werden. Damit mehr als eine Momentaufnahme bleibt, ist eine regelmässige Aktualisierung unter Einbezug von laufenden Untersuchungen und neuen Forschungsergebnissen vorgesehen. Derzeit ist die Nutzung auf einen internen Kreis der kantonalen Verwaltung beschränkt. Angesichts vermehrter Bestrebungen zu öffentlicher Partizipation und *open source data* in der Archäologie ist eine zukünftige Ausweitung des Zugriffs jedoch nicht auszuschliessen.²⁹ Hierbei stellt sich gleichwohl die Frage nach dem bestmöglichen Schutz der vielfältigen Bündner Fundstellenlandschaft, wobei eine Öffnung einerseits negative Einflüsse (z. B. illegale Grabungen) begünstigen, andererseits die lokale Bevölkerung für die Belange der Archäologie sensibilisieren könnte.

Anmerkungen

- 1 Zur Geschichte der Archäologie in Graubünden von ihren Anfängen bis in die 1990er-Jahre vgl. RAGETH JÜRIG: Einleitung. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 11–19.
- 2 Die Funde wurden unter anderem in neuen Fachzeitschriften publiziert, so im Neuen Sammler (ab 1804), in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich (ab 1837/41) und im Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde (ab 1868).
- 3 ERB HANS: Das Rätische Museum in Chur 1872–1972. Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 12. Chur 1972, 22–24.
- 4 So initiierte die historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden 1888 auf dem Hof in Chur eine Ausgrabung, um die Dimensionen eines als St. Laurentius Kapelle angesprochenen Baus abzuklären. Eine grössere Ausgrabung folgte 1902 in der Custorei in Chur (heute Markthallenplatz). Vgl. HEIERLI JAKOB / OECHSLI WILHELM: Urgeschichte Graubündens mit Einschluss der Römerzeit. Zürich 1903.
- 5 RAGETH 1992, wie Anm. 1, 14.
- 6 WIEMANN PHILIPP / REITMAIER THOMAS: Archäoinformatik in der Schweizer Archäologie: Beispiele aus der Praxis. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 77, 2020, 171–184.
- 7 Im vorliegenden Artikel wird nur auf das archäologische Projekt eingegangen.
- 8 Als Mitarbeitende am Projekt beteiligt waren Hannes Flück, Franziska Mohr, Simone Schmid, Raphael Sele und Corina Gottardi. Ein Praktikum absolvierten Maurus Camenisch, Anastasia Hühn, Miriam Derungs, Anna Haesen und Anna-Lena Jerg.
- 9 Die Datenbank «SPATZ» wurde Ende der 1990er-Jahre von den archäologischen Fachstellen Thurgau und Zürich zusammen mit GWZ Informatik, St. Gallen entwickelt. Später schlossen sich Graubünden und das Fürstentum Liechtenstein an.
- 10 Der Standard geht auf das International Committee on Documentation (CIDOC) des International Council of Museums (ICOM) und die Archaeology Documentation Group des Europarats zurück. Vgl. THORNES ROBIN / BOLD JOHN BOLD (Hrsg.): Documenting the Cultural Heritage. Los Angeles 1998.
- 11 Die Idee des Fundstellentextes wurde vom ADABweb, dem Informationssystem der Bundesländer Baden-Württemberg und Niedersachsen (D) übernommen. <http://www.adabweb.info/> (30.06.2021).
- 12 Natur- und Heimatschutzgesetz des Kantons Graubünden, 2010, Art. 33. https://www.gr-lex.gr.ch/app/de/texts_of_law/496.000 (30.06.2021).
- 13 Zu Cazis Realta vgl. COOPER CHRISTINE / HEINZLE BERND / REITMAIER THOMAS: Evidence of infectious disease, trauma, disability and deficiency in skeletons from the 19th/20th century correctional facility and asylum «Realta» in Cazis, Switzerland. PLOS ONE, 2019. <https://doi.org/10.1371/>

- journal.pone.0216483 (30.06.2021). Zur neuzeitlichen Archäologie in Graubünden vgl. REITMAIER THOMAS: Bunker, Bomber und Baracken – Historische Archäologie in Graubünden. Bündner Monatsblatt, 2014, 355–375. Vgl. ausserdem REITMAIER THOMAS: Nach 1850 – Für eine Archäologie der Moderne in der Schweiz. In: Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittelalter. SPM VIII. Archäologie der Zeit von 1350 bis 1850. Basel 2020, 388–389.
- 14** Als zeitliche Obergrenze für die Aufnahme ins Inventar wurde das Jahr 1945 festgesetzt. Demnach sind etwa Kirchen, die erst nach 1945 errichtet wurden, nicht aufgeführt. Zu den anglikanischen Kirchen vgl. MEYER ANDRÉ: Englische Kirchen in der Schweiz. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 29, 1972, 70–81.
- 15** DARMS ANDREA: Cronica da Flond: fatgs historics (Chronik der Gemeinde Flond: ein geschichtlicher Rückblick). Flond 1991, 172.
- 16** FLÜCK HANNES/MOHR FRANZISKA/REITMAIER THOMAS: Over a 1000 Mountains and through 150 Valleys – Making Choices for the Future in GIS of the Archaeological Records of the Canton of Grisons, Switzerland. Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 74, 2020, 146–157.
- 17** PALLY BRIDA: Cama GR, Gesa. Jahrbuch Archäologie Schweiz 103, 2020, 103. – Im vorliegenden Band, 201–202.
- 18** SELE RAPHAEL: Breil/Brigels GR, Val Cuschina. Jahrbuch Archäologie Schweiz 104, 2021, 152. Der Fundbericht ist auch in Archäologie Graubünden 4 publiziert.
- 19** SCHMID SIMONE/FLÜCK HANNES: Zernez GR, Foura Baldirun. Jahrbuch Archäologie Schweiz 102, 2019, 169.
- 20** Ein weiteres Vergleichsbeispiel ist Fläsch, Fläscherberg – Ancaschnal. 2002 wurden hier in einem Abri die Skelette von drei Individuen entdeckt, die 2017 mittels ¹⁴C-Datierung in die späte Frühbronzezeit datiert werden konnten: Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2002, 127–129.
- 21** Für die Schalensteine der Surselva vgl. etwa BÜCHI ULRICH: Die Megalithe der Surselva I. Muota/Falera. Disentis 1983. Für das Misox vgl. etwa BINDA FRANCO: Escursione nella Preistoria del Moesana. Roveredo 1985.
- 22** Für einen Überblick vgl. TURCK ROUVEN/DELLA CASA PHILIPPE/NAEF LEANDRA: Prehistoric copper pyrotechnology in the southern Swiss Alps: an overview on previous and current research. In: Bullinger Jérôme/Kaenel Gilbert (Hrsg.): De l'âge du Fer à l'usage du verre. Mélanges offerts à Gilbert Kaenel, dit «Auguste», à l'occasion de son 65^e anniversaire. Cahiers d'Archéologie Romande 151. Lausanne 2014, 249–257.
- 23** Vgl. etwa REITMAIER THOMAS: Prähistorische Weide- und Alpwirtschaft – Stand der Forschung und zukünftige Perspektiven am Beispiel des Silvretta-Projektes. Mit einem Potpourri aus achtzig Jahren Forschungsgeschichte. Forschungsberichte der ANISA für das Internet 1, 2021, 1–36.
- 24** Grundlegend für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Schalensteinen ist das von Urs Schwegler initiierte und betreute Schweizerisches Steindenkmäler-Inventar. <http://www.ssdi.ch/> (30.06.2021).
- 25** REITMAIER 2021, wie Anm. 23, 6.
- 26** OBRECHT JAKOB: Alpine Wüstungen – Bestandsaufnahme in Vals. Bündner Monatsblatt, 1996, 270–298.
- 27** Das Wüstungsinventar wurde von Maurus Cemenisch im Rahmen eines Praktikums erstellt.
- 28** Eine vollständige Bestandserhebung der Kragkuppelbauten liegt nicht vor, jedoch eine umfangreiche Auswertung. Vgl. ALTHER YOLANDA: Kragkuppelbauten – Untersuchung eines Alpen Gebäudetyps im Grenzgebiet Puschlav und Veltlin. Masterarbeit Universität Zürich 2016. Vgl. ausserdem 3. SEKUNDARKLASSE BRUSIO: Das «crot» – ein architektonisches Phänomen im Puschlav. Bündner Monatsblatt, 1998, 182–205. – SPEICH KLAUS: Kragkuppelbauten im Puschlav. Untersuchung eines altertümlichen Haustyps. Schweizer Ingenieur und Architekt 106, 1988, 1232–1238.
- 29** Im Jahre 2020 hat die Schweiz die sogenannte «Konvention von Faro» zur Erhaltung des Kulturerbes ratifiziert. Vgl. auch die Amersfoort Agenda. SCHUT PETER. A. C./WIT LEONARD C. DE (Hrsg.): Setting the Agenda: Giving New Meaning to the European Archaeological Heritage. Namur 2015.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1–7:** Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 8: Archäologischer Dienst Graubünden,
Quelle: Bundesamt für Landestopografie swisstopo

Adressen

Raphael Sele

Archäologischer Dienst
Graubünden
Gürtelstrasse 89
CH-7001 Chur
raphael.sele@adg.gr.ch

Hannes Flück

Liebeggerweg 11
CH-5000 Aarau
hannes.flueck@archaeologe.ch

Corina Gottardi

Institut für Archäologische
Wissenschaften
Universität Bern
Mittelstrasse 43
CH-3012 Bern
corina.gottardi@iaw.unibe.ch

Thomas Reitmaier

Archäologischer Dienst
Graubünden
Gürtelstrasse 89
CH-7001 Chur
thomas.reitmaier@adg.gr.ch



Kurzberichte

Arosa. Peist, Gatischweg 36

LK 1196, 2 770 308 / 1 189 219, 1360 m ü. M.

Zeitstellung: Frühmittelalter **Anlass:** Neubau Gartenmauer **Dauer:** 10. bis 18. Juli 2020 **Verantwortlich:** Yolanda Sereina Alther **Text:** Yolanda Sereina Alther

Beim Bau einer Hangstützmauer im Garten des Hauses Gatischweg 36 in Peist stiessen die Besitzer der Liegenschaft auf einen menschlichen Schädel **Abb. 1**. Die daraufhin informierte Kantonspolizei Graubünden übergab den Schädel dem Institut für Rechtsmedizin des Kantonsspitals Graubünden, wo er in der Folge als archäologischer Fund beurteilt wurde. Nachdem diese Mitteilung den Archäologischen Dienst Graubünden erreichte, führte dieser gleichentags eine Nachuntersuchung durch. Dabei

konnten lediglich noch Teile des rechten Oberarmes samt Schulterblatt, Teile des linken Unterarmes sowie das linke Schlüsselbein *in situ* freigelegt werden. Die Knochen lagen ca. 40–60 cm unter dem aktuellen Gelniveau, in kiesigem, anstehenden Hangschotter. Eine eigentliche Grabgrube liess sich durch die bereits vorgenommenen Gartenarbeiten aber nicht mehr feststellen. Mehrere zum Skelett zugehörige Knochen wurden in der Folge als Streufunde im Aushubmaterial aufgefunden. Zudem zeigte sich, dass vermutlich bereits durch den Bau des Hauses im Jahr 1972 das Grab gestört und dabei die Knochen der unteren Extremitäten abgetragen worden waren.

Die Befundsituation lässt auf eine Einzelbestattung schliessen, bei welcher die wahrscheinlich als weiblich anzusprechende

Abb. 1: Arosa. Peist, Gatischweg 36. 2020. Fundort der menschlichen Skeletteile (Pfeil). Blick gegen Norden.



Abb. 2: Arosa. Peist, Gatischweg 36. 2020. Die von der Kantonspolizei Graubünden geborgenen Schädelteile.



Verstorbene in Rückenlage, mit dem Kopf im Nordwesten, beigesetzt wurde. Beigaben sowie Hinweise auf eine Bestattung im Sarg oder mit Totenbrett wurden nicht beobachtet. Die Aussagekraft der Skelettreste war aufgrund ihrer geringen Anzahl und ihres schlechten Erhaltungszustandes beschränkt **Abb. 2**. Die Anthropologin Viera Trancik Petitpierre (Interkantonale Arbeitsgemeinschaft für Anthropologie IAG, Böttmingen BL) erwähnt als Auffälligkeit eine zweite, zusätzliche Wurzel bei beiden Eckzähnen des Unterkiefers. Eine Variante, die aber offenbar bei Skelettmaterial aus Graubünden des Öfteren vorkommen soll. Die

^{14}C -Analyse ergab eine Datierung ins späte 6. bis Mitte 7. Jahrhundert (ETH-109569: 1424 ± 23 BP). Zusammen mit einem 1980 in nächster Nähe entdeckten, aber 300 bis 400 Jahre jüngeren Skelett von der Flur hinter Gatisch liegen nun zwei mittelalterliche Gräber aus Peist vor. Deren räumliche Nähe sowie Altfunde weiterer Skelette (bislang ohne Datierung) lassen auf einen mittelalterlichen Friedhof in diesem Bereich schliessen.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden
Abb. 2: Kantonspolizei Graubünden

Bonaduz, Sera Curt – Islaweg

LK 1195, 2 749 855/1 186 602, 650 m ü. M.

Zeitstellung: Frühmittelalter **Anlass:** Neubau Einfamilienhaus **Dauer:** 18. Februar bis 11. März 2020 **Verantwortlich:** Christoph Baur **Text:** Christoph Baur

Von der Flur Sera Curt, einer am nordöstlichen Rand von Bonaduz gelegenen und das Tal des Hinterrheins überragenden Schotterterrasse, sind seit den späten 1960er-Jahren Siedlungs- und Grabbefunde spätantiker bis frühmittelalterlicher Zeitstellung bekannt. Nur gut 75 m nordwestlich davon konnten in den Jahren 1966–1971 auf dem Valbeuna-Hügel über 700 Körpergräber aus dem Zeitraum vom 4. bis ins 7. Jahrhundert freigelegt werden. Bei einer Notgrabung im Jahre 2015 stiess man auf einem leicht nach Süden zur heutigen Kantonsstrasse abfallenden Grundstück auf weitere, zum Gräberfeld gehörende Einzelbestattungen sowie Siedlungsreste der frühen und späten römischen Kaiserzeit.

Im Vorfeld der Neuerrichtung eines Einfamilienhauses auf dem Grundstück Nr. 120, unmittelbar südlich der Kantonsstrasse und direkt gegenüber der Grabungsfläche von 2015 gelegen, veranlasste daher der Archäologische Dienst Graubünden im Februar und März 2020 eine bauvorgreifende Notgrabung. Das Grundstück wies im Süden ein kleines Plateau auf, das nach Nordwesten zur Kantonsstrasse und nach Norden zum Hinterrhein abfällt. Es liegt mittig zwischen dem Valbeuna-Hügel und der Terrasse Sera Curt; von ersterem wird es durch die heutige Kantonsstrasse, von letzterer durch einen tief in die Terrasse eingeschnittenen Hohlweg (Islaweg) getrennt.

Nach Abtrag der Humusschicht zeichneten sich im anstehenden, sandigen Sediment

(Bonaduzer Schotter) insgesamt 74 Gruben ab, der Grossteil davon war auf das Plateau im Süden konzentriert **Abb. 1**. Neben einfachen Pfostensetzungen fanden sich vor allem mit Keilsteinen verfüllte Pfostenlöcher mit bis zu 0,4 m Durchmesser und seichte, gelegentlich mehrphasig verfüllte Gruben. Eine dieser Gruben diente als Feuerstelle. Aufgrund der relativ hohen Anzahl von Tierknochen dürften die anderen, sich teilweise schneidenden Gruben sekundär als Abfallgruben verwendet worden sein. Keine der Strukturen barg datierendes Fundmaterial, nur vereinzelt fanden sich Fragmente von Gefässen aus Lavez.

Zwei Befunde verdienen jedoch besondere Beachtung: Eine 1 m tiefe langovale (ca. 1 × 1,5 m) Grube war mit mehreren Lagen von Bruchsteinen und Brandschutt verfüllt. Die Brandrückstände bestanden ausnahmslos aus Astholz von Nadelbäumen. Die Grube war von mehreren Pfostenlöchern und -gruben umgeben. Eine Überdachung der als Arbeitsbereich gedeuteten Struktur lässt sich dadurch wahrscheinlich machen. Die ¹⁴C-Analyse eines Astes mit 35

Abb. 1: Bonaduz, Sera Curt. 2020. Frühmittelalterliche Siedlungsgruben und Pfostenlöcher während der Freilegung und Dokumentation. Blick gegen Norden.





Abb. 2: Bonaduz, Sera Curt. 2020. Grubenhaus mit Eingang von Norden (Pfeil). **1** den Eingang begleitende Trockenmauer; **2** rechteckiges Balkenloch (Türrahmen); **3** Reste einer Holzverschalung; **4** Fundament für Treppenstufen (Kalksteinplatten).

Jahrringen ergab eine Datierung zwischen 776 und 975 (BE-14773.1.1: 1153 ± 22 BP).

Am südöstlichen Plateaurand konnten die Reste eines Grubenhauses erfasst werden **Abb. 2**. Erhalten war nur der nordwestliche, mindestens 4 m lange, von mehreren grossen Pfostenlöchern begleitete nördliche Grubenrand. Der südliche Gebäudeteil ist durch den tief in das Plateau eingeschnittenen Islaweg zerstört worden. Zwei flach verlegte Kalksteinplatten, die als Treppe fungierten, markierten den Eingang. An den Treppenabgang schloss eine Trockenmauer mit rechteckiger Pfostenausnehmung für einen Türrahmen an. Im Bodenbereich der Grube erhalten gebliebene Holzreste lassen

vermuten, dass der Innenraum mit einer Holzverschalung ausgestattet war. Oberirdisch besass das Haus mit Lehm verstrichene Flecht- oder Fachwerkwände, davon zeugen einige verbrannte Hüttenlehmfragmente. Diese lagen zusammen mit Brandschutt in der Grubenverfüllung, was für eine Zerstörung des Hauses durch Brand hindeutet. Mit Ausnahme einiger Tierknochen und weniger Lavezfragmente fanden sich keine Reste der ursprünglichen Ausstattung in der Raumverfüllung.

Holzkohlestücke aus der Hinterfüllung der den Treppenabgang begleitenden Trockenmauer konnten mittels ^{14}C -Analyse in die Zeit zwischen 687 und 881 datiert werden (BE-15257.1.1: 1232 ± 23 BP). Somit ist ein *terminus post quem* für die Errichtung des Grubenhauses gegeben, die mutmasslich zum Haus gehörende Arbeitsgrube hingegen gibt einen *terminus ad quem* für die Nutzung des Siedlungsbereiches an. Die nahe beieinander liegenden Datierungen lassen eine relativ kurze Nutzungsdauer des Siedlungsbereiches im ausgehenden 9. oder 10. Jahrhundert vermuten. Nach Zerstörung bzw. Aufgabe des Gehöftes wurde das Areal bis heute nicht mehr überbaut und ausschliesslich zu landwirtschaftlichen Zwecken genutzt.

Literatur

- HILTY CAROLINE / EBNÖTHER CHRISTA / SEIFERT MATHIAS: Bonaduz Valbeuna und Bot Panadisch: Römische und vorrömische Funde. Archäologie Graubünden 3. Glarus / Chur 2018, 23–49.
- SCHNEIDER-SCHNEKENBURGER GURDRUN: Churrätien im Frühmittelalter. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 26. München 1980.
- SEIFERT MATHIAS: Bonaduz GR, Valbeuna. Jahrbuch Archäologie Schweiz 99, 2016, 220–221.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Breil / Brigels, Kistenpass

LK 1193, 2 721 719 / 1 187 439, 2580 m ü. M.

Zeitstellung: Eisenzeit **Anlass:** Zufallsfund
Funddatum: 8. August 2020 **Verantwortlich:** Hannes Flück **Text:** Hannes Flück

Im August 2020 fand Martin Beiser, Rankweil (A), bei einer Wanderung vom Kistenpass zum Panixerpass in der Cavorgia da Breil zwischen Geröll eine Fibel **Abb. 1**. Diese übergab er der Fachstelle für Denkmalpflege und Ortsbildschutz in Glarus. Nach Abklärung des genauen Fundortes, der wie sich herausstellte im Kanton Graubünden liegt, gelangte der Fund an den Archäologischen Dienst Graubünden. Bei der gut erhaltenen Fibel aus Bronze handelt es sich um eine Nauheimer Fibel mit gleichbreitem Bügel. Diese Fibel gilt als eigentlicher Leittyp der spätlatènezeitlichen Phasen D1 und D2a (ca. 120–50 v. Chr.). Der Bügel ist mit zwei randbegleitenden Rillen und einem mittigen, wellenförmigen Leiterband verziert, gegen den Fuss ist die verzierte Zone mit drei querlaufenden Rillen abgeschlossen (Typ METZLER 3 / STRIEWE A8.2s). Der grösste Teil des durchbrochenen Nadelhalters fehlt. Fibeln dieses spezifischen Typs sind von Böhmen über Mitteleuropa und die Schweiz bis nach Ost- und Südfrankreich verbreitet. Nach STRIEWE 1996 gehört das vorliegende Exemplar zur späteren Verzierungsgruppe, die in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. datiert. Nauheimer Fibeln sind im Kanton Graubünden von verschiedenen Fundstellen bekannt: aus Siedlungen etwa von Lantsch/Lenz, Bot da Loz; Castiel, Carschlingg; Riom-Parsonz, Sot Gassetta oder Trun, Grepault; aus Gräbern aus Cama, Gesa; aus Deponierungen, aus unsicher zu interpretierenden Befunden oder als Zufallsfunde von Stampa, Borgonovo; Mon, Crest'Ota; Scuol, Russonch und Untervaz, Kieswerk. Ob es sich beim Stück

aus dem Gebiet des Kistenpasses, dem Übergang von Breil/Brigels im Bündner Vorderrheintal nach Linthal im Kanton Glarus, um einen zufälligen Verlust bei einer Überquerung im 1. Jahrhundert v. Chr. oder um eine intentionelle Niederlegung handelt, ist nicht zu entscheiden. Auf jeden Fall unterstreicht der Neufund wie die vor wenigen Jahren entdeckten Funde vom Segnespass – ein republikanischer Denar und eine römische Armbrustscharnierfibel –, dass in prähistorischer Zeit auch heute weniger bedeutende Alpenpässe frequentiert wurden.

Literatur

- METZLER JEANNOT: Das treverische Oppidum auf dem Titelberg (G.-H.-Luxemburg); zur Kontinuität zwischen der spätkeltischen und der frühromischen Zeit in Nord-Gallien. Luxembourg 1995.
- STRIEWE KARIN: Studien zur Nauheimer Fibel und ähnlichen Formen der Spätlatènezeit. Internationale Archäologie 29. Leidorf 1996, 38–39; 119–123; 290.

Abbildungsnachweis**Abb. 1:** Archäologischer Dienst Graubünden**Abb. 1:** Breil / Brigels, Kistenpass. 2020. Nauheimerfibel aus Bronze. Mst. 1:1.

Breil / Brigels, Val Cuschina

LK 1213, 2 723 251/1 179 701, 926 m ü. M.

Zeitstellung: Bronzezeit **Anlass:** Zufallsfund 1972 **Verantwortlich:** Raphael Sele **Text:** Raphael Sele

Am 5. April 1972 entdeckten Kinder in einer Höhle Teile eines menschlichen Schädels, woraufhin die Kantonspolizei benachrichtigt wurde. Da es sich gemäss der Einschätzung eines hinzugezogenen Arztes um einen Kinderschädel handelte, der aufgrund seines Zustands «*schon seit vielen Jahren dort gelegen haben müsse*», wurden die Knochen dem Archäologischen Dienst Graubünden übergeben. Eine anschliessende Begehung der Höhle erbrachte neben diversen Tierknochen ein weiteres Fragment desselben menschlichen Schädels, wobei nicht festgestellt werden konnte, ob es sich noch *in situ* befand.

2019–2020 wurde die Fundstelle im Rahmen der Aktualisierung des Fundstellen-

inventars des Kantons Graubünden neu evaluiert **Abb. 1**. Der Fundkontext und die ursprüngliche Lage sind nicht mehr eindeutig zu rekonstruieren. Offenbar stammt der Schädel aus dem hinteren Bereich der Höhle, wo diese einen abfallenden und sich zunehmend verengenden Felsgang von wenigen Metern Länge bildet. Eine anthropologische Untersuchung im Dezember 2019 durch Viera Trancik Petitpierre (Interkantonale Arbeitsgemeinschaft für Anthropologie IAG, Bottmingen BL) zeigte, dass es sich um den sehr grazilen Schädel einer 30- bis 50-jährigen Frau handelt. Perimortale Verletzungen wurden nicht festgestellt. Die ¹⁴C-Datierung im März 2020 an der ETH Zürich erlaubt eine zeitliche Einordnung in die späte Frühbronzezeit beziehungsweise die Übergangsphase zur Mittelbronzezeit (1741–1545 v. Chr.; ETH-104361: 3369 ± 24 BP).

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 1: Breil / Brigels, Val Cuschina. 2020. Eingang zur Höhle, in der 1972 Teile eines weiblichen Schädels entdeckt worden waren. Blick gegen Süden.



Cama, Gesa, Parzelle 432

LK 1294, 2 733 346/1 125 713, 350 m ü. M.

Zeitstellung: Eisenzeit / Mittelalter / Neuzeit

Anlass: Neubau **Dauer:** 8. März; 26. August bis 9. Oktober 2019 **Verantwortlich:** Brida Pally **Text:** Brida Pally, Christoph Walser

Anlässlich des geplanten Neubaus eines Mehrfamilienhauses auf der Parzelle 432 in Cama fanden am 8. März 2019 im nördlichen Abschnitt des Baulandes geophysikalische Messungen statt.

Im Frühherbst 2019 führten Mitarbeitende des Archäologischen Dienstes Graubünden auf der Parzelle 432 Untersuchungen durch. Auf den Nachbarsparzellen 433 und 864 waren bereits 1915 und 1950 eisenzeitliche Gräber zum Vorschein gekommen **Abb. 1**.

Die Parzelle 432 befindet sich in Hanglage. Das Grundstück umfasst 926 m², davon wurden rund 80 m² im Jahr 2019 untersucht. Archäologische Strukturen belegen eine Nutzung des Geländes in der Eisenzeit und der Neuzeit. Aus beiden Zeitabschnitten stammten trocken geschichtete Terrassierungsmauern. Die vorgeschichtlichen werden als Standplatz für landwirtschaftliche Tätigkeiten gedeutet, die neuzeitlichen gehörten einem Rebberg an. Das Areal war in der Urgeschichte über zwei parallel zum Hang verlaufende Wege zugänglich. An die eisenzeitliche Terrasse grenzte zudem ein mit Steinplatten abgedecktes Körpergrab an **Abb. 2**.

Gemäss der Befundsituation berücksichtigt das Grab den Mauerwinkel der ältereisenzeitlichen Terrassierung, d. h. die Mauer war zum Zeitpunkt der Bestattung der Frau noch sichtbar. Dies lässt den Schluss zu, dass der zeitliche Abstand zwischen der Aufgabe der Siedlung und der Grablegung nicht sehr



gross gewesen sein kann. Die Durchsicht der Gefässkeramik ergab für die Terrassen die Datierung am Übergang von der älteren zur jüngeren Eisenzeit (5. Jahrhundert v. Chr.; Stufe Tessin C/D).

Das Grab ist anhand der Beigaben an den Beginn der jüngeren Eisenzeit datiert (4. Jahrhundert v. Chr.; Stufe Latène B1) **Abb. 3**. Vom Skelett der bestatteten Person sind aufgrund des sauren Bodenmilieus keine Knochen erhalten. Die Ohrringe mit Bernsteinperlen und die beiden Sanguisuga-fibeln aus Bronze weisen sie aber zweifelsfrei als Frau aus. Als weitere Bestandteile der Tracht ist eine eiserne Latènefibel zu erwähnen. An Gefässen standen eine Flasche, ein Becher und eine Henkeltasse aus Keramik im Grab. Holzreste lassen zudem einen weiteren Becher aus diesem Material vermuten.

Bei der mikroskopischen Untersuchung der Metallfunde konnten von Antoinette Rast-Eicher (ArcheoTex, Ernen VS) durch

Abb. 1: Cama, Gesa, Parzelle 432. 2019. Luftbild. Der Ausgrabungsplatz auf der Parzelle 432 ist rot markiert. Die Pfeile kennzeichnen die Standorte der früheren Grabfunde. Blick gegen Norden.



Abb. 2: Cama, Gesa, Parzelle 432. 2019. Das eisenzeitliche Grab 1 des 4. Jahrhunderts v. Chr. stösst an die im 5. Jahrhundert v. Chr. erbaute Terrassenmauer 2. Blick gegen Westen.

Oxidationsprozesse konservierte Partikel von Leder/Fell, von Geweben aus Wolle und von einer aus Hanf oder Lein hergestellten Schnur dokumentiert werden. Der Bernstein für die Perlen der Ohrringe ist nach der Bestimmung durch Katharina Schmidt-Ott vom Schweizerischen Nationalmuseum im Baltikum gewonnen worden. Die Verarbeitung zu den Perlen dürfte im oberitalienischen Raum erfolgt sein.

Literatur

- NAGY PATRICK: Castaneda GR. Die Eisenzeit im Misox. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 218. Bonn 2012.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Archäologischer Dienst Graubünden



Abb. 3: Cama, Gesa, Parzelle 432. 2019. Die Beigaben des Frauengrabes: die Gefässe (Becher, Henkeltasse, Flasche) und das Schmuckensemble, bestehend aus einer Eisenfibel, zwei Sanguisugafibeln aus Bronze mit Körbchenanhängern und Gehängekette sowie zwei bronzenen Ohrringen mit Bernsteinperlen (1. Hälfte 4. Jahrhundert v. Chr.).

Cazis. Cazis, Caschneras

LK 1215, 2 752 273/1 175 974, 673 m ü. M.

Zeitstellung: Frühe Neuzeit **Anlass:** Zufallsfund um 1975 **Verantwortlich:** Silvester Nauli **Text:** Hannes Flück

1975 übergab eine Privatperson aus Cazis, Caschneras dem Archäologischen Dienst Graubünden das Fragment einer Statuette aus Ton, die sie zusammen mit Gefässscherben in ihrem Garten gefunden hatte **Abb. 1**. Im Zuge der Überarbeitung des Fundstelleninventars (Seiten 179–193) erfolgte die eingehende Begutachtung in Bezug auf Alter und Herkunft der Figur. Dargestellt ist eine Frau mit Haube, von der ein Stoffband über ihre rechte Schulter fällt. Ihre Hände liegen übereinander gelegt in ihrem Schoss. Die Ärmel sind am Oberarm enganliegend, an den Unterarmen sind sie deutlich weiter. Der Rock ist vermutlich plissiert, aufgrund der fehlenden unteren Hälfte der Figur ist dies allerdings nicht mehr sicher zu entscheiden. Auch die Art des Ausschnitts des Kleides ist wegen des flauen Reliefs nicht zu bestimmen. Im Bruch zeigt sich das für diese Art Figuren typische Loch, zur Verhinderung der Bildung von Rissen in der Tonmasse beim Trocknen und während des Brandes.

Anhand stilistischer Vergleiche, der Machart und der Tonqualität dürfte die Figur um 1500 in Augsburg (D) oder der dortigen Umgebung hergestellt worden sein. Ähnliche aber qualitativ schlechtere Figuren wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in Zug und Winterthur ZH hergestellt. Den Datierungsansatz um 1500 legt auch der Vergleich mit dem 1490 von Albrecht Dürer dem Jüngeren (1471–1528) gemalten Portrait seiner Mutter Barbara Dürer mit weitgehend identischer Haube und Kleidung nahe



Abb. 1: Cazis, Caschneras. Um 1975. Vorder- und Rückseite der Statuette aus Ton. Ende 15./frühes 16. Jahrhundert. Mst. 1:1.

Abb. 2. Gegen eine Datierung nach dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts spricht, dass keine der Tonstatuetten aus dem Massenfund am Kitzenmarkt 11 in Augsburg, abgelagert um die Mitte des 16. Jahrhunderts, eine solche Haube trägt. Alle sind der neuen Mode folgend bereits mit einem Béret dargestellt. Solche Tonfiguren – bekannt sind neben Frauenfiguren auch Reiter/Ritter, Narren, Jesusfiguren und Tierdarstellungen – wurden in zweischaligen Formen als Massenprodukte hergestellt. Ähnliche Figuren sind aus dem ganzen süddeutschen und nordschweizerischen Raum bekannt; der geografisch nächste Fundort liegt auf dem Kirchhügel von Bendern (FL), die dortigen Funde datieren allerdings etwas jünger.

In Graubünden sind bisher aus dem Hotel «Krone» in Grüşch zwei Tonstatuetten be-

kannt, welche aber qualitativ nicht an das vorliegende Stück heranreichen. Solche Figuren dienten wohl einerseits als Nippes, also als reine Ziergegenstände. Gerade die Frauenfiguren, immer in neuester Mode gekleidet, waren zudem lange vor der Barbie-Puppe beliebtes Spielzeug für die Kinder. Wie diese Statuette aus der Region Augsburg an den Heinzenberg gelangte, ist unbekannt. Denkbar wäre etwa eine Verbindung zum Kloster St. Peter und Paul in Cazis. Unter den Augustinerinnen, welche bis 1570 im Kloster lebten, waren auch adlige Frauen aus dem süddeutschen Raum. Vielleicht hatte eine von ihnen diese Statuette als Andenken an ihre Kindheit ins Kloster mitgenommen. Irgendwann zerbrach sie und landete im Abfall, der schliesslich ausserhalb von Cazis entsorgt wurde.

Michaela Hermann, Augsburg (D), und Andreas Heege, Zug, danken wir für Auskünfte und Literaturhinweise.



Abb. 2: Albrecht Dürer der Jüngere: Portrait der Mutter Barbara Dürer, geb. Holper (1452–1514). Um 1490, Malerei auf Tannenholz (35,8 × 47 cm).

Literatur

- BLÖCHLINGER LEA: Das Dominikanerinnenkloster Cazis. Vorgeschichte des ältesten Klosters im Bündnerland (700–1647). Professliste des Dominikanerinnenklosters (1647–1978). Cazis 1980.
- FRASCOLI LOTTI: Keramikentwicklung im Gebiet der Stadt Winterthur vom 14.–20. Jahrhundert: Ein erster Überblick. Berichte der Kantonsarchäologie Zürich 18, 2004, 127–218.
- GREDIG ARTHUR: Grüşch, Hotel Krone 1989. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 371–377.
- HEEGE ANDREAS: Die Ausgrabungen auf dem Kirchhügel von Bendern, Gemeinde Gamprin, Fürstentum Liechtenstein. Bände 2/3: Die Geschirrkemik vom 12. bis 20. Jahrhundert. Vaduz 2016.
- HERMANN MICHAELA: Neues von den Augsburger «Bilderbäckern». Knasterkopf 2004, 3–20.
- HERMANN MICHAELA: Augsburger Bilderbäcker. Tonfigürchen des späten Mittelalters und der Renaissance. Augsburgs Museumschriften 6. Augsburg 1995.
- MARTIN FRANZ: Beiträge zur Geschichte Erzbischof Wolf Dietrichs von Raitenau. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 51, 1911, 209–336.
- ROTHKEGEL RÜDIGER: Mittelalterliche und neuzeitliche Tonstatuetten aus dem Kanton Zug. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 63, 2006, 141–198.
- TAUSENDFREUND HEIKE: Auf der Burg vergessen... Untersuchung der archäologischen Funde von der Burgruine Altbodman. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und Umgebung 124, 2006, 67–91.
- ZANDER-SEIDEL JUTTA: Das erbar gepent. Zur ständischen Kleidung in Nürnberg im 15. und 16. Jahrhundert. Waffen- und Kostümkunde 27, 1985, 119–140.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 2: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg (D), Inv. Nr. Gm 1160

Chur, Bischöfliches Schloss

LK 1195, 2 759 898/1 190 692, 623 m ü. M.

Zeitstellung: Spätbronzezeit/Römische Epoche/Mittelalter/Neuzeit **Anlass:** Bischöfliches Schloss Etappe 3 **Dauer:** 3. April bis 15. Dezember 2017; 23. Mai bis 29. Oktober 2018; 29./30. Januar und 18. März bis 2. April 2019 **Verantwortlich:** Brida Pally **Text:** Brida Pally, Christoph Walser

Seit dem Jahr 2012 wird das Bischöfliche Schloss in Chur schrittweise saniert. Geplant ist die Gesamtanierung in sechs Etappen. In den Jahren 2012/2013 wurden im östlichen Vorgelände des Schlosses die Tiefgarage und unterirdisch liegende Archivräume erstellt. 2014 wurde der Osttrakt

einer Modernisierung unterzogen. Im Jahr 2017 fiel der Startschuss für den Bau des Domschatzmuseums. Unmittelbar südlich des Südtraktes war für das Museum ein Erschliessungstrakt mit Treppenabgang, Liftschacht und WC-Infrastruktur geplant. Seit dem frühen 20. Jahrhundert wurde das vom Neubau betroffene Gelände als Garten genutzt. Die darauf durchgeführte Ausgrabung dauerte rund 9 Monate.

Im Zuge dieser Untersuchungen wurden (bauliche) Strukturen und Befunde freigelegt und Funde geborgen, welche die Zeitspanne vom 19. Jahrhundert bis in die frühe Spätbronzezeit (11. Jahrhundert v. Chr.) abdecken. Spuren aus der Eisenzeit konnten keine dokumentiert werden.

Abb. 1: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 3. Übersichtsplan zu den in den Jahren 2017–2019 archäologisch untersuchten Flächen. Mst: 1:300.

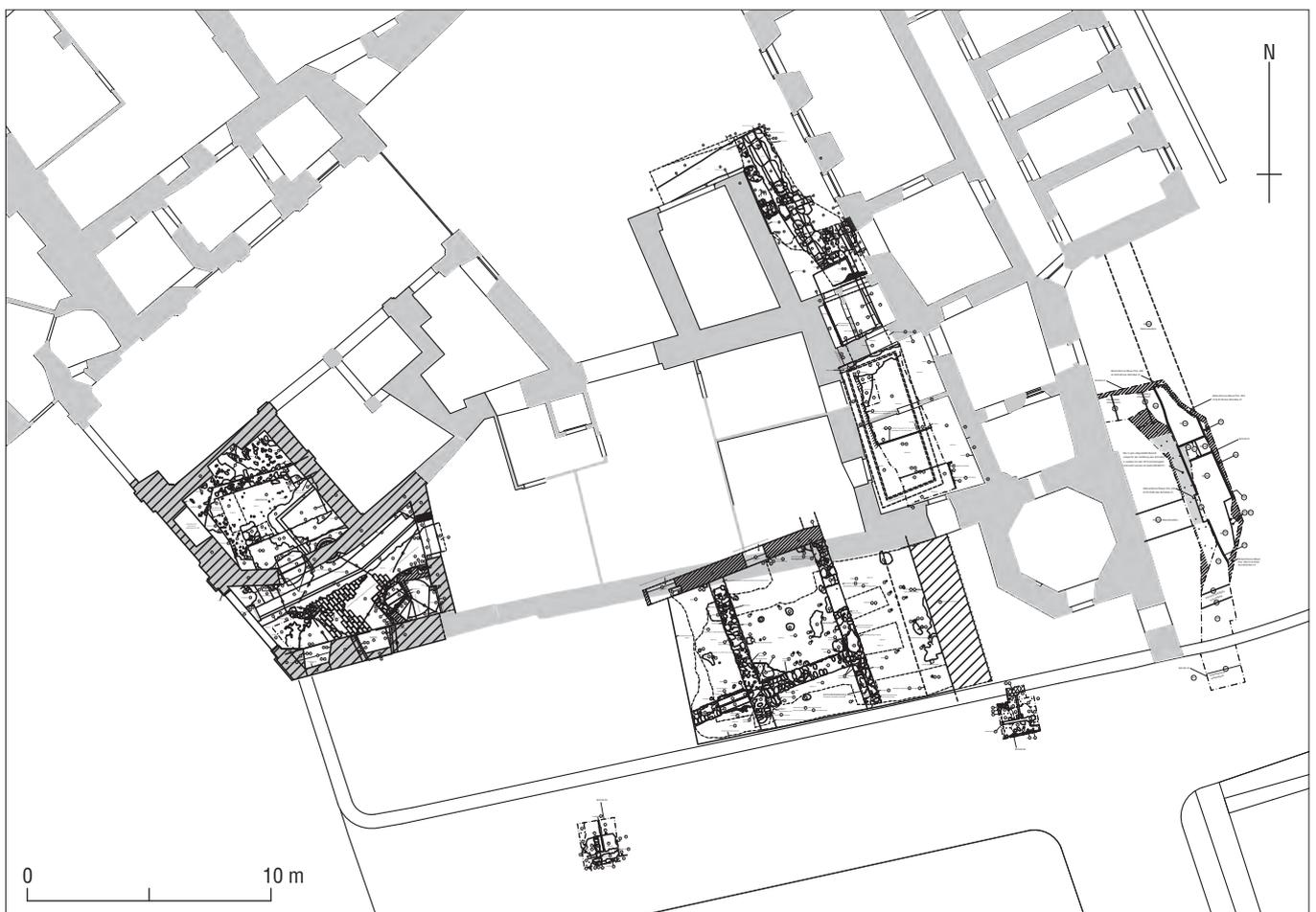


Abb. 2: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 3. 2017. Abgang Domschatzmuseum. Die römische Kastellmauer **1** und das davor liegende Gebäude **2**. Blick gegen Osten.

Der untersuchte Grabungsbereich war im Osten von der nachträglich ausgebauten römischen Kastellwehrmauer begrenzt, im Norden vom Südtrakt des Bischöflichen Schlosses und im Süden von der Zufahrtsstrasse auf den Hofplatz **Abb. 1**. Auf einer Fläche von 60 m² wurde ab der aktuellen Oberfläche ein 5,50 m mächtiges Kulturschichtenpaket abgebaut. Zudem tiefte die Baugrube weitere 2 m in geologische Schichten ein, welche sich über dem anstehenden Felsen über Jahrtausende abgelagert hatten.



Bei den ältesten freigelegten Strukturen handelte es sich um eine Pfosten- und eine Steinsetzung. Sie liessen sich anhand des keramischen Fundgutes in die frühe Spätbronzezeit datieren.

Ein unmittelbar an die Westseite der Kastellmauer angebautes Gebäude datiert in römische Zeit **Abb. 2**. Es wies mindestens fünf Räume auf und war mit Mörtelgussböden und verputzten Wänden ausgestattet. Auch die Erschliessungen zu den jeweiligen Räumen wurden gefasst. Welcher Beschäftigung die Menschen im Haus nachgegangen waren, bleibt offen, da weder eine Herdstelle noch eine Bodenheizung nachgewiesen werden konnten. Aufgrund eines Brandes nahm das Gebäude zu einem späteren Zeitpunkt beträchtlichen Schaden. Bislang war das römische Kastell auf dem Hofhügel in Chur nur archäologisch datiert, seine absolute Datierung erfolgte im Zuge der Ausgrabung. Eine verkohlte, hölzerne Schwelle wurde mittels ¹⁴C-Daten (ETH-84198: 1805 ± 21 BP; ETH-84199: 1810 ± 21 BP; ETH-87399: 1828 ± 22 BP) in die Mitte des 3. Jahrhunderts datiert. In die gleiche Zeit fällt auch der Bau der östlichen Umfassungsmauer des römischen Kastells, denn das römische Gebäude setzte den Bestand der Kastellmauer voraus. Im Anschluss an das Brandereignis wurde in den Räumen temporär eine Pfostenkonstruktion aus Holz errichtet. Dies bezeugten etliche sekundär eingebrachte Pfostenlöcher in den Mörtelgussböden. Aus der Verfüllung eines Pfostenlochs stammten sechs Fundmünzen (Börse), die die Pfostenkonstruktion in die 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts datieren. Nach Aufgabe der Pfostenkonstruktion wurde das Gebäude umgebaut und umgenutzt. Dazu sind drei Ausbauphasen identifiziert. Das Gebäude ging gemäss derzeitigem Auswertungsstand im Zeitraum zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert ab.



Nach dem Auftrag einer bis zu 2 m mächtigen Bauschuttplanie wurde am selben Ort wieder ein mit einem Mörtelgussboden ausgestatteter Steinbau errichtet. Die Kastellmauer erfuhr einen Teilabbruch. Von der darauffolgenden Überbauung der Abbruchkronen zeugte ein in der Mauer vorgefundener Schacht (Abort).

Vermutlich ins 13./14. Jahrhundert datiert die nächste Bauphase. Der Bauplatz wurde erneut aufgeschüttet, dieses Mal betrug die Schichtstärke 1 m. Nördlich eines wahrscheinlich wirtschaftlich genutzten Steinbaus schloss ein überdachter Holzbau an. Im Bereich vor dem Haus blieben eine grosse Anzahl an Tierknochen und Holzkohleabfällen erhalten. Gleichzeitig mit dem Bau des Wirtschaftsgebäudes wurde auf der ehemaligen römischen Umfassungs-

mauer ein Mauerzug erstellt. Er gehörte möglicherweise zu einem Turm, welcher im Süden des Südtraktes auf dem Knillenburger Prospekt (um 1640) bezeugt ist.

Nach dem Abbruch des Wirtschaftsgebäudes wurde im ausgehenden 15. Jahrhundert der neue, bestehende Südtrakt des Bischöflichen Schlosses erbaut. Die südliche Schlossmauer grenzte im Osten an den umgestalteten Bereich der ehemaligen Kastellmauer und gliederte diesen ein.

Im Areal südlich des Schlosses wurde wiederum ein wohl als Werkstatt zu deutender, aus mehreren Räumen bestehender Bau aufgerichtet. Eine dieser wirtschaftlich genutzten Räumlichkeiten war mit einer Feuerstelle und einer Arbeitsgrube ausgestattet. Die Grube wurde vor dem Abbruch

Abb. 3: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 3. 2018 Der südwestliche Erdgeschossraum des Schlosses während der bauarchäologischen Untersuchung. Das Raumgefüge erhielt seine Gestalt in spätbarocker Zeit, die spätgotischen Bauelemente wurden damals nach Möglichkeit eingebunden. Blick gegen Westen.

des Gebäudes im 19. Jahrhundert aufgehoben und verfüllt. Aus der Verfüllung wurden Fragmente von Gusstiegeln, Zainenden, Schrötlinge sowie Münzen geborgen. 1859 wurde an der Südmauer des Schlosses ein eingeschossiger Bau errichtet. Von diesem wurden 5 Räume angeschnitten. Das Gebäude wurde Anfang des 20. Jahrhunderts abgebrochen und das Gelände in eine Gartenanlage umgewandelt. In den 1960er-Jahren liess der Architekt Walther Sulser um den Garten neue Mauern erstellen und Leitungen für das Dachwasser verlegen. Zudem wurde im Kellergeschoss des Südtraktes zur Belüftung eine Öffnung ins Mauerwerk gebrochen, welche in den Schlossgarten führte.

Nach Abschluss der Ausgrabungen im Südgarten im Dezember 2017 konnten 2018 die für die Errichtung des Domschatzmuseums notwendigen Abbrüche im Keller- und Erdgeschoss des Schlosssüdtraktes baubegleitend dokumentiert werden.

Der Einbau neuer Zu- und Abluftleitungen im Kellergeschoss (ehemaliger Weinkeller) machte jedoch auch umfangreichere Bodeneingriffe respektive archäologische Untersuchungen im Innenhof des Schlosses notwendig **Abb. 1**. In den angrenzenden Räumlichkeiten, in denen die Lüftungstechnik untergebracht wurde, waren ebenfalls Grabungsarbeiten durchzuführen **Abb. 1**. Prähistorische Strukturen wurden keine aufgedeckt. Die römische Kastellmauer liess sich weiter in Richtung Norden verfolgen. Zudem wurde ein in das Mauerwerk eingebundener Kastellturm mit einem annähernd quadratischen Innenraum von 23 m² Fläche angeschnitten. Die östliche Turmschale trat einst über 4 Meter aus der äusseren Flucht des Kastells heraus. Gegen die Innenseite wies dieser Turm hingegen lediglich einen Vorsprung von 1,20 m auf.

Die mittelalterlichen Mauern wurden, wo möglich, in die spätgotischen Ausbauten eingegliedert. Aus beiden Epochen fehlen aufgrund nachträglich erstellter, tief in den Boden gesetzter Ökonomiebauten sowie der nahezu vollständigen Auskernung des Südtraktes in den 1960er-Jahren entsprechende Benutzungsniveaus.

Die (bau-) archäologischen Untersuchungen fanden im Jahr 2019 ihren Abschluss. Die archäologischen Massnahmen konzentrierten sich im dritten und letzten Jahr der 3. Etappe auf den geplanten Empfangsbereich des geplanten Domschatzmuseums **Abb. 1; Abb. 3** und auf einen vorgezogenen Umbau eines im 1. Obergeschoss liegenden Raumes im Südtrakt **Abb. 4**. Die Sanierung des Raumes wurde aufgrund einer Projektänderung in die 3. Etappe des Bischöflichen Schlosses eingebunden. Ausserhalb der Bauten erfolgte die Begleitung von Stilllegungs- und Sanierungsarbeiten an Leitungen, welche in Zusammenhang mit den Baumassnahmen des Museums standen.

Die im Jahr 2019 dokumentierten Befunde im Südtrakt gehören der spätgotischen und spätbarocken Bauphase an. Für die oben angesprochene Projektänderung war eine steinerne Säule aus der Bauzeit des Südflügels, die im geplanten Empfangsbereich des Museums zwischen zwei Räumen in einer Trennwand eingebunden war, verantwortlich. Die geschichtsträchtige Säule sollte den Museumsbesuchenden gezeigt werden. Zudem war der damit verbundene Platzgewinn im Empfangsbereich willkommen. Aus statischen Gründen wurde der Boden über der Decke des Museumseingangs geöffnet und das Gewölbe von oben her freigelegt **Abb. 4**. Die statische Sicherung sah einen Teilabbruch der spätbarocken Deckenpartie und die Ergänzung des spätgotischen Gewölbes vor.



Abb. 4: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Etappe 3, 2019. Im Raum über dem Museumseingang wurde das barocke Gewölbe freigelegt. Die Fototafel liegt auf dem gegen den Hofplatz abgebrochenen, spätgotischen Kreuzgewölbe. Daran schliesst im Westen das barocke Tonnengewölbe an. Blick gegen Westen.

Die Leitungsgräben in der Zufahrtstrasse auf den Hofplatz deckten neben neuzeitlichen Gebäuderesten wiederum Ausschnitte der römischen, östlichen Umfassungsmauer auf. Im Leitungsgraben im Weiherhausgarten, nahe der Schlossostfassade, wurde die Westmauer des ehemaligen Schlossweihers angeschnitten. Der Teich, welcher Anfang des 16. Jahrhunderts im östlichen Vorge-lände des Bischöflichen Schlosses errichtet worden war und das Löschwasser für die Hofbevölkerung sicherstellte, bestand während rund 350 Jahren. Die Baugeschichte des Schlossweihers war bereits in den Jahren 2012/2013 dokumentiert worden, während der 1. Etappe der Schlosssanierung (Neubau Tiefgarage und Archivräume).

Das Domschatzmuseum im Südflügel des Bischöflichen Schlosses öffnete Ende Au-

gust 2020 seine Tore. Es besteht aus zwei Ausstellungsteilen, welche über das im Südgarten errichtete Treppenhaus erschlossen sind. Die Schatzkammer mit den Objekten des Domschatzes ist im Erdgeschoss zugänglich, die Todesbilder von 1543 stehen im Kellergeschoss.

Literatur

- GAIRHOS SEBASTIAN: Archäologische Untersuchungen zur spätrömischen Zeit in Curia / Chur. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 83, 2000, 95–147.
- Jahrbuch Archäologie Schweiz 96, 2013, 248–249; 97, 2014, 252; 101, 2018, 204.
- Jahrbuch Archäologie Schweiz 104, 2021, 208–209.
- PALLY BRIDA/SEIFERT MATHIAS: Chur, Hof, Bischöfliches Schloss, Südgarten. Archäologie Graubünden 2, Glarus / Chur 2015, 183–184.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–4: Archäologischer Dienst Graubünden

Chur, Karlihofplatz

LK 1195, 2 759 764/190 861, 594 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter/Neuzeit **Anlass:** Werkleitungssanierung **Dauer:** Oktober bis Dezember 2020 **Verantwortlich:** Christoph Baur **Text:** Esther Scheiber

Die Sanierung der Werkleitungen im Süden des heutigen Karlihofplatzes (direkt vor den Häusern Nr. 3 und 5 gelegen) machte eine begleitende archäologische Untersuchung notwendig **Abb. 1**, insbesondere da am Westrand des Karlihofplatzes laut dem so genannten Knillenburger Prospekt (einem um 1640 entstandenen Ölgemälde) noch

im 17. Jahrhundert eine komplette Häuserzeile stand, die spätestens im frühen 18. Jahrhundert abgegangen sein dürfte. Der Bodeneingriff konzentrierte sich im Wesentlichen auf einen 1,6 m breiten und in Ost-West Richtung 37 m langen Streifen zur Neuerrichtung der Kanalisationsleitung. Zu Beginn der Arbeiten konnte auf der gesamten Länge des ausgehobenen Abschnittes flächig gegraben werden. Mit Fortschreiten der Baumassnahmen und aus sicherheitstechnischen sowie zeitlichen Gründen konzentrierte man sich in weiterer Folge auf die Dokumentation des Nord-Profils des Grabens.

Abb. 1: Chur, Karlihofplatz. 2020. Freilegung der archäologischen Befunde im Zuge der Werkleitungssanierungsarbeiten. Blick gegen Nordosten.





Bereits 2012 wurden vor der Einbringung von zwei Moloks (Unterflurbehälter; diese liegen nur knapp 3 m nördlich des Werkleitungsgrabens) Mauerzüge freigelegt. Aussenniveaus zu den Mauern konnten aufgrund jüngerer Störungen damals keine mehr gefasst werden.

Während der anfänglichen Flächengrabung im Herbst 2020 konnten die baulichen Reste von mindestens drei Gebäuden dokumentiert werden. Darüber hinaus wurde eine halbbrunde Ost-West orientierte Mauerstruktur erfasst, die den Südabschluss der im 1823 von Stadtvermesser Peter Hemmi erstellten Stadtplan Chur verzeichneten barocken Gartenanlage des Regierungsgebäudes (Neues Gebäu / Graues Haus) bildet **Abb. 2**. Im östlichen Abschnitt des Grabens wurde die parallel zum Leitungsgraben verlaufende Südmauer des bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts noch erhaltenen Polizeigebäudes dokumentiert. Die Westmauer dieses Gebäudes konnte bereits 2012 in Teilen ergraben werden.

Von der ehemaligen Bebauung am Westrand des Platzes konnte ein in den anstehenden Schotter eingetiefter Kellerraum gefasst werden. Es fanden sich Anzeichen, dass der Kellerboden im Laufe seiner Nutzung abgesenkt und die Aussenmauern unterfangen worden waren. Ein Bauvorgang, der bei einer Vielzahl von Häusern im mittelalterlichen Stadtkern von Chur zu beobachten ist. In der letzten Nutzungsphase war der Kellerraum verputzt und mit einem Mörtelboden ausgestattet. Der Kellerraum

war bis zur Abrisskante der West- und Ostmauer ca. 1,5 m hoch mit Brand- und Bauschutt verfüllt. Dies spricht für eine Zerstörung und den anschliessenden Abtrag der Häuserzeile in Folge eines Schadensfeuers. Aufgrund der späteren Eingriffe sind zu den mittelalterlichen Gebäuderesten keine Aussenniveaus zu fassen gewesen. Der Brandschutt am Kellerboden konnte anhand von ¹⁴C-Daten in das 13./14. Jahrhundert datiert werden (BE 14779.1.1: 718 ± 22 BP).

Nebst diesen Befunden wurden auch zwei Pfostensetzungen ergraben, welche als stratigrafisch älteste Strukturen anzusprechen sind und in die anstehenden Schotterablagerungen der Plessur eintiefen. Es ist davon auszugehen, dass die beiden Strukturen zeitgleich entstanden. Die Verfüllung der Pfostengruben datiert in das 8./9. Jahrhundert (BE-14778.1.1: 1226 ± 22 BP). Das Ausgangsniveau dieser Strukturen konnte nicht mehr bestimmt werden. Der Bereich dürfte spätestens durch den Einbau des aktuellen Strassenkoffers gestört worden sein. Tiefer liegende, natürliche Schotter-, Lehm- und Sandstraten belegen ferner mehrfache, ältere Hochwasserereignisse.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 2: Chur, Karlihofplatz. 2020. Rest der barocken bogenförmigen Gartenmauer des Regierungsgebäudes (Neues Gebäu / Graues Haus).

Chur, Martinsplatz

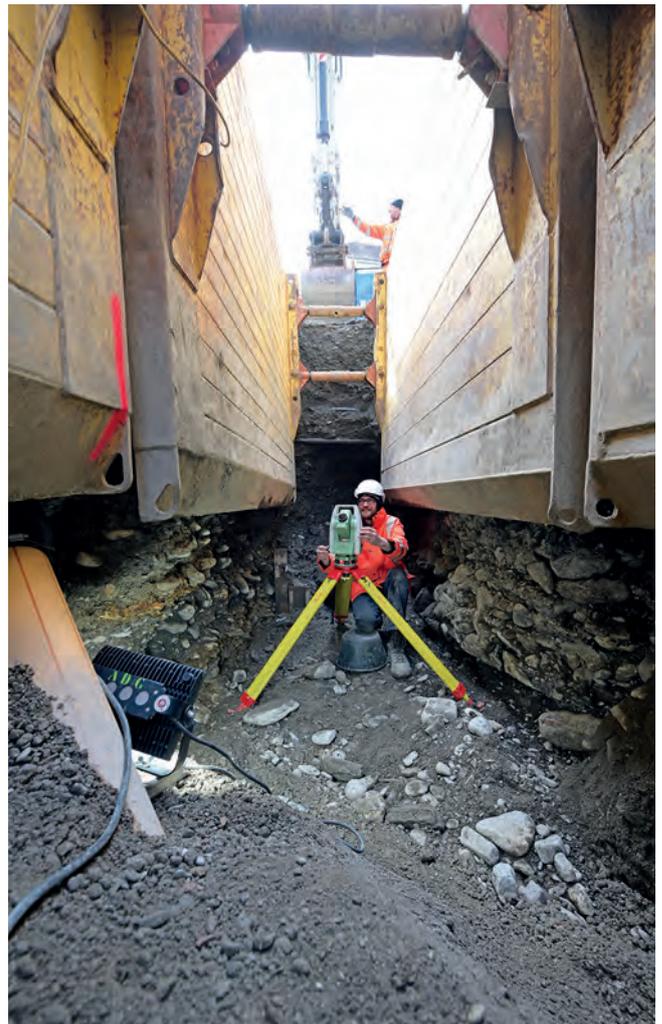
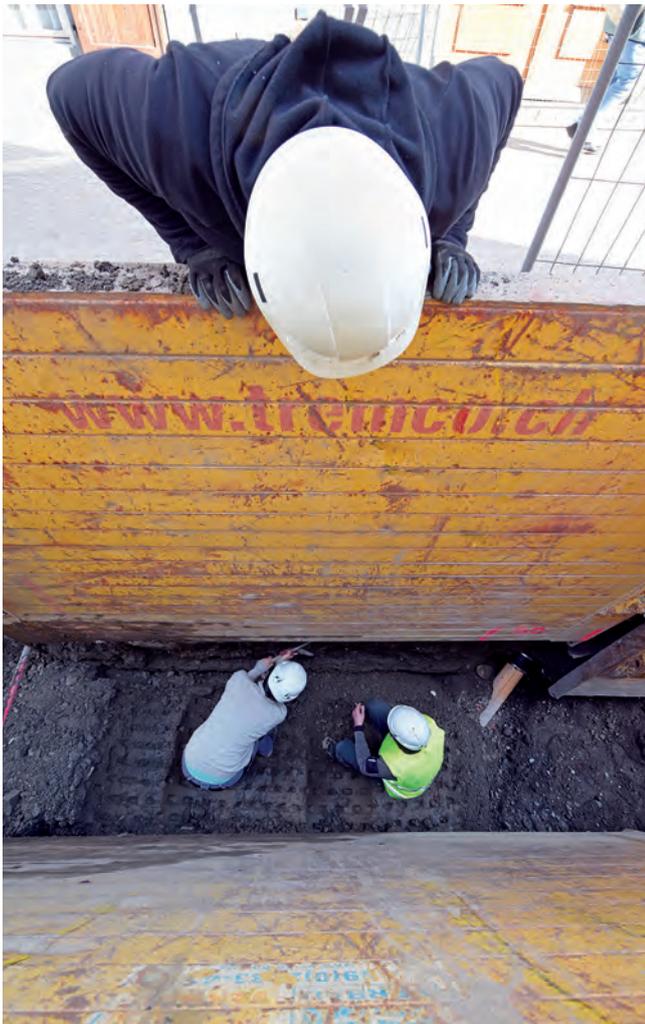
LK 1195, 2 759 685/1 190 697, 598 m ü. M.

Zeitstellung: Spätantike bis Mittelalter **Anlass:** Leitungsbauten (Sanierung Kanalisation/Fernwärme) **Dauer:** März 2020 bis April 2021 (drei Etappen à 2,5 Monate) **Verantwortlich:** Christoph Baur **Text:** Christoph Baur

Im Rahmen des Projektes IBC Wärmeverbund Arcas wurde im Bereich des Martinsplatzes in der Churer Altstadt von März 2020 bis Mai 2021 das Wärmenetz Arcas erneuert und die aus den Jahren 1906/1907 stammende Abwasserleitung ersetzt.

In den letzten vier Jahrzehnten begleitete der Archäologische Dienst Graubünden diverse Infrastruktur- und Renovierungsarbeiten in weiten Teilen der Innenstadt, sodass heute fundierte Kenntnisse zur hoch- und spätmittelalterlichen Entwicklung verschiedener Quartiere in der Churer Altstadt bestehen. Insbesondere die Sanierung der über 100 Jahre alten, in einer Tiefe von durchschnittlich 3,5–4,0 m verlegten Abwasserleitung bot nun die Chance zeitlich tiefere Einblicke in die Stadtentwicklung zu gewinnen und die Erkenntnisse zur Genese einzelner Quartiere zu einem Gesamtbild zu verbinden **Abb. 1.**

Abb. 1: Chur, Martinsplatz. 2020/2021. Arbeitssituation in den Kanalgräben.



Die Kanalgrabungsarbeiten beschränkten sich vornehmlich auf die bestehenden Leitungsgräben weshalb sich die archäologischen Arbeiten auf die Dokumentation der bis zu 4,5 m hohen Profile konzentrierten. Diese lieferten sowohl auf dem Martinsplatz als auch in der Raben- und Reichsgasse neue Erkenntnisse zur frühmittelalterlichen Bebauung und Nutzung des Areals.

Westlich der Kirche St. Martin konnten unter der bis zu 1,5 m hohen Schwemmschicht eines Plessurhochwassers aus dem 11. Jahrhundert mehrere Gräber dokumentiert werden, von denen eines in die Zeit zwischen 695–884 datiert (ETH-107383, 1223 ± 22 BP). Dies belegt, dass bereits im frühen Mittelalter westlich der Kirche ein Friedhof angelegt war. Dieser war im Süden auf Höhe der heutigen Bebauung beim Bärenloch begrenzt, im Westen scheint er sich auf die Verlängerung der Reichsgasse zu beschränken, jedenfalls liessen sich im Bereich des Martinsplatzes keine Bestattungen mehr feststellen. Die Nordgrenze des frühmittelalterlichen Friedhofs konnte nunmehr in der Verlängerung der Comandergasse lokalisiert werden. Hier fand sich unter dem Weisswasserkanal der Reichsgasse aus dem frühen 19. Jahrhundert ein gemauerter Grabbau mit Mörtelstrich und verputzten Innenwänden, der die Reste von zwei Bestattungen barg **Abb. 2**. Es handelt sich dabei um die stratigrafisch älteste bekannte Grablage, die ^{14}C -Messung an einem Skelett ergab überraschenderweise eine spätantike Datierung im Zeitbereich 433–571 (BE-16556.1.1: 1555 ± 21 BP).

Die spätantiken bis frühmittelalterlichen Gräber waren in eine Abfolge mehrerer schottriger, durch dünne Lehmblätter voneinander getrennter Schwemmschichten eingetieft. Vereinzelt, darin eingeschlosse-



ne Ziegelfragmente und Holzkohle deuten auf menschliche Aktivitäten im Nahbereich hin. Die oberste dieser Schichten datiert in die Zeit zwischen 138–329 (ETH-107378: 1786 ± 22 BP) und somit in die späte römische Kaiserzeit bzw. Spätantike.

Im Kanalgraben am Südrand des Martinsplatzes, in Richtung Obere Gasse, konnte eine Folge von vier frühmittelalterlichen Nutzungsniveaus festgestellt werden. Es handelt sich dabei um stark verdichtete, grün verfärbte Schotterbänder, die jeweils durch dünne, lehmig-humose Schichten voneinander getrennt sind. Bei diesen Schichten dürfte es sich um begangene, kontinuierlich aufgehöhte und genutzte Aussenniveaus handeln, wahrscheinlich um eine Strasse oder einen Platz.

Die Entstehung dieser Schichten ging mit einer Niveauanhebung und Planierung eines ehemaligen Bachlaufes unterhalb des heute kanalisierten Mühlbaches einher. Sowohl die Planierschicht, als auch das erste, darauf liegende Nutzungsniveau datieren in den Zeitraum 663–771 (ETH-107385: 1299 ± 22 BP; ETH-107387: 1273

Abb. 2: Chur, Martinsplatz. 2021. Gemauerter Grabbau am Nordrand des frühmittelalterlichen Friedhofsbereichs. Blick gegen Westen.

±22 BP). Eine Probe aus der Nutzungsschicht zum zweiten Aussenniveau datiert bereits in die Zeit zwischen 885–985 (ETH-107386: 1120 ± 22 BP).

Im Bereich der Rabengasse gelang es unterhalb eines schotterigen Strassen- oder Platzniveaus aus der Zeit zwischen 1026–1155 (ETH-107380: 947 ± 24 BP) eine rund 0,8 m in den Untergrund eingetiefte, im Profil mindestens 3 m lange Grube nachzuweisen. In einem zugehörigen Pfostenloch fanden sich Reste des dazugehörigen Pfostens. Der Befund deutet auf ein Grubenhaus hin, das laut der naturwissenschaftlichen Auswertung in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts errichtet wurde (ETH-107381: 1310 ± 22 BP; ETH-107382: 1279 ± 22 BP).

Aufschlussreich war die Beobachtung, dass im Bereich der Rabengasse die Schwemmschicht des Plessurhochwassers aus dem 11. Jahrhundert, die den Martinsplatz flächendeckend einnimmt, nicht vorhanden war. Dies liess vermuten, dass sich im 11. Jahrhundert zwischen dem Martinsplatz und der Rabengasse, wohl im Bereich der Gasthäuser «Drei Bünde» und «Falken», eine Sperre befunden haben muss, die der Überschwemmung Stand hielt. Tatsächlich konnte in diesem Bereich des Kanalprofils eine ca. 2 m breite und 0,8 m hoch erhaltene, wallähnliche Struktur erfasst werden, der ein ebenso breiter Graben vorgelagert war. Vermutlich in einer zweiten Bauphase wurde der Wall an seiner Nordseite mit einer steinernen Blendmauer versehen. Derartige Strukturen finden sich im ausgehenden Frühmittelalter und dem frühen Hochmittelalter als Teile von Befestigungsanlagen in ganz Europa wieder. Es steht somit zu vermuten, dass am Nordende des heutigen Martinsplatzes bis in das 11. Jahrhundert hinein die Befestigungsanlage der frühmittelalterlichen Siedlung stand.

Literatur

- CORRINS BETTINA: Der Churer Martinsplatz im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1994, 70–77.
- JANOSA MANUEL: Ein Haus am Churer Martinsplatz. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1995, 80–86.
- JANOSA MANUEL: Die Churer Martinskirche und ihre Friedhöfe. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1996, 92–113.
- JANOSA MANUEL: Die Churer Stadtbrände aus der Sicht eines Bauforschers. Bündner Monatsblatt 1997, 363–371.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Chur, Postplatz / Grabenstrasse

LK 1195, 2 759 611/1 190 962, 592 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter/Neuzeit **Anlass:** Kanalbau; Umbau Restaurantgarten (Calandagärtli) **Dauer:** 23. August bis 27. Oktober 2017; 20. Februar bis 1. März; 24. Mai 2018 **Verantwortlich:** Bernd Heinzle **Text:** Bernd Heinzle

Ab Ende August 2017 wurde mit der Neuverlegung des Abwasserkanals auf der gesamten Länge der Grabenstrasse zwischen dem Post- und dem Fontanaplatz begonnen. Schon bei den ersten Aushubarbeiten stiessen die Bauarbeiter auf eine Mauer. Der Archäologische Dienst Graubünden konnte die Befunde dokumentieren und begleitete von da an die weiteren Verlegungsarbeiten. Der neue Leitungsgraben und die Mauerbefunde verliefen nahezu parallel. Daher war es möglich, die Mauer auf einer Länge von 140 m nachzuweisen **Abb. 1**. Teile dieser Mauer mussten für den neuen Kanal jedoch rückgebaut werden. Meist lag sie nur wenige Dezimeter unter dem modernen Strassenkoffer und war, sofern bei den Bauarbeiten die Unterkante erreicht wurde, ca. 3 m hoch erhalten. Die Mauer

war im Norden gegen den Graben gemauert. Sie zieht mit einem Winkel von ca. 7–8 Grad gegen Nordwesten an **Abb. 2**. Bei diesem Befund handelt es sich um die sogenannte «Contrescarpe-Mauer», also die äussere Stadtgrabenmauer. Zur Datierung des Stadtgrabens finden sich unterschiedliche Angaben. Die frühen Vorschläge datieren ihn ins 13./14. bzw. 14. Jahrhundert, jedenfalls jünger als den Bau der Stadtmauer. Spätere Überlegungen sehen einen Zusammenhang mit dem Bau der Zwingermauer im 16. Jahrhundert. Das Mauerbild der Grabenmauer entspricht eher jenem der Zwingermauer des 16. Jahrhunderts als jenem der Stadtmauer des 13. Jahrhunderts. In den 1820er-Jahren wurde der Stadtgraben aufgefüllt und die Mauer verlor ihre Funktion. Bald darauf wurden dort zwei mit Lesesteinen gebaute Abwasserkanäle verlegt, welche die obersten Lagen der «Contrescarpe-Mauer» durchschlugen.

Neben den Kanalarbeiten wurde ab Mitte Oktober 2017 auf Höhe des Postplatzes der Gartenbereich (Calandagärtli) des Restaurants «Calanda» umgestaltet. Dieser war bereits 1997 in Teilen archäologisch untersucht worden. Damals konnten die



Abb. 1: Chur, Grabenstrasse. 2017. Oberer Teil der «Contrescarpe-Mauer» direkt unter dem modernen Strassenbelag. Blick gegen Nordwesten.

Abb. 2: Chur, Grabenstrasse. 2017. Anzug von 7–8 Grad und grosse Tiefe der «Contrescarpe-Mauer». Blick gegen Süden.



Abb. 3: Chur, Postplatz. Calandagärtli. 2017. Die ältere Stadtmauer **1** (13. Jahrhundert); jüngere anstossende Mauer **2** und ältere Pflasterung auf der Innenseite der Stadtmauer **3** zur Mauer **1**. Blick gegen Südwesten.



Stadtmauer des 13. Jahrhunderts, die Zwingermauer des 16. Jahrhunderts sowie zwei jüngere, daran anstossende, respektive diese störende Mauerstücke und ein gemauerter Abwasserkanal aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dokumentiert werden **Abb. 3**. Bei der erneuten Begleitung konnten die bekannten Bauelemente weiter gegen Westen verfolgt werden. Die Funktion und das Bauegefüge der beiden jüngeren, anstossenden, resp. störenden Mauerstücke waren bis dato unklar. Aufgrund der neueren Untersuchungen konnten diese als ein zusammengehörendes Bauwerk mit wohl hydrotechnischer Funktion identifiziert werden. Anhand eines Keramikfragmentes lässt sich das Bauelement in die Zeit nach 1860/1870 datieren.

Im Westen der Untersuchungsfläche konnte eine weitere, an die Stadtmauer des 13. Jahrhunderts anstossende Mauer dokumentiert werden. An der stark versinterten Innenseite zeigten sich Negative einer Bretterschalung und einer Pfostenkonstruktion. Auch hierfür ist eine hydrotechnische Funktion mit möglicher Verbindung zum naheliegenden Mühlbach anzunehmen.

Im Nachgang an die archäologischen Begleitungen an der Grabenstrasse und beim Calandagärtli wurden die gewonnenen Erkenntnisse zusammengetragen und mit weiteren Ausgrabungen des Archäologischen Dienstes Graubünden in diesem Bereich verglichen (Grabung Graubündner Kantonalbank GKB 2001–2003; Grabenstrasse 1990) **Abb. 4**. Die bei der Kantonalbank und beim Calandagärtli als ältere Stadtmauer des 13. Jahrhunderts angesprochenen Mauerzüge korrelieren sehr stark in Bezug auf Mauerstärke, Machart und Mauerbild sowie in Bezug auf die – makroskopisch beurteilten – verwendeten Mörtel. Dem gegenüber zeigen die als Zwingermauer eingeordneten Objekte beim Calandagärtli und bei der Kantonalbank grosse Unterschiede in den zuvor genannten Punkten. Auch scheint die Zwingermauer bei der Kantonalbank leicht im Graben zu stehen, während dies im Calandagärtli nicht der Fall war. Es scheint sich daher nicht um dieselbe Mauer oder um dieselbe Ausbaustufe der Mauer zu handeln. Hingegen besitzen die Zwingermauer bei der Kantonalbank und die neu in der Grabenstrasse gefasste «Contrescarpe-Mauer» sehr ähnliche Merkmale. Denkbar wäre, dass es sich bei ersterer um die «Escarpe-Mauer» handelt, also die innere Grabenmauer, die vielleicht in einem späteren Schritt zur Zwingermauer ausgebaut wurde.

Literatur

- CARIGIET AUGUSTIN: Neuere Untersuchungen zu den Stadtmauern von Chur und Maienfeld. Jahrbuch der Historischen Gesellschaft von Graubünden 1994, 140–155.
- FUCHS KARIN: Historischer Städteatlas der Schweiz. Chur / Zürich 2011.
- KELLER BÉATRICE / SPADIN JÜRIG: Von der Stadtmauer des 13. Jahrhunderts bis zum Parkplatz des 20. Jahrhunderts. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2003, 29–33.
- LIVER ALFRED: Die mittelalterliche Stadtbefestigung am Postplatz. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1997, 25–27.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–4: Archäologischer Dienst Graubünden

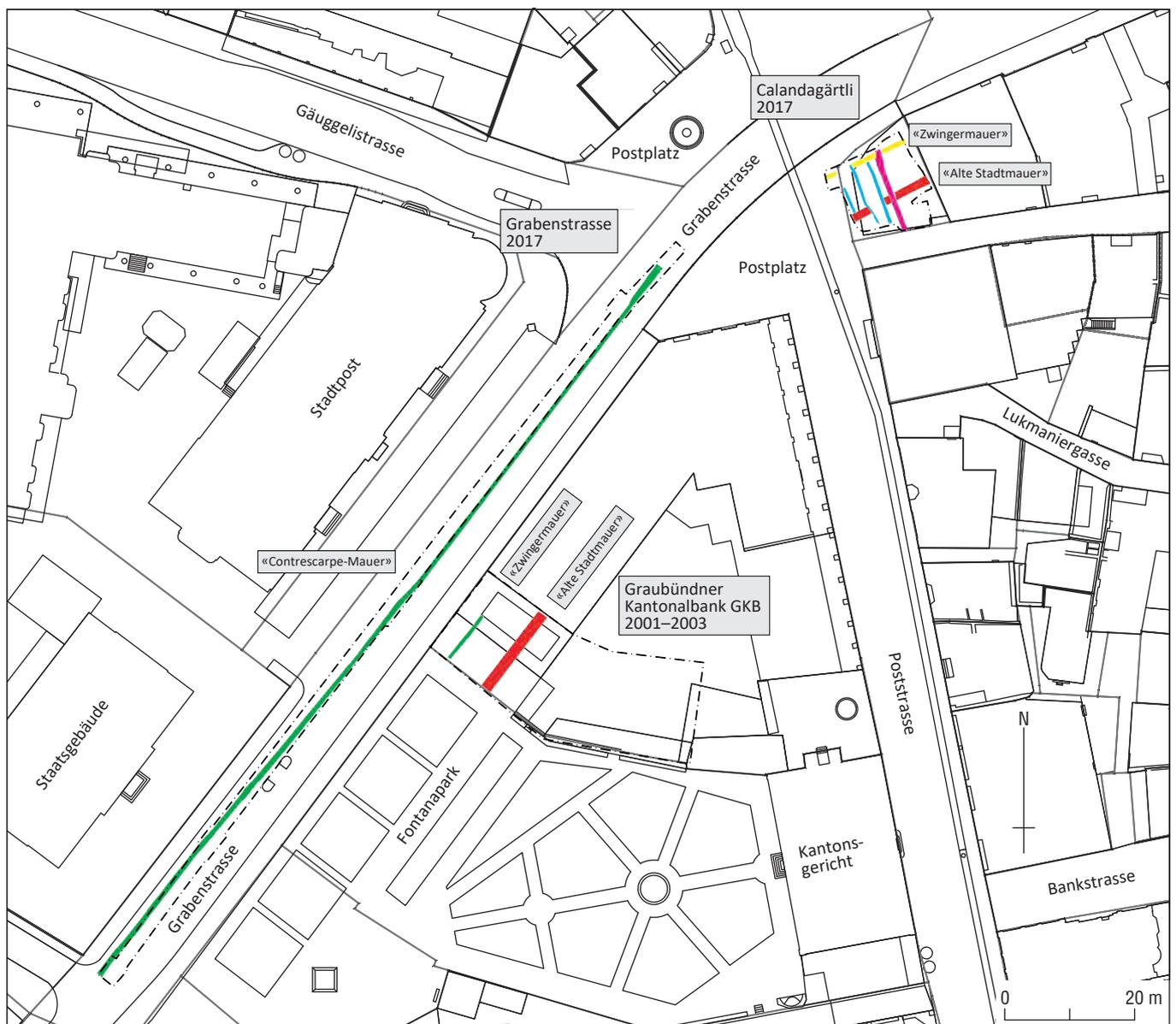


Abb. 4: Chur, Postplatz / Grabenstrasse. Lage der Mauerstrukturen aus verschiedenen Untersuchungen. Die Farbgebung verweist auf ähnliche oder unterschiedliche Charakteristika (Mörtel, Stärke, Machart, Mauerbild). Mst. 1:1000.

Chur, Areal Sennhof

LK 1195, 2 759 875/1 190 845, 600 m ü. M.

Zeitstellung: Neolithikum/Bronzezeit/Spätantike bis Frühmittelalter/Hochmittelalter

Anlass: Geplante Notgrabung (Neubau)

Dauer: 5. März bis 8. Dezember 2020

Verantwortlich: Bernd Heinzle

Text: Bernd Heinzle, Marina Casaulta

Im Nachgang zur Baugrundsondierung im Sommer 2019 wurde ab März 2020 eine Fläche von ca. 400 m² im Nordosten des ehemaligen Gefängnisareals Sennhof untersucht. Während die älteren Phasen im Nordbereich der Untersuchungsfläche stark von Erosion betroffen waren, führte die topographische Situation im Süden zu einer massiven Akkumulierung von Sedimenten



Abb. 1: Chur, Areal Sennhof. 2020. Übersicht der Grabungsfläche. Die Arbeiten in den östlichen Feldern sind bereits abgeschlossen. Blick gegen Süden.

natürlichen und anthropogenen Ursprungs **Abb. 1.** Die Stratifikation erreichte hier eine Mächtigkeit von über fünf Metern und deckt eine Zeitspanne von knapp 7000 Jahren ab.

Die frühesten anthropogenen Spuren zeigten sich in Form von kohlig-steinigen Schichten und Brandgruben, in denen sich verkohlte Eichenhölzer fanden. Es lassen sich zwei neolithische Nutzungsphasen nachweisen, die durch einen Murgang getrennt sind 4784–4555 v. Chr. (BE-14780.1.1: 5822 ± 27 BP) und 3600–3372 v. Chr. (BE-14781.1.1: 4693 ± 25 BP). Kleinfunde fehlen für beide Phasen. Nach knapp einem Meter natürlicher Sedimentierung folgte eine mindestens zweiphasige Nutzung des Areals in der späten Bronzezeit (ETH-103128: 2794 ± 23 BP; ETH-103126: 2814 ± 23 BP). Hier führen aus den Grabungen der 1980er-Jahre bekannte Befundstrukturen flächig gegen Osten weiter. Zu erwähnen ist beispielsweise ein langer, schmaler Steinzug mit dazugehörigen Pfostensetzungen, dessen Funktion nicht näher bekannt ist.

Trotz der Nähe zum Hofhügel mit seinem spätromischen Kastell beschränkte sich der römische Eintrag auf Streufunde vom 1. bis 4./5. Jahrhundert.

Eine weitere intensive Nutzungsphase des Areals lässt sich nach Ausweis der ¹⁴C-Datierungen für das 5.–7. Jahrhundert (ETH-103127: 1592 ± 23 BP; ETH-103131: 1567 ± 22 BP; ETH-103129: 1460 ± 22 BP) postulieren. Erwähnenswert ist hierbei ein Gebäude mit Pfostensetzungen, Gruben mit z. T. gut erhaltenen, verbrannten Balkenstücken, einer Herdstelle und drei längs gestellte grosse Steinplatten (ca. 1,4 × 0,3 × 0,5 m) **Abb. 2.** Die Steine dürften als Teil der Wand das Gebäude gegen den Hang hin gesichert haben.



Abb. 2: Chur, Areal Sennhof. 2020. Nordöstliche Ecke eines Gebäudes mit Pfostensetzungen, einer Herdstelle und drei Steinplatten als Teil der Wand und Hangsicherung aus der Nutzungsphase des 5.–7. Jahrhunderts. Blick gegen Nordwesten.

Ohne direkten Bezug zu den anderen Siedlungsaktivitäten konnten zwei Grabgruppen mit insgesamt sieben Individuen freigelegt werden. Die Bestattungen waren allesamt beigabenlos. Eine Gruppe datiert vom ausgehenden 7. bis ins 10. Jahrhundert (Grab 1: ETH-103122: 1174 ± 22 BP; ETH-103123: 1204 ± 22 BP; Grab 3: ETH-103124: 1117 ± 22 BP; ETH-103125: 1144 ± 22 BP; Grab 4: ETH-112495: 1242 ± 22 BP). Die zweite Gruppe, mit Hinweisen auf die Verwendung von Holzsärgen, datiert von der zweiten Hälfte des 7. bis in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts (Grab 6: ETH-112496: 1287 ± 22 BP; Grab 7: ETH-112497: 1291 ± 22 BP).

Für das 11./12. Jahrhundert (ETH-108638: 1019 ± 22 BP; ETH-108636: 981 ± 22 BP; ETH-108635: 918 ± 22 BP) konnte ein Handwerkerquartier nachgewiesen werden. Es folgt direkt auf ein Nutzungs-/Siedlungs-



Abb. 3: Chur, Areal Sennhof. 2020. Verzierte Plättchen und ein beidseitig gespitztes Gerät (Tierknochen) aus dem Handwerkerquartier des 11. und 12. Jahrhunderts. Mst. 2:1.

niveau zu dem eine Steinrollierung und Pfostensetzungen gehören, das sich in das 9./10. Jahrhundert (ETH-103130: 1072 ± 22 BP; ETH-108637: 1141 ± 22 BP) datieren lässt. Zwar bleiben die Befunde dieses handwerklich genutzten Areals in Form von Pfostensetzungen, Gruben und Gräbchen unscheinbar, die zahlreichen Funde bezeugen jedoch verschiedenartige kunsthandwerkliche Tätigkeiten. Ein herausragender Einzelfund ist eine steinerne Gussform für Schmuck und religiöse Gegenstände. Daneben verweisen die hohe Anzahl an bearbeiteten und verzierten Tierknochenplättchen in Form von Halbfabrikaten und Produktionsabfall auf die Tätigkeit von Knochenschnitzern **Abb. 3**. Bei den verwendeten Tierknochen zeigt sich ein hoher Anteil an Kiefern von Pferdeartigen (*equidae*: Pferd, Esel, Maultier). Weitere handwerkliche Tätigkeiten werden durch vereinzelte Buntmetallbarren (Rohlinge), Spinnwirtel, Glaschlacken und Glaskuchen belegt. Nach dem Bau der Stadtmauer im 13. Jahrhundert lag das Areal dann ausserhalb des städtischen Areales (*extra muros*). Es wurde scheinbar

als Quartier der sich entwickelnden Stadt aufgegeben. Bis in das 20. Jahrhundert wurde die Fläche schliesslich vorwiegend landwirtschaftlich genutzt.

Literatur

- ARCHÄOLOGISCHER DIENST GRAUBÜNDEN (Hrsg.): Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 71–75; 114–117; 196–200; 354–360.
- DETTWILER CHRISTIAN: Hinter dicken Mauern – Der Sennhof in Chur. Terra Grischuna 4, 2017, 62–65.
- Jahrbuch Archäologie Schweiz 103, 2020, 92–93; 104, 2021, 208–209.
- SEIFERT MATHIAS: Leitungen für die Zukunft mit Aussicht in die Vergangenheit. Terra Grischuna 6, 2011, 4–8.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Archäologischer Dienst Graubünden

Chur. Haldenstein, Calandagass 12

LK 1175, 2 759 142/1 194 120, 573 m ü. M.

Zeitstellung: Spätmittelalter / Frühe Neuzeit

Anlass: Geplanter Umbau **Dauer:** 18. bis 28. März 2019 **Verantwortlich:** Yolanda Sereina Alther **Text:** Yolanda Sereina Alther

Anlässlich geplanter Baumassnahmen am Haus Calandagass Nr. 12 **Abb. 1**, führte der Archäologische Dienst Graubünden Untersuchungen durch, um damit bauhistorische Grundlagen zum Gebäude zu erstellen.

Das zentral am Dorfplatz gelegene Haus besteht aus einem südlichen Wohnteil, an wel-

chen an der Nordseite ein Stallgebäude und ein Schuppen anschliessen. Der unterkeller- te Südteil verfügt über drei Wohngeschosse, zwei Räume sind als Erweiterung des Wohn- hauses in den Stallbereich eingebaut.

Die bauarchäologische Untersuchung ergab vier Phasen **Abb. 2:** Der älteste Gebäude- teil liegt im Norden des Wohnhauses und umfasst je einen Raum im Keller- und Erd- geschoss. Das lagige Mauerwerk wie auch der Mörtel weisen deutliche Spuren eines Brandes auf. Im Kellergeschoss liess sich neben einer Wandnische noch der bauzeitli- che, später vermauerte Zugang an der Seite dokumentieren. Das Tonnengewölbe wurde



Abb. 1: Chur. Haldenstein, Calandagass 12. 2019. Blick gegen Norden.

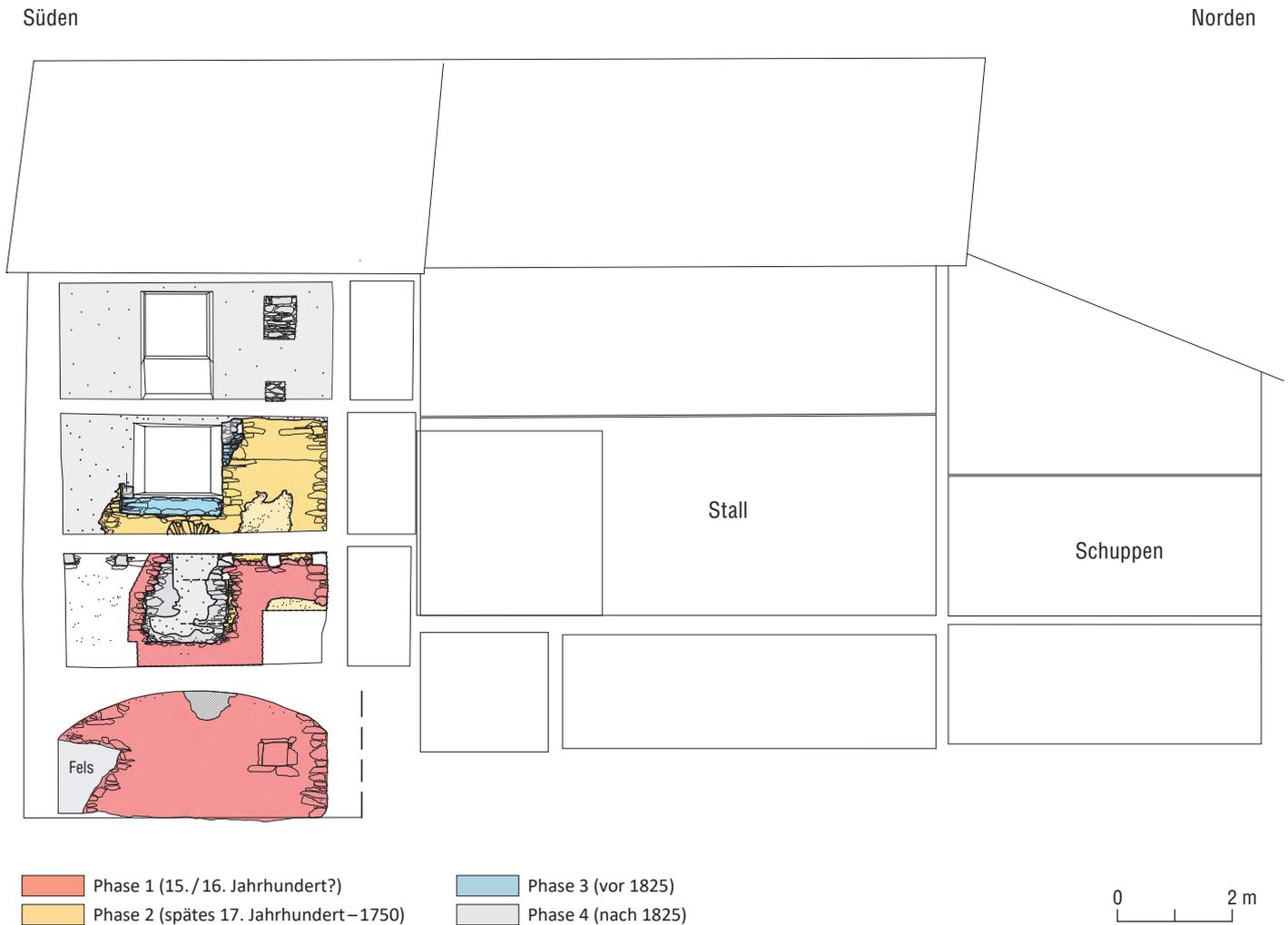


Abb. 2: Chur. Haldenstein, Calandagass 12. 2019. Längsschnitt durch das Wohnhaus mit den dokumentierten Befunden. Mst. 1:125.

sekundär eingezogen (vermutlich Phase 2). Der einfache, einräumige Grundriss, sowie das Mauerbild lassen auf eine zeitliche Einordnung des Gebäudes ins 15./16. Jahrhundert schliessen. Über diesem zweigeschossigen Kernbau dürfte einst ein hölzerner Aufbau existiert haben, wie sie mehrfach in Graubünden für das 16. Jahrhundert und früher nachgewiesen werden sind.

In Phase 2 wird Bau 1 um den südöstlichen Gebäudeteil erweitert und dieser um ein weiteres, gemauertes Geschoss erhöht.

Eine eingemauerte Keramikscherbe lässt eine Datierung dieser Phase in die Zeit zwischen 1690–1750 zu. In Phase 3, vor 1825, werden kleinere Umbaumaassnahmen durchgeführt. Nach dem Dorfbrand von 1825 wird in Phase 4 mutmasslich das ganze 2. Obergeschoss aufgesetzt und das Gebäude erhält sein heutiges Erscheinungsbild.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Chur. Haldenstein, Überbauung Schlossbongert

LK 1175, 2 759 133/1 194 046, 565 m ü. M.

Zeitstellung: Eisenzeit **Dauer:** 16. März bis 9. Juni 2017. **Anlass:** Neubau Mehrfamilienhäuser mit Einstellhalle **Verantwortlich:** Bernd Heinzle **Text:** Bernd Heinzle

Im Frühjahr 2017 wurde in der unmittelbar im Westen an das Schloss Haldenstein (1544–1548) angrenzenden Flur Schlossbongert mit dem Bau zweier Mehrfamilienhäuser samt Einstellhalle begonnen. Die avisierte Aushubtiefe lag dabei auf gut 4 m ab der aktuellen Geländeoberkante **Abb. 1**. Im Anschluss an den Rückbau der bestehenden Landwirtschaftsbauten wurde die Baufläche sondiert. Im Westen der Parzelle waren mit Ausnahme rezenter Störungen keine Befunde vorhanden. Im Osten der Baufläche, nahe dem Schloss, zeigten sich in einer Tiefe von ca. 2 m Grabenstrukturen, die auf einer Fläche von ca. 190 m² freigelegt werden konnten **Abb. 2**. Die Grabenverfüllungen und die Ausgangsschicht konnten

nur schwer getrennt werden. In der Fläche waren die Gräben erst in einer älteren, farblich differentiellen und natürlichen Schicht erkennbar. Letztere fungiert auch als klare stratigraphische Trennschicht zu älteren Strukturen.

Die Länge der Gräben variiert zwischen 2–5 m. Auffallend ist die konstante Breite zwischen 0,5–0,65 m. Die Tiefe kann infolge der oftmals unklaren Ausgangshöhe nur vage zwischen 0,25 und 0,5 m angenommen werden. Insgesamt fanden sich 58 Gräben mit diesen Charakteristika und einer regelmässigen Nordwest-Südost-Orientierung. Bei 27 weiteren Strukturen bleibt eine Zuordnung zu diesem Grabensystem unsicher. Die Gräben wurden nicht alle zeitgleich angelegt. Vielmehr scheinen sie in mindestens drei Zyklen, etwas versetzt und mit leicht unterschiedlicher Tiefe, erneut gezogen worden zu sein. Nur fünf Gräben waren Nordost-Südwest ausgerichtet. Bei einem war die Sohle mit einer kleinteiligen Holzkohleschicht bedeckt, darüber befand sich eine Lage aus Feld-/Lesesteinen. Die



Abb. 1: Chur. Haldenstein, Überbauung Schlossbongert. 2017. Stratigraphie von Flutkiesen des Flimser Bergsturzes (8. Jahrtausend v. Chr.) bis zur Gegenwart. **1** Schlosszeitlich bis Gegenwart; **2** Einzelgräben römisch (?); **3** Grabensystem der jüngeren Eisenzeit (4.–3. Jahrhundert v. Chr.); **4** Trennung: Überflutungssediment; **5** Siedlungsreste der älteren Eisenzeit (6.–5. Jahrhundert v. Chr.); **6** Einzelne Funde: Bronzezeit?; **7** Flutkies (Flimser Bergsturz). Blick gegen Süden.



Abb. 2: Chur. Haldenstein, Überbauung Schlossbongert. 2017. Die Grabenstrukturen der jüngeren Eisenzeit.

Wandung der Grube zeigte nur an einem kleinen Teilstück eine hitzebedingte Verfärbung. Daneben fanden sich sieben recht einfach konstruierte Feuerstellen und vier Gruben mit Holzkohle- und Feldsteinkonzentrationen, ohne Hitzerötungen. Bei den übrigen Gräben erbrachten die Verfüllungen keine Hinweise auf deren Funktion. Es fanden sich sehr selten kleinteilige Keramikfragmente, dafür immer wieder 1–5 cm grosse, unverbrannte Knochenstücke sowie

Holzkohle und vereinzelt kleinteilige Hüttenlehmfragmente. In einem, durch die Baugrube begrenzten, möglichen Graben fanden sich vier wohl umgelagerte Knochen eines Säuglings. Durch ^{14}C -Daten ist der Zeitraum für das Anlegen der Gräben ins 4.–3. Jahrhundert v. Chr. eingegrenzt. (ETH-82490: 2253 ± 22 BP; ETH-82491: 2204 ± 22 BP; ETH-82493: 2272 ± 22 BP; ETH-82494: 2274 ± 22 BP).

Die Gräben, deren Inhalt und das Umgebungsmaterial wurden am Institut für Integrative Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie (IPNA, Universität Basel) geoarchäologisch (Sarah Lo Russo) und palynologisch (Lucia Wick) untersucht. Letztere Untersuchung ergab keine Hinweise darauf, dass Getreide oder andere Nutzpflanzen hier angebaut waren. In den Grabenverfüllungen und dem Umgebungssediment fanden sich jedoch Tierdung und wahrscheinlich menschliche Fäkalien. Die geoarchäologische Untersuchung zeigte, dass die Gräben sehr zeitnah verfüllt worden waren, sich kein Wasser darin sammelte und sich die eigentlichen Verfüllungen der Gräben auch mikroskopisch gesehen kaum von der Ausgangsschicht unterscheiden. Darüber hinaus ergab auch diese Untersuchung Hinweise auf eine Düngung der betreffenden Sedimente. Daneben fanden sich Spuren einer Begehung des Umgebungssedimentes und der Gräben durch Mensch und oder Tier. Somit liegen Hinweise auf eine landwirtschaftliche Nutzung des Areals vor. Es fehlen jedoch Anzeichen dafür, dass die Grabenverfüllungen stärker organisch und bioturbiert waren als die ausserhalb liegenden Schichten, wie es bei Pflanzgräben zumindest ab einer gewissen Pflanzengrösse zu erwarten wäre. Insgesamt konnten durch die archäologischen, palynologischen und geoarchäologischen Untersuchungen zwar einige Möglichkeiten

ausgeschlossen, die Funktion der Gräben jedoch trotz allem nicht abschliessend geklärt werden. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass der Boden durch die damaligen Menschen – bewusst oder unbewusst – transformiert wurde: Das Ergebnis der wiederholten Anlage dieser Gräben ist ein mächtigerer, gedüngter und durchmischter Kulturboden in einer siedlungsnahen Off-site-Situation. Ob dadurch eine fettere Wiese für das Vieh angelegt oder ein besserer Boden für die Zucht bestimmter Pflanzen geschaffen werden sollte – die sich im Pollenspektrum oder anhand der Bioturbation jedenfalls nicht fassen liessen – bleibt offen.

Unter der zuvor angesprochenen stratigraphischen Trennschicht fand sich ganz im Osten der Baugrube ein kleiner Bereich von ca. 1,5 × 3 m mit zwei eingefassten Feuerstellen und einer Grube mit viel Gefässkeramik und einem durchbohrten Sprungbeinknochen (*Astragalus*) eines Schafs oder einer Ziege. Diese Befunde verliefen weiter gegen Osten in das Schlossareal **Abb. 3**. Direkte Hinweise auf ein Gebäude fanden

sich keine. Gefässfragmente aus dieser älteren Nutzungsphase sind der Taminser Keramik der frühen Eisenzeit (6. Jahrhundert v. Chr.) zuzurechnen. Mit dem beschriebenen Grabensystem vergleichbare Strukturen konnten in den Jahren 1987/1988 im direkt an die Untersuchungsfläche angrenzenden Osttrakt des Schlosses beobachtet werden. Tiefer liegende Befunde konnten damals nicht dokumentiert werden. In und unterhalb der Gräben wurde jedoch Taminser Ware gefunden. Infolgedessen wurden die in die älteren Schichten eingreifenden Gräben auch in diese Epoche datiert. Eine Einschätzung, die aufgrund der neuen Erkenntnisse revidiert werden muss.

Literatur

- GREDIG ARTHUR: Schloss Haldenstein 1985–1988, archäologische Untersuchungen. In: Archäologie in Graubünden. Funde und Befunde. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Archäologischen Dienstes Graubünden. Chur 1992, 396–402.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Archäologischer Dienst Graubünden



Abb. 3: Chur. Haldenstein, Überbauung Schlossbongert. 2017. Befunde der älteren Eisenzeit: zwei Feuerstellen **1** und eine Grube **2**. Blick gegen Südosten.

Chur. Haldenstein, Ufem Stei, Gässli 19

LK 1175, 2 759 222/1 194 161, 567 m ü. M.

Zeitstellung: Frühmittelalter **Anlass:** Abbruch Wohnhaus mit Stall, Neubau Mehrfamilienhaus mit Einstellhalle **Dauer:** 12. April; 16. August bis 26. Oktober 2018 **Verantwortlich:** Jürg Spadin **Text:** Christoph Walser, Jürg Spadin

Nach dem Abbruch des Wohnhauses mit Stall (Gässli 19) und vor der Errichtung eines neuen Mehrfamilienhauses auf der Liegenschaft Nr. 281 und den angrenzenden, bis anhin als Garten genutzten Kleinparzellen 290–293 konnte der Archäologische Dienst Graubünden ab dem Spätsommer 2018 auf diesem Gelände Ausgrabungen durchführen.

Das Bauareal befindet sich ca. 100 m nördlich von Schloss Haldenstein, zwischen den Fluren «Ufem Stei» und «In der Pündta», die zwischen 1997 und 1998 archäologisch untersucht werden konnten. Dort waren Siedlungsreste aus der späten Bronzezeit, der älteren Eisenzeit, römische Einzelfunde und ein frühmittelalterliches Gräberfeld dokumentiert worden **Abb. 1; Abb. 2**. Die bronze- und eisenzeitlichen Schichten lagen unter einem acht Meter mächtigen Paket aus Bergsturzmaterial. Im obersten Bereich des von Felsblöcken durchsetzten Rüfenmaterials lag am Rand der markanten, zum Rhein abfallenden Terrasse, der frühmittelalterliche Friedhof.

Bei den Ausgrabungen im Jahr 2018 konnten im östlichen Teil des Baugeländes 15 weitere Gräber freigelegt werden. Mit diesen ist nun auch die Ausdehnung der frühmittelalterlichen Bestattungszone bestimmt: die Gräber des Friedhofes verteilen sich auf ein etwa 60 × 20 m grosses Areal am Terrassenrand **Abb. 1**.

Wie schon bei den Bestattungen der Grabungen von 1997–1998 ist auch im 2018 untersuchten Ausschnitt des Gräberfeldes keine systematische Anordnung der Gräber zu erkennen. Für die Grabgruben wurden jeweils geeignete Stellen zwischen den Felsblöcken ausgewählt. Es konnten wiederum ausschliesslich Körperbestattungen in gestreckter Rückenlage nachgewiesen werden. Acht Gräber zeigen die Blickrichtung Ost bis Nordost, vier sind nach Südosten ausgerichtet. Bei einer Bestattung weist die Blickrichtung nach Nordwesten. Die Ausrichtung von zwei weiteren Bestattungen ist aufgrund ihres Erhaltungszustandes unbestimmt.

Alle Grabgruben wiesen eine Steineinfassung auf. Diese hatten sich ein bis maximal drei Lagen hoch erhalten. Die Grababdeckung bestand aus grösseren Steinen, vereinzelt waren es auch Steinplatten. An Beigaben fanden sich zwei Fragmente und ein ganzer Dreilagenkamm aus Knochen **Abb. 3; Abb. 4**. Sie lagen in den Gräbern 7, 11 und 13. Der fast vollständige Kamm aus Grab 11 ist ins 6. Jahrhundert datiert. In den Gräbern 1 und 7 fanden sich auch nicht näher bestimmbare Eisenfragmente, aus 11 Grabgruben zudem Tierknochen.

Die geborgenen Skelettreste waren bis auf wenige Ausnahmen schlecht erhalten. Der Grund hierfür ist vermutlich im Chemismus des Rüfenmaterials zu suchen. Einzig Grab 11 barg ein nahezu vollständiges Skelett. Dem von Viera Trancik Petitpierre (Interkantonale Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung anthropologischer Funde IAG) verfassten Bericht zufolge, ist für zwei Grabgruben eine Mehrfachnutzung nachgewiesen: in Grab 9 konnten neben den Skelettresten eines senilen (60+ Jahre), männlichen Individuums, Knochenfragmente einer weiteren, erwachsenen Person sowie Reste der



Abb. 1: Chur. Haldenstein, Ufem Stei, Gässli 19. Übersichtsplan mit den frühmittelalterlichen Bestattungen der Ausgrabungen 1997–1999 und 2018 (blau). Mst. 1:400.

vorangegangenen Bestattung eines Kindes gefasst werden. Auch unter den sterblichen Überresten eines etwa 40- bis 60-jährigen Mannes in Grab 13 fanden sich zwei Unterkieferfragmente eines weiteren, erwachsenen Individuums.

Die schlechte Erhaltung des Skeletts erschwerte auch die Geschlechts- und Altersbestimmung der Bestatteten: so konnten bei den erwachsenen Individuen drei männliche, drei eher männliche und fünf eher weibliche Personen bestimmt werden. Sechs Individuen bleiben unbestimmt.

Hinsichtlich des Sterbealters konnten zwei nicht erwachsene, fünf adulte (20–39 Jahre), ebenso viele mature (40–59 Jahre) und drei senile Personen (60+ Jahre) differenziert werden. Vier Individuen konnten lediglich als erwachsen bestimmt werden. Die Körperhöhe der Verstorbenen liegt zwischen 155–170 cm. Pathologische Veränderungen konnten an wenigen Individuen beobachtet werden. Beispielfhaft sei an dieser Stelle nur das gut erhaltene Skelett aus Grab 11 angeführt: Der darin bestattete ältere Mann weist eine Kyphose (Buckel) im unteren Brustbereich auf sowie ausge-



Abb. 2: Chur. Haldenstein, Ufem Stei, Gässli 19. 2018. Drohnfoto der Grabungsfläche nach Abschluss der Untersuchungen mit Blick auf das Gebiet «Ufem Stei» und «In der Pündta». Blick gegen Nordwesten.

dehnte Exostosenbildungen (Knochenwucherungen) an den unteren Brust- und Lendenwirbeln. Dieses Krankheitsbild dürfte indes aber auf altersbedingte Belastungen zurückzuführen sein.

Zusammen mit dem Streufund eines Oberkieferbruchstücks einer eher jüngeren erwachsenen Person liegen aus den 15 Grabgruben der Untersuchungen von 2018 die Gebeine von 19 Individuen vor. Vom frühmittelalterlichen Friedhof konnten damit bislang Skelettreste von insgesamt 80 Individuen erfasst werden.

Im Südwesten der Grabungsfläche, im Bereich des ehemaligen Gartens, konnten noch drei Gruben und eine Feuerstelle freigelegt werden. Das Ausgangsniveau dieser Befunde konnte nicht erfasst werden. Ihre Zeitstellung ist deshalb ungeklärt. In einer der Gruben lag das Skelett einer Katze, aus der Verfüllung stammt eine mittelalterliche Röhrenkachel. Aus dem Umgebungsmaterial dieser Befunde konnten fünf Fragmente von römischen Terra Sigillata-Gefässen des 2./3. Jahrhunderts geborgen werden.

Bronze- und eisenzeitliche Siedlungsreste wurden bei den Ausgrabungen 2018 nicht tangiert, da die Baugrube nicht bis in deren Tiefe reichte.

Literatur

- JANOSA MANUEL: Ein frühmittelalterliches Gräberfeld in Haldenstein – Archäologische Untersuchungen auf dem «Stein» und in der «Pündta». Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1999, 28–42.
- SEIFERT MATHIAS: Bedeutende Funde aus der frühen Eisenzeit in Haldenstein «Auf dem Stein». Jahresbericht des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 1998, 25–33.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–4: Archäologischer Dienst Graubünden



Abb. 3: Chur. Haldenstein, Ufem Stei, Gässli 19. 2018. Freilegung von Grab 11 (6. Jahrhundert). Im Beckenbereich liegt ein Dreilagenkamm (Pfeil). Blick gegen Nordwesten.



Abb. 4: Chur. Haldenstein, Ufem Stei, Gässli 19. 2018. Dreilagenkamm aus Knochen in Grab 11 (6. Jahrhundert). Mst. 1:1.

**Domat / Ems, Kirche Sogn Gion
(Tuma Turera)**

LK 1195, 2 753 462 / 1 189 325, 610 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter **Anlass:** Restaurierung **Dauer:** 2. Oktober bis 29. November 2019 **Verantwortlich:** Barbara Vitoriano, Christoph Walser **Text:** Raphael Sele, Barbara Vitoriano, Christoph Walser, Thomas Reitmaier

Das Siedlungsgebiet der Gemeinde Domat / Ems, unweit von Chur und nahe am Zusammenfluss des Vorder- und Hinterrheins gelegen, ist von mehreren Tumas (Hügel) genannten Erhebungen geprägt, die alleamt Reste des frühholozänen Flimser Bergsturzes darstellen und in der Vergangenheit mit verschiedenen Baulichkeiten ausgestattet wurden. Auf der sogenannten Tuma Turera am nördlichen Dorfrand findet sich heute eine mehrgliedrige Gruppe von Sakralbauten mit einem Friedhof: Im Zentrum des ummauerten Hügelplateaus steht die spätgotisch erneuerte, urkundlich im 12. Jahrhundert ersterwähnte Johanneskirche (Baselga da Sogn Gion Battista). Östlich ist die Kapelle der Schmerzhafte Muttergottes (17./18. Jahrhundert) angegliedert, ergänzt durch das im Nordosten in die Kirchhofmauer integrierte Beinhaus aus dem späten 17. Jahrhundert sowie eine mittlerweile entfernte Kapelle des Heiligen Grabes. Im Norden wird die markante, hier steiler abfallende Erhebung heute von der Autobahn A13 bzw. vom Rheinfluss begrenzt.

In der Literatur wird Sogn Gion bzw. die Tuma Turera wiederholt als ehemalige Wehranlage angesprochen, wobei neben der strategischen Lage insbesondere auf den mächtigen Kirchturm, der westlich des Schiffs anschliesst, verwiesen wird. Gemäss Erwin Poeschel (1940) handelt es sich um

einen Wehrturm aus dem 12. Jahrhundert, der wohl zugleich in die Sakralfunktion der Kirche einbezogen worden sei. Mehrere Indizien, darunter das Mauerbild und das Fehlen charakteristischer mittelalterlicher Einbauten, sprechen jedoch gegen eine solche Deutung. Gemäss den dendrochronologischen Datierungen ist der – von Anfang an als Kirch- und nicht als Wehrturm konzipierte – Bau erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden.

Hingegen lässt ein Befund am nordöstlichen Rand der Tuma Turera eine Wehrfunktion vermuten **Abb. 1–Abb. 3**. 1973 wurde der Archäologische Dienst erstmals auf älteres Mauerwerk in diesem Bereich hingewiesen; 1978 und 1981 folgten Sondierungen. Dabei wurde die westliche Seitenmauer eines massiven, turmartigen Baus dokumentiert. Da keine datierenden Funde gemacht wurden und schriftliche Hinweise fehlen, gestaltete sich die Interpretation indes schwierig – spekuliert wurde etwa, dass es sich um einen Römerturm handelt.

Anlässlich einer Gesamtrestaurierung der Kirchenanlage Sogn Gion, die ab 2019 bis voraussichtlich 2024 durchgeführt wird, konnte der Befund im Herbst 2019 in einer kleinflächigen Ausgrabung genauer abgeklärt werden. Die Arbeiten konzentrierten sich – unter anderem auch aus sicherheitstechnischen Gründen – primär auf die südliche Hälfte des Turmgrundrisses, wo die Süd- und Westmauer sowie der südwestliche Innenbereich flächig freigelegt wurden **Abb. 1**. Die nördliche Hälfte des Grundrisses wird vom Beinhaus aus dem späten 17. Jahrhundert überlagert bzw. von diesem teilweise integriert – in der Westmauer des Beinhauses sind die originalen Turmmauern ab heutigem Bodenniveau bis 1,6 m hoch erhalten **Abb. 3**.



Abb. 1: Domat/Ems, Kirche Sogn Gion (Tuma Turera). 2019. Grundrissplan mit den im Herbst 2019 freigelegten Baubefunden im Bereich des Beinhauses. Mst. 1:120.

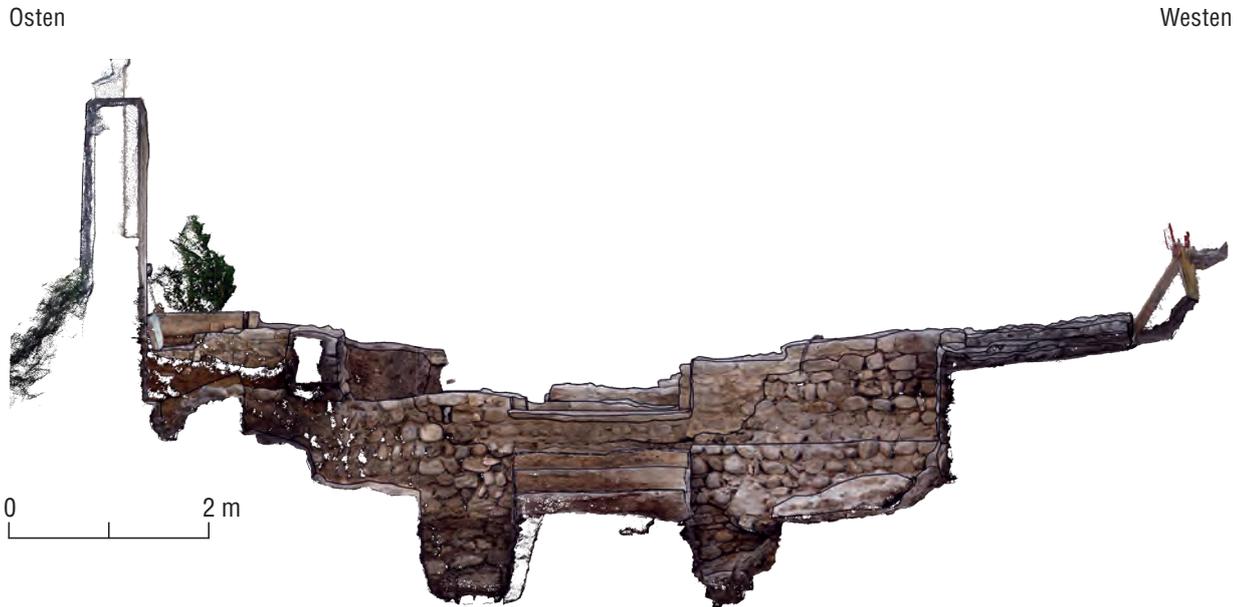


Abb. 2: Domat/Ems, Kirche Sogn Gion (Tuma Turera). 2019. Innenansicht der Südmauer der freigelegten Turmruine mit sekundärer Zugangssituation und Treppe. Blick gegen Süden. Mst. 1:75.

Der massive Steinbau weist einen rechteckigen Grundriss von ca. $12,4 \times 10,7$ m auf. Die zweischalig aufgeführten Mauern sind auf Höhe der Abbruchkrone ca. 1,9 m stark. Die Mauern setzen teilweise auf einem vorkragenden Fundament auf; die Unterkante des Baus wurde lediglich in der Südwestecke erreicht, wo die – hier 1,2 m hoch erhaltene – Mauer direkt auf dem Felssturzmateriale aufliegt **Abb. 2**. Das freigelegte Turminnere entspricht dem ersten Geschoss, wobei das ehemalige Bodenniveau und der Aufbau der Bodenkonstruktion nicht eindeutig zu bestimmen waren. Gleichfalls waren auf der kleinen Grabungsfläche keine Hinweise auf eine Binnengliederung des Turms auszumachen.

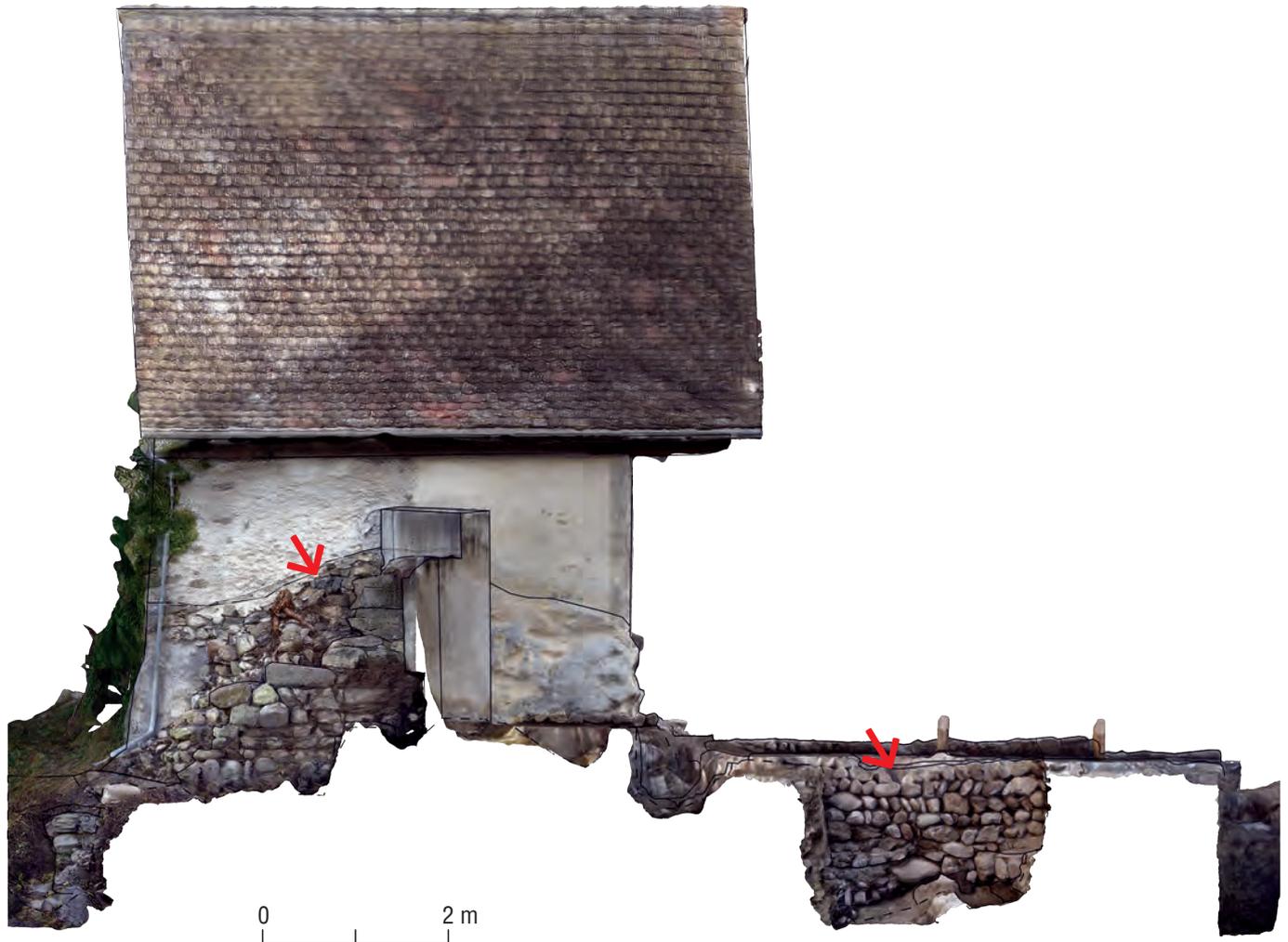
In der Abbruchkrone der Südmauer wurde der untere Teil eines ca. 1,7 m breiten Eingangs gefasst, der auf eine sekundäre Bauphase zurückgeht: Ein Teil des bestehenden Mauerwerks wurde ausgebrochen und anschliessend Leibungen angesetzt. Eine Drehpfanne weist auf die ehemalige Türe hin. Ein Treppenabgang führt von aus-

sen durch den Eingang ins Gebäude. Im Bereich der Mauer bestehen drei Stufen. Drei weitere Stufen sind nördlich der Mauer – im Inneren des Gebäudes – vorgesetzt. Ein innerhalb des Turms gefasstes Bauplatzniveau mit Mörtelanmachstelle ist möglicherweise der gleichen Phase zuzurechnen. Zur Lage und Ausgestaltung des ursprünglichen Zugangs liegen keine Hinweise vor.

Datierende Funde liegen nicht vor. Charakter, Material und Ausmass der Mauern sprechen für eine hochmittelalterliche Errichtung des Turms, was durch die ^{14}C -Radiokarbondatierung eines im Mauer Mörtel eingeschlossenen Holzkohlepartikels, die in den Zeitraum 1043–1224 fällt, bestätigt wird (BE-15667.1.1: 884 ± 31 BP). Bemerkenswert ist ferner, dass der Steinbau die gleiche Ausrichtung wie die romanische (und gotische) Kirche aufweist. Die beachtliche Grösse des Grundrisses sowie die Mauerstärke von annähernd 2 m auf Höhe des Erdgeschosses lassen eine Wehrfunktion annehmen. Darüber hinaus ist die Funktion nicht näher zu bestimmen. Der nachträglich

Norden

Süden



eingebaute Eingang in der Südmauer ist absolutchronologisch nicht datiert. Allenfalls geht er mit einer Nutzungsänderung einher. Gleichfalls bleibt unklar, wann der Bau aufgelassen bzw. niedergelegt wurde. Im Kontext der Kirchenanlage – Neubau des Kirchturms in der zweiten Hälfte des 15. und der gotischen Kirche im frühen 16. Jahrhundert – scheint eine Niederlegung spätestens am Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit wahrscheinlich. Über dem nördlichen Teil des Turmgrundrisses wurde im späten 17. Jahrhundert das Beinhaus errichtet. Der südliche Bereich wurde als Friedhof genutzt.

Literatur

- BURKHART LORENA: Domat / Ems, Sogn Pieder. Vom frühmittelalterlichen Herrenhof zum neuzeitlichen Pestfriedhof. Archäologie Graubünden, Sonderheft 9/1. Chur 2020.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band III: Rhäzünser Boden, Domleschg, Heinzenberg, Oberhalbstein, Ober- und Unterengadin. Basel 1940, 14–30.
- CLAVADETSCHER OTTO P. / MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 178.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 3: Domat/Ems, Kirche Sogn Gion (Tuma Turera). 2019. Westansicht der freigelegten Baubefunde des Turms (Pfeile). Das Beinhaus wurde im späten 17. Jahrhundert auf den baulichen Resten errichtet. Blick gegen Osten. Mst. 1:75.

Fideris, evangelisch-reformierte Kirche

LK 1176, 2 775 318/1 198 435, 900 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter/Neuzeit **Anlass:** Sanierung **Dauer:** 9. September bis 3. Dezember 2019 und 22. April bis 29. Mai 2020 **Verantwortlich:** Brida Pally, Barbara Vitoriano, Christoph Walser **Text:** Christoph Walser, Brida Pally

Abb. 1: Fideris, evangelisch-reformierte Kirche. 2019/2020. Grundrissplan mit den Bauphasen. Mst. 1:150.

Von September 2019 bis Ende Mai 2020 begleitete der Archäologische Dienst Graubünden die Sanierungsarbeiten an der evangelisch-reformierten Kirche von Fideris. Neben Schäden am Dach und an den

Fassaden war es vor allem die Feuchtigkeitsproblematik, welche die Kirchgemeinde dazu veranlasste eine Drainage im Außenbereich anzulegen. Ferner musste der bis anhin zwischen den Balken der Bodenkonstruktion ausplanierte Bauschutt, in dem sich hauptsächlich im Chor zahlreiche Freskenfragmente der spätgotischen Kirchenausstattung fanden, entfernt werden, um eine entsprechende Hinterlüftung bzw. Luftzirkulation gewährleisten zu können.

Historischen Quellen zufolge geht die Kirche in ihrer heutigen Gestalt auf einen



umfassenden Neubau im Jahr 1461 zurück. Eine erste, dem Heiligen Gallus geweihte Kirche ist bereits für das Jahr 1443 erwähnt. Bei den archäologischen Untersuchungen 2019/2020 konnten zwei Vorgängerbauten nachgewiesen werden **Abb. 1**. Der älteste Kirchenbau (Bau 1) wurde als Saalkirche mit halbrunder Apsis ohne Einzug errichtet. Er wies gemörtelte Fussböden, eine Chorstufe sowie einen freistehenden Altar auf. Die Verputzfragmente verweisen auf eine farbige Fassung der Schiffs- und Chorwände (Kalkanstrich). Zu einem späteren Zeitpunkt wurden polychrome Freskenmalereien aufgetragen. Im Fundspektrum zeigen sich sowohl florale wie figürliche Motive **Abb. 2**. Für diese jüngere Ausmalungsphase wird unter Berücksichtigung kunsthistorischer Aspekte eine Datierung in die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts vorgeschlagen. Damit ergibt sich ein *terminus ante quem* für die Errichtung der ersten Kirche. Eine genauere zeitliche Einordnung von Bau 1 ist derzeit nicht möglich.

Mit Bau 2 fassen wir die Erweiterung des Kirchenschiffs mit einer Vorhalle im Westen von Bau 1. Die Vorhalle war ebenfalls mit einem Mörtelboden ausgestattet. Aus dem Abbruchschutt des Anbaus wurden Verputzfragmente geborgen, welche formal an die zweite, jüngere Ausmalungsphase der ersten Kirche anlehnen. Ausserhalb des vermuteten Einganges im Westen von Bau 1, im Bereich der Vorhalle (Bau 2), wurde eine ca. 1,75 × 0,85 m grosse Steinplatte vorgefunden, die als Grabplatte interpretiert wird. Der Mörtelgussboden von Bau 2 band die Steinplatte mit ein, sodass deren Oberfläche in der Vorhalle noch sichtbar war. Es handelt sich möglicherweise um ein Stiftergrab. Da der Befund wie auch die übrigen baulichen Strukturen weitestgehend erhalten werden konnten, wurde auf eine eingehendere Untersuchung verzichtet.



Der Turm im Norden des Schiffs wurde nicht näher untersucht. Der *Pietra-Rasa*-Verputz in seinem Inneren lässt aber auf eine Errichtung vor der spätgotischen Umgestaltung schliessen.

Abschliessend sei noch auf ein Mauerstück hingewiesen, das im Zuge der Drainagearbeiten ausserhalb, im Nordwesten des spätgotischen Chores, vorgefunden wurde. Es könnte sich um die Reste einer Sakristei handeln. Das Mauerstück wird zeitgleich mit dem spätgotischen Kirchenbau oder jünger eingeordnet.

Literatur

- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band II: Herrschaft, Prättigau, Davos, Schanfigg, Churwalden, Albulatal. Basel 1937, 86–90.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 2: Fideris, evangelisch-reformierte Kirche. 2019/2020. Freskenfragmente mit figürlichen und floralen Motiven aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Mst. 1:2.

Medel (Lucmagn), Alp Sogn Gagl

LK 1232, 2 705 633 / 1 162 839, 1685 m ü. M.

Zeitstellung: Neuzeit **Anlass:** Renovation, Neubau Ökonomiebauten und Werkleitungen **Dauer:** Mai 2020 **Verantwortlich:** Yolanda Sereina Alther **Text:** Yolanda Sereina Alther

Das an der Lukmanierroute und auf dem Territorium der Benediktinerabtei Disentis gelegene Klosterhospiz Sogn Gagl **Abb. 1** ist gemäss den Quellen im frühen 12. Jahrhundert entstanden. Zum in jüngerer Zeit als Alpwirtschaftsgebäude genutzten Hospiz gehören auch eine Stallscheune und die erstmals 1261 erwähnte Kapelle Sogn Gagl. Anlässlich der 2020 notwendig gewordenen Sanierung des Hospizes und seiner Werkleitungen sowie des Neubaus einer Mistlege und eines Melkunterstandes führte der Archäologische Dienst Graubünden Bauuntersuchungen am Hospizgebäude durch und begleitete die Aushubarbeiten.

Abb. 1: Medel (Lucmagn), Alp Sogn Gagl. 2020. Das Alpgebäude/Hospiz mit Stall und Kapelle während den Umbauarbeiten. Blick gegen Westen.



Das heute stark veränderte Wohn- und Wirtschaftsgebäude geht auf einen Kernbau zurück, von dem noch die Mauern des Erdgeschosses erhalten sind. Dessen Masse von 9,8 × 7,8 × 2,3 m entsprechen für einen Saumtierstall oder ein Warenlager, wie sie bei einem Hospiz bzw. im Umfeld eines solchen oder einer Sust vorstellbar sind. Die Errichtung dieses Kernbaus konnte allerdings zeitlich nicht exakt bestimmt werden. Damit bleibt offen, ob es sich um das im Mittelalter erwähnte Hospiz handelt. Später wurden an den Kernbau weitere Räume angefügt. Sein heutiges Aussehen erhielt das Gebäude im Jahr 1668. Dieses Datum ist schriftlich belegt und konnte anhand der dendrochronologischen Untersuchung bestätigt werden. Zu diesem Bau gehören auch die Strickkammern des 1. und 2. Obergeschosses und unter Verwendung von wiederverwendeten Balken auch die Dachkonstruktion. Gleichzeitig wurden 1668 an der Bergseite die imposanten Mauerkeile als Lawinenschutz errichtet. Bei der Begleitung der Werkleitungsgräben liessen sich vor dem Eingangsbereich der Kapelle Sogn Gagl umgelagerte menschliche Knochen dokumentieren. Diese dürften zu Grablegungen im Umfeld der Kapelle gehört haben.

Literatur

- BUNDI MARTIN / COLLENBERG CHRISTIAN: Rätische Alpenpässe / Vias alpinas reticas. Chur 2016, 123–149.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band V: Die Täler am Vorderrhein, II. Teil: Schams, Rheinwald, Avers, Münstertal, Bergell. Basel 1943, 145–146.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden

Samedan, Chesa Planta

LK 1257, 2 786 643/1 156 551, 1721 m ü. M.

Zeitstellung: Neuzeit **Anlass:** gartenarchäologische Untersuchung **Dauer:** 17. Oktober bis 2. November 2017, 6./7. Juni 2018

Verantwortlich: Raphael Sele **Text:** Raphael Sele

Die Chesa Planta ist ein denkmalgeschütztes, repräsentatives Doppelhaus in Samedan. Der nördliche Trakt wurde um 1595 ausgebaut, der südliche um 1760 angefügt. Südöstlich des Hauses schliesst ein parkar-

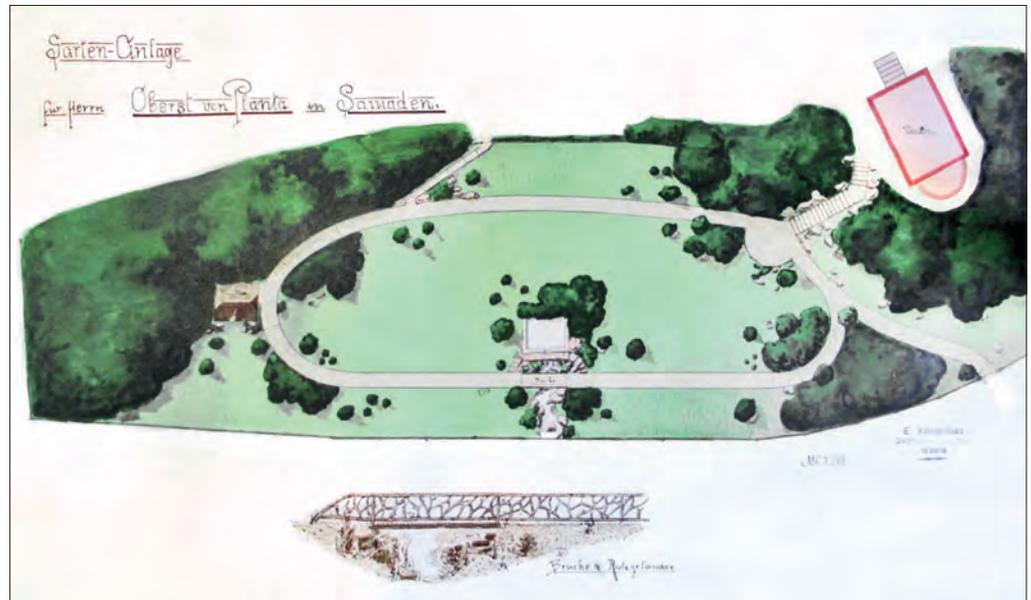
tiger Garten an, dessen Geschichte unlängst von der Gartenbauhistorikerin Eeva Ruoff, Bad Ragaz SG, aufgearbeitet wurde. Auf Anfrage der *Fundaziun de Planta Samedan* führte der Archäologische Dienst Graubünden 2017/18 eine gartenarchäologische Untersuchung durch.

Zur frühneuzeitlichen Gartengestaltung sind in den Schriftquellen nur fragmentarische Hinweise überliefert. Ein nach 1760 erstellter Plan zeigt zu beiden Hausteilen je einen Garten, der durch gerade Wege in rechteckige Felder unterteilt ist. Im Laufe



Abb. 1: Samedan. 1919. Ausschnitt des Luftbildes «Samedan aus 200 m» von Walter Mittelholzer. Zu erkennen sind die Chesa Planta a, der Landschaftsgarten b, Pavillon c, von Ernst Klingelfuss gestaltete Anlage d und die Nutzgärten e. Blick gegen Westen.

Abb. 2: Samedan, Chesa Planta. Aquarellierter Plan, gezeichnet 1906 von Ernst Klingelfuss. Gestaltungsvorschlag für den bis zu diesem Zeitpunkt nicht in die Gartenanlage integrierten Osthang.



des 19. Jahrhunderts wurde das Areal südlich der Chesa Planta im sogenannten Landschaftsgartenstil umgestaltet, welcher hier bis heute prägend ist **Abb. 1**. Charakteristisch sind die geschwungenen, zu einem komplexen Netz verbundenen (Kies-)Wege und die zahlreichen Beete mit Blumen und Sträuchern. Ein quadratischer, kürzlich renovierter Pavillon und ein Alpinum (Steingarten) gehen ebenfalls ins 19. Jahrhundert zurück. Im frühen 20. Jahrhundert wurde der Garten erweitert, indem der im Osten zur Talebene abfallende Hang einbezogen wurde. Die Anlage mit zentralem Wasserspiel wurde vom renommierten Gartenarchitekten Ernst Klingelfuss (1878–1938) entworfen. Heute ist sie jedoch aufgelassen und ihre Überreste liegen unter einem Dicksicht von Bäumen und Gebüsch verborgen.

Die archäologische Untersuchung umfasste im Wesentlichen drei Punkte: Erstens wurde das gesamte Gelände zur Erstellung eines topographischen Plans tachymetrisch aufgenommen. Zweitens wurden kleinflächige Sondierschnitte angelegt, um ausgewählte Befunde abzuklären. Drittens wurde eine

einfache botanische Kartierung und Klassifizierung des heutigen Pflanzenbestands vorgenommen. Die erstellte Dokumentation ist als Grundlage für allfällige weiterführende Arbeiten und Forschungen gedacht.

Im Landschaftsgarten konnte der Aufbau der (ehemaligen) Gartenwege ausschnittsartig nachvollzogen werden. Auch wurde ein trockengemauerter Wasserkanal gefasst, der zur Speisung des Wasserspiels im östlichen Teil des Gartens diente. Daneben wurden grossflächige Geländemodellierungen festgestellt, die primär auf die Planierung des abschüssigen Geländes zurückzuführen sind. Hinweise auf den Aufbau der frühneuzeitlichen Gärten oder auf ehemalige Nutzbauten, die hier offenbar gestanden haben, wurden nicht entdeckt.

Ein Architektenplan zeigt die Konzeption des um 1906 im östlichen Hangbereich angelegten Gartens **Abb. 2**: Im Zentrum befindet sich ein freistehendes Wasserbecken (für einen Springbrunnen?), von welchem ein Bachlauf abgeht. Annähernd symmetrische Kieswege vereinigen sich zu einer

langgezogenen Ellipse, an deren südlichem Scheitelpunkt ein kleiner Bau, wohl ein überdachter Pavillon, steht. Der höher gelegene Landschaftsgarten ist über zwei Treppen erschlossen; zur Querung des Bachlaufs diente eine Naturholzbrücke. Wie alte Luftaufnahmen belegen, wurde der Plan weitgehend umgesetzt **Abb. 1**. Indes wurden bei der archäologischen Untersuchung auch Abweichungen festgestellt. So machte die partielle Freilegung des Wasserspiels deutlich, dass dieses als eine Art Wassergrotte mit vorgelagertem Becken ausgestaltet war **Abb. 3**. Hierzu wurde ein Tonnengewölbe aufgemauert, welches im Fussbereich durch niedrige Mauern abgestützt ist. Im Westen, also hangaufwärts, schliesst der (auch im Landschaftsgarten gefasste) ehemalige Wasserkanal an. Über Gewölbe, Stützmauern und Kanal wurden eine Verfüllung und Humus eingebracht, sodass lediglich die mit Fugenstrichen verzierte Stirnseite des Gewölbes sichtbar blieb. Dieser Grotte wurde ein dreiseitig geschlossenes Wasserbecken mit Pflasterung und Ausfluss angesetzt.

Der ehemalige Bachlauf wurde zum Teil freigeräumt und oberflächlich gereinigt. Dabei wurden mehrere Holzbretter entdeckt, deren Art, Lage und Anordnung eine verstürzte Holzbrücke vermuten lassen. Eine dendrochronologische Untersuchung ergab Schlagdaten um die Mitte des 20. Jahrhunderts – möglicherweise wurde die Brücke zu dieser Zeit erneuert oder saniert. Der Verlauf der ehemaligen Kieswege ist im überwachsenen Gelände nur ansatzweise nachzuvollziehen. Im südlichen Bereich der Anlage, wo der Architektenplan einen kleinen Bau zeigt, wurde in einem Sondierschnitt eine relativ plane Schicht aus feinem Kies gefasst. Darunter befindet sich ein massiver Koffer, der auf die Ausplanierung des Hangs zurückgeht. Bauliche Strukturen wurden allerdings nicht entdeckt.

Literatur

- DOSCH LEZA: Entwurf im Wettbewerb zur Architekturgeschichte Graubündens 1850–1930. Altenburg 2019.
- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band III: Rhäzünser Boden, Domleschg, Heinzenberg, Oberhalbstein, Ober- und Unterengadin. Basel 1940, 14–30.
- RUOFF EEVA: Ein Garten am Fusse der Engadiner Berge. Geschichte der Gartenanlage Chesa Planta Samedan. Staad 2017.
- RUOFF EEVA: Schweizer Gartenkunst. Der neue Stil im 19. Jahrhundert. Altusried-Krugzell 2019.
- RUOFF ULRICH: Die Geheimnisse des Gartens der Chesa Planta in Samedan. Bündner Monatsblatt 2018, 191–199.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv/Stiftung Luftbild Schweiz/Fotograf: Walter Mittelholzer/LBS_MH01-000858/Public Domain Mark

Abb. 2: RUOFF 2019, 145

Abb. 3: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 3: Samedan, Chesa Planta. 2017. Ehemaliges Wasserspiel, bestehend aus einer Art Grotte mit vorgelagertem Becken (heute verfüllt). Blick gegen Norden.





Abb. 1: Sculo Ardez, Tuor Vonzun (La Praschun). 2007. Blick gegen Westen.

Sculo Ardez, Tuor Vonzun (La Praschun)

LK 1198, 2 810 881/1 184 085, 1444 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter **Anlass:** Umbau/ Sanierung **Dauer:** 5. bis 13. März, 19. Juni, 16. Oktober 2018 **Verantwortlich:** Bernd Heinzle **Text:** Bernd Heinzle

Der heute museal genutzte Tuor Vonzun **Abb. 1** war schon mehrfach Gegenstand bauhistorischer Untersuchungen. Eine 1981 von Lukas Högl, Zürich, entnommene dendrochronologische Probe wurde fälschlicherweise mit dem Fälljahr 1252 publiziert. Diese Jahreszahl wurde in der Folge wiederholt als Baudatum des Turmes genannt. 2003 verfasste Werner Meyer, Basel, ein bauhistorisches Kurzgutachten zum Turm. 2013 wurden das Dach saniert und am Mauerwerk kleinere Reparaturmassnahmen durchgeführt. Dank der Einrüstung konnte der Turm dabei erstmals zeichnerisch aufgenommen werden. Im Zuge dessen wurden zwei weitere Balken (Fälljahr 1305), ein Gerüstholz (Fälljahr 1297), sowie ein im Erdgeschoss in der Turmmauer verbauter Auflager- oder Ankerbalken (Fälljahr 1302) dendrochronologisch datiert. Die 1981 ermittelte Datierung konnte dank der heutigen Datenbasis von 1252 auf 1305 korrigiert werden. Die Bauzeit des Turmes ist damit einwandfrei für das erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts bestimmt.

2018 wurden im Inneren Umbauarbeiten durchgeführt. Zwei von drei vorhandenen, Kellerräumen waren mit Schutt verfüllt und wurden im Zuge der Arbeiten ausgeräumt **Abb. 2**. Der dritte Kellerraum war schon früher ausgeräumt und renoviert worden. Neu konnte für diesen Raum die noch nahezu ganz erhaltene, ehemalige Bodenluke dokumentiert werden. Zwei der Kellerräume waren nur durch solche Bodenluken

im Erdgeschoss zugänglich, bei einem gab es eine Bodenluke aber auch einen neu eingebrochenen ebenerdigen Zugang. Die Kellerräume dienten ab dem ausgehenden 17. Jahrhundert wohl als Gefängniszellen des auch «La Praschun» – das Gefängnis – genannten Turmes. Im Schutt der Kellerräume fanden sich grosse Mengen an Tierknochen, Bruchstücke von Gefässkeramik, Gläsern und Flaschen, Schuhbestandteile aus Leder, Holz und Metall, Eisenscharniere – wohl der Bodenluken – und Munitionsbestandteile in Originalverpackung, datiert auf den 17. März 1977.

Infolge der Renovierungsarbeiten konnten vor allem zwischen dem heutigen Erd- und dem 1. Obergeschoss neue Informationen zum ursprünglichen Aufbau des Turmes gewonnen werden. So liessen sich etwa die ursprüngliche Balkenlage des Untergeschosses **Abb. 3** sowie ein dazugehöriges und später zugemauertes Scharfenfenster nachweisen. Soweit möglich, wurde der Turm ergänzend zur Dokumentation von 2013 innen (partiell) und aussen fotografisch als 3D-Modell aufgenommen. Die dendrochronologische Beprobung der jüngeren Ausbauten rundete die Untersuchungen ab.

Zusammenfassend kann die Baugeschichte des Turmes nun weitgehend rekonstruiert werden **Abb. 3**. Um 1305 wurde der fünfgeschossige Turm errichtet. Die heutige Geschossabfolge geht auf Umbauten des 17. Jahrhunderts zurück. Der Turm war ursprünglich von der Ostseite her einerseits ebenerdig im Erdgeschoss, andererseits durch einen Hocheingang im 1. Obergeschoss erschlossen. Der Hocheingang liegt knapp fünf Meter über dem Aussenniveau. Zum originalen Bestand gehören Scharfenfenster in der Süd-, West- und Ostwand und ein Sitznischenfenster, das sich in der



Abb. 2: Scuol. Ardez, Tuor Vonzun (La Praschun). 2018. Untergeschoss, geschnittene Schuttverfüllung einer der Gefängniszellen. Blick gegen Westen.



Abb. 3: Scuol. Ardez, Tuor Vonzun (La Praschun). 2018. Neu entdeckte, kaum mehr erkennbare Balkenlage der ursprünglichen Geschosseinteilung des Turmes. Blick gegen Norden.

Nordwand des 3. Obergeschosses befindet. Heute endet der Turm nach dem 3. Obergeschoss, ursprünglich war ein 4. Obergeschoss vorhanden. Der Turm wurde vermutlich während der Bündner Wirren (1618–1639) ein Raub der Flammen. Denkbar wäre das danach das oberste Geschoss abgetragen werden musste. Die Wiederherstellung erfolgte gemäss den Dendrodaten bereits 1638. Dabei wurde die bisherige Aufteilung der unteren beiden Stockwerke aufgehoben. Das 1. Obergeschoss wurde höher gelegt und eine Binnenmauer eingezogen. Der Unterbau des dazu gehörenden Mörtebodens besteht aus einer dichten Lage von Schwartlingen. Spätestens 1685 wurde das darunter befindliche Geschoss in die heutige Aufteilung mit Erdgeschoss und den einzelnen Kellerzellen umgestaltet. Darauf verweisen die Inschrift am Schlossriegel des eingebrochenen Zugangs zum neuen Erdgeschoss und das Dendrodatum des Holzrahmens einer Bodenluke (Schlag-

jahr zwischen 1682 und 1710). Demnach könnte der Turm schon 1685 im Besitz der Gemeinde gewesen sein. Anhand der Schriftquellen konnte bislang für den Besitzwechsel spätestens 1740 vorgeschlagen werden. Weitere bauliche Eingriffe werden durch die Dendrodaten der Hölzer aus dem Schutt der nördlichen Kellerzelle angezeigt. Sie datieren ins letzte Viertel des 15. Jahrhunderts, in die erste Hälfte des 17. sowie 18. Jahrhunderts, und ins dritte Viertel des 19. Jahrhunderts.

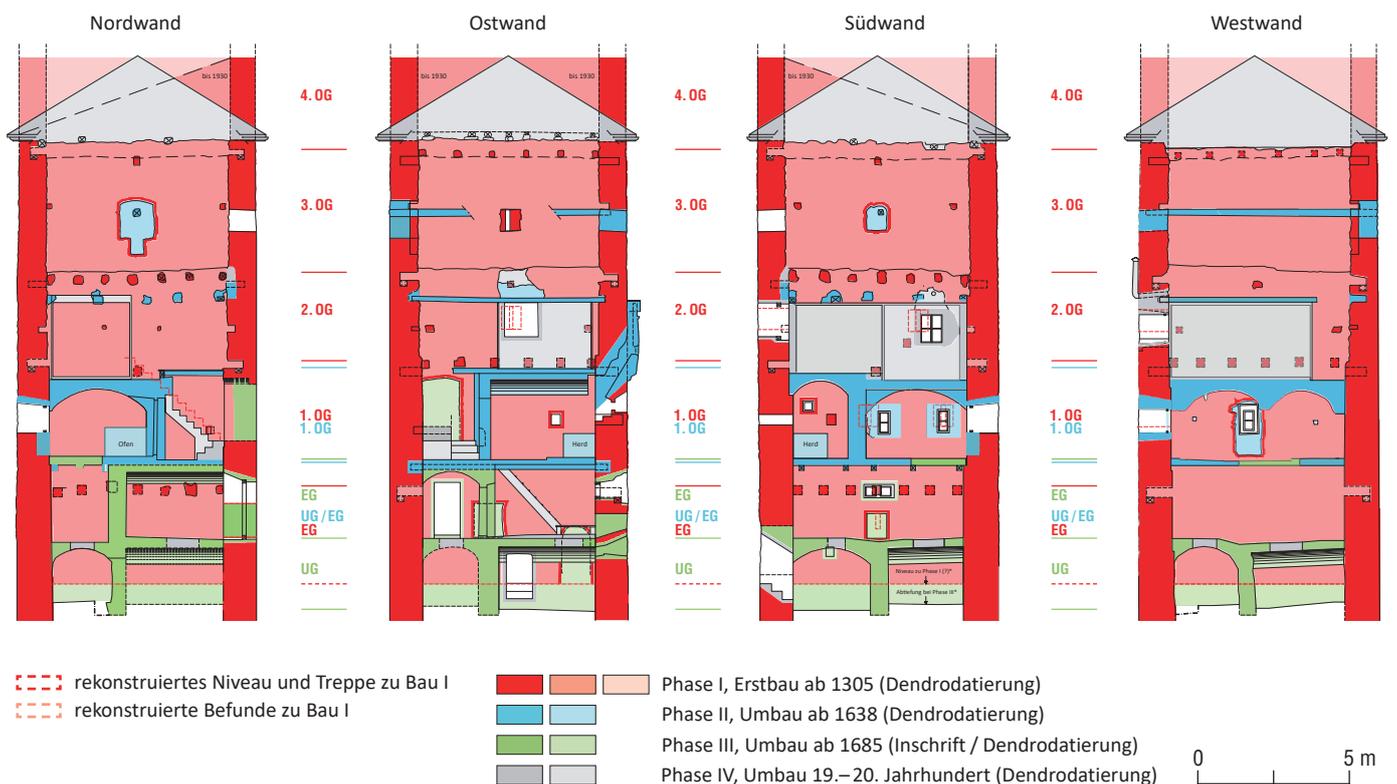
Literatur

- CLAVADETSCHER OTTO P./MEYER WERNER: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Schwäbisch Hall 1984, 191.
- POESCHEL ERWIN: Das Burgenbuch von Graubünden. Zürich/Leipzig 1930, 285.–286.
- SCHÄR ERNST: Die Nadelholzchronologien an der Eidgenössischen Anstalt für das forstliche Versuchswesen (EAFV). Dendrochronologia 3, 1985, 137.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–4: Archäologischer Dienst Graubünden

Abb. 4: Scuol. Ardez, Tuor Vonzun (La Praschun). 2018. Bauphasen des Turmes. Mst. 1:250.



Surses. Parsonz, Veia Motta

LK 1236, 2 763 334/1 164 383, 1364 m ü. M.

Zeitstellung: Frühmittelalter **Anlass:** Werkleitungsgraben **Dauer:** 8. bis 12. Juni 2020**Verantwortlich:** Yolanda Sereina Alther**Text:** Yolanda Sereina Alther

Bei der Erneuerung von Werkleitungen in Parsonz wurde ein bislang unbekanntes Gräberfeld entdeckt. Zum Zeitpunkt der Meldung an den Archäologischen Dienst Graubünden lagen von den zehn bis elf vom Bagger angeschnittenen Gräbern deren sieben fast vollständig zerstört vor. Sie waren nur noch durch ihre Grabgruben in der Grabenwand als solche erkennbar.

Die anhand der weniger gestörten und in Folge freigelegten Gräbern dokumentierte Befundsituation lässt auf Einzelbestattungen schliessen, bei welchen die Verstorbenen in Rückenlage mit dem Kopf gegen Westen beigesetzt wurden. Die auf der Unterseite eines Skeletts erfassten Reste von Fichtenholz weisen auf die Verwendung eines Totenbrettes oder eines Sarges. Ein anderes Grab wies – möglicherweise als Indiz auf einen nicht mehr vorhandenen Sarg – eine trapezförmig angeordnete Steinumrandung auf **Abb. 1**. Bei diesem Grab war auch noch die obertägige Markierung mit einem unbearbeiteten Bruchstein (30 × 23 cm) vorhanden, wodurch die Grabtiefe von nur gerade 50 cm belegt ist. Die Gräber wiesen keine Beigaben auf.



Abb. 1: Surses. Parsonz, Veia Motta. 2020. Bergung des Skelettes im nahezu ungestörten Grab 3. Blick gegen Westen.

Die ^{14}C -Analyse an zwei Skeletten ergab die frühmittelalterliche Datierung im Bereich von 661–775. (Grab 3: ETH-109565: 1301 ± 22 BP; ETH-109566: 1280 ± 23 BP; Grab 11: ETH-109567: 1282 ± 22 ; ETH-109568: 1298 ± 22 BP). Bei den fünf durch Viera Trancik Petitpierre (Interkantonale Arbeitsgemeinschaft für Anthropologie IAG, Bottmingen BL) anthropologisch untersuchten Individuen handelt es sich um vier Erwachsene (zwei weibliche, ein männliches, einmal unbestimmt) sowie eine juvenile Person (Geschlecht unbestimmt). An den Knochen der fünf Individuen konnten verschiedene degenerative Erscheinungen, aber auch krankhafte Veränderungen festgestellt werden, die allesamt aber nicht zum Tod geführt hatten. Da aufgrund der Baumassnahmen nur ein selektiver Ausschnitt des Gräberfeldes erfasst wurde, muss die Alters- und Geschlechtsverteilung der untersuchten Individuen als zufällig angesehen werden. Angeblich sollen bereits früher in näherer Umgebung Bestattungen entdeckt worden sein (mündliche Mitteilung einer lokalen Gewährsperson, keine Dokumentation vorhanden), weshalb davon auszugehen ist, dass es sich hier um den Ausschnitt eines Gräberfeldes handelt, dessen Ausdehnung weitaus grösser ist und das durch die bestehenden Hausbauten teilweise gestört worden sein dürfte. Da an den untersuchten Bereich noch unbebaute Flächen anschliessen, ist dort mit weiteren Grablegungen zu rechnen.

Das Gräberfeld liegt in einiger Entfernung zur katholischen Pfarrkirche und deren Vorgängerbau, umso mehr fällt dagegen die Nähe zum Burghügel Ruschenberg auf. Ein direkter Zusammenhang liess sich aber zwischen Burghügel und Gräberfeld nicht herstellen, weil die Gräber ins Frühmittelalter datieren und die Burgstelle, soweit bekannt, hochmittelalterlich ist. Belege für ältere

Siedlungstätigkeiten finden sich auf dem Gemeindegebiet von Riom. Hier stand ab dem 1. Jahrhundert eine römische *Mutatio*. An deren Standort setzte sich die Siedlungstätigkeit bis ins Frühmittelalter fort. Im Jahr 840 soll sich gemäss schriftlichen Quellen ein karolingischer Königshof in Riom befunden haben. Die auf dem östlichen Geländesporn gelegene und gut erhaltene Burg Riom dagegen ist hochmittelalterlich, erbaut im Jahr 1227.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Archäologischer Dienst Graubünden

Tamins, Underm Dorf, Parzelle 780

LK 1195, 2 750 460/1 188 225, 618 m ü. M.

Zeitstellung: ausgehende Mittelsteinzeit

Anlass: Neubau Betrieb- und Geschäftsgebäude **Dauer:** 22. Juni bis 13. Juli 2017

Verantwortlich: Bernd Heinzle **Text:** Bernd Heinzle

Bereits 2012 konnte im Quartier Underm Dorf bei Kanalisations-Erschliessungsarbeiten rund 30 cm unter der Grasnarbe eine Mulde mit horgenzeitlichen Artefakten (um 3000 v. Chr.), die in die anstehenden Rheinschotterablagerungen eingetieft war, dokumentiert werden **Abb. 1**. Das dazugehörige Umgebungs-Niveau und der obere Teil der Grube dürfte im Laufe der Zeit durch die Erosion oder durch landwirtschaftliche Tätigkeiten abgetragen worden sein. Der Befund lag auf einer Höhe von ca. 618 m ü. M. 2020 konnte bei Bauarbeiten für eine neue Werkhalle in unmittelbarer Nähe eine weitere Abfallgrube mit Rückständen der Steingeräteproduktion und keramischen Resten aus dieser Zeit untersucht werden (Seite 247).

Noch 2018 wurde rund 100 m nordöstlich dieser Fundstelle der Neubau eines Betriebs- und Geschäftsgebäudes auf der grösstenteils unbebauten Parzelle 780 realisiert. Die Parzelle liegt, aufgrund von Übersarungen (Geschiebe) durch hangseitige, von Norden kommende Gewässer, auf einer Höhe von ca. 620–621 m ü. M. Infolge der Nähe zur Fundstelle der späten Jungsteinzeit wurden vorgängig vier Sondageschnitte auf der Baufläche angelegt. Bei der südöstlichen Sondage zeigte sich an deren Unterkante auf ca. 618 m ü. M. ein nur wenige Zentimeter starkes, schluffig-sandiges Niveau mit schwarzen (kohligen) Verfärbungen, das auf einer Fläche von etwas mehr als 45 m² dokumentiert werden konnte. Die Oberfläche

des Niveaus wirkte leicht fettig-glänzend, war stark mit Holzkohlestücken durchsetzt und bereichsweise vermutlich durch Hitze orange-rötlich verfärbt **Abb. 2**. An mehreren Stellen fanden sich meist 1–2 m lange Holzkohlereste mit einem Durchmesser von 2–5 cm. Einige waren gerade und stangenförmig, andere eher bogen- und astförmig. Eine regelhafte Anordnung oder Struktur konnte nicht erkannt werden. Anhand des Befundes wurde auf ein lokales Brandereignis geschlossen. Die absolute Höhe von 618 m ü. M. und die stratigrafische Lage in Bezug auf den nur 0,6 m tiefer liegenden Rheinkies, liess an einen Zusammenhang mit der nahegelegenen horgenzeitlichen Fundstelle denken. Das Niveau war von einem ähnlichen, dünnen grünlich-grauen Sediment und darüber von grobteiligeren Übersarungen bedeckt. Zur Brandsituation konnten keine Funde anthropogenen Ursprungs geborgen werden, auch nicht im gesiebten Aushub. Erst in den darüber liegenden Sedimenten fanden sich einzelne Tierknochen unbestimmten Alters.

Abb. 1: Tamins, Underm Dorf, Parzelle 780. 2017. Übersicht der Untersuchungsfläche mit den Sondageschnitten **1** und der horgenzeitlichen Fundstelle **2**. Blick gegen Südwesten.

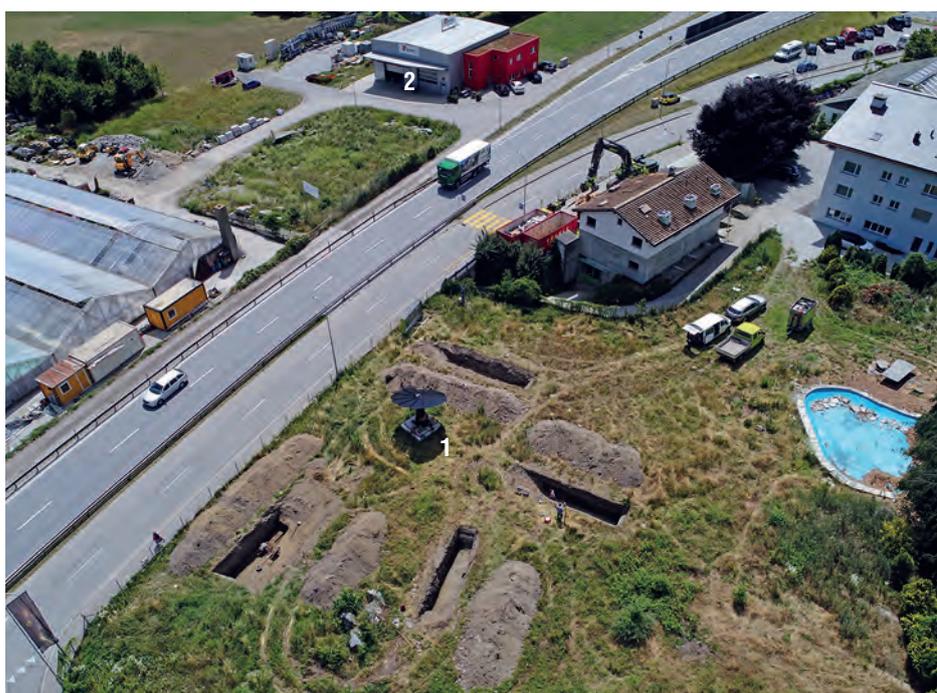




Abb. 2: Tamins, Uderm Dorf, Parzelle 780. 2017. Verteilungsplan der Holzkohlereste auf der partiell geröteten Fläche aus dem 7. Jahrtausend v. Chr. Mst. 1:75.

Die ^{14}C -Daten von zwei Holzkohlestücken des Brandniveaus verweisen ins 7. Jahrtausend v. Chr. (Beta-500663: 7600 ± 30 BP; Beta-500664: 7980 ± 30 BP). Da Funde fehlen, kann der Befund nicht eindeutig mit menschlichen Aktivitäten in Zusammenhang gebracht werden.

Die Bestimmung der verkohlten Hölzer (Dendrolabor, Archäologischer Dienst Graubünden) ergab die Holzarten Lärche (*Larix decidua*) oder Fichte (*Picea abies*) und Wald-/Bergföhre (*Pinus sylvestris/mugo turra*). Die Überreste der Lärchen/Fichten lagen im Osten, die der Wald-/Bergföhren im Westen der untersuchten Flächen.

Durch geologisch-bodenkundliche Analysen am Institut für Integrative Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel (IPNA, Sarah Lo Russo) konnten die Sedimente, auf denen die verkohlten Hölzer lagen, als natürliche Ablagerungen ohne eindeutige anthropogene Einflüsse bestimmt werden. Das Fehlen

von Knochen oder anderen karbonatischen Fundmaterialien erstaunt nicht, da diese wegen dem aggressiven Chemismus der Schichten kaum so lange erhalten bleiben. Für Geräte aus Feuer- oder Felsgestein gilt dies nicht. Insgesamt ergab die geomorphologische Untersuchung einen Einblick in die ruhigere Phase der bewegten Geschichte des Vorderrheintales nach dem Flimser Bergsturz, mit Trockenphasen und Bodenbildung, Überflutungssedimenten und erneuter Bodenbildung. Es bleibt offen, ob die im frühen Endmesolithikum gebildete Vegetationsdecke durch Menschen oder ein natürliches Ereignis (Blitzschlag) in Brand gesetzt wurde. Recht bald danach wurde das Areal jedenfalls erneut überflutet.

Literatur

- SEIFERT MATHIAS: Tamins, Unterem Dorf. Archäologie Graubünden 1. Chur 2013, 195–196.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Tamins, Underm Dorf, Parzelle 923

LK 1195, 2 750 426/1 188 172, 619 m ü. M.

Zeitstellung: Jungsteinzeit **Anlass:** Neubau Werkhalle **Dauer:** 15. September bis 15. Oktober 2020 **Verantwortlich:** Christoph Walser **Text:** Christoph Walser

Anlässlich der Errichtung einer neuen Werkhalle auf Parz. 923 wurde vorgängig ein Sondagegraben zur Abklärung des Bodenaufbaus angelegt. Die Aushubarbeiten wurden in weiterer Folge begleitet. Beim maschinellen Abziehen des Fundamentniveaus konnte ein ca. 1,7 × 1,2 m grosser Grubenbefund dokumentiert werden **Abb. 1**. Die Grube wies eine erhaltene Tiefe von ca. 0,35 m auf. Sie wurde in lokal anstehende, fluviatile Ablagerungen eingetieft. Zwei durch eine dünne Siltschicht getrennte, stark holzkohlehaltige Ablagerungen an der Grubensohle verweisen auf eine zumindest zweimalige Feuernutzung, bevor sie wieder verfüllt wurde. Der jüngere Teil der Grubenverfüllung wurde geborgen und anschliessend gesiebt beziehungsweise geschlämmt. Von der älteren Nutzungsphase, die lediglich als sehr dünne, holzkohlehaltige Ablagerung zeigte, wurde hingegen nur eine Probe für eine ¹⁴C-Analyse entnommen. Neben wenigen Silexabspässen, (z. T. gebrochenen) Flussgeröllen und einzelnen, sehr kleinteiligen Keramikfragmenten fanden sich Bruchstücke aus Grüngestein mit Sägeschnitten sowie Reste der für die Bearbeitung verwendeten Sägen aus Sandstein **Abb. 2**. Zudem konnte ein Halbfabrikat eines kleinen Steinbeils, ebenfalls aus Grüngestein, geborgen werden. Die detaillierte Durchsicht der Siebfraktionen aus der Grubenverfüllung ist noch ausstehend. Es sind aber vornehmlich Holzkohlereste zu vermerken. Eine erste Begutachtung der Holzkohlestücke (Dendrolabor, Archäologischer Dienst Graubünden) ergab, dass



Abb. 1: Tamins, Underm Dorf, Parzelle 923. 2020. Fabrizio Salvi vom Archäologischen Dienst Graubünden beim Ausheben der jungsteinzeitlichen Grubenverfüllung. Blick gegen Nordwesten.



Abb. 2: Tamins, Uderm Dorf, Parzelle 923. 2020. Fundkonvolut aus der jungsteinzeitlichen Grube (um 3000 v. Chr.): **1** Beilklinge (Halbfabrikat), **2–5** Produktionsabfall aus Grüngestein mit Sägeschnitten und Schliff und **6, 7** zwei Bruchstücke aus Silex.

überwiegend Nadelholz für die Feuerung verwendet worden war. Die ¹⁴C-Datierung zweier Holzkohleproben aus der älteren beziehungsweise jüngeren Nutzungsphase ergab mit 3322–2927 beziehungsweise 3318–2925 v. Chr. (BE-14776.1.1: 4428 ±25 BP; BE-14777.1.1: 4424 ±25 BP) nahezu kongruente Daten. Weitere Strukturen konnten keine beobachtet werden.

Bereits 2012 wurde beim Bau der Quartierserschliessungstrasse in gut 30 m Entfernung ein Muldenbefund untersucht, der quasi ein gleichartiges Fundensemble lieferte. Die im Frühherbst 2020 neu dokumentierte Abfallgrube bestätigt damit die postulierte Deutung eines spätneolithischen Werkplatzes aus der Zeit um 3000 v. Chr. in der Flur Uderm Dorf.

Im Spätsommer 2020 wurde auf der unmittelbar südlich angrenzenden Parzelle 924 ein weiterer Wohn- und Gewerbebau errichtet. Die archäologischen Begleitmassnahmen blieben in diesem Fall indes ergebnislos.

Literatur

- SEIFERT MATHIAS: Tamins, Unterem Dorf. Archäologie Graubünden 1. Chur 2013, 195–196.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

**Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann –
Via Prävis**

LK 1239^{bis}, 2 830 513/1 168 670, 1245 m ü. M.

Zeitstellung: Mittelalter **Anlass:** Ausbau Kantonsstrasse Via Prävis **Dauer:** 27. Mai bis 14. August 2020 **Verantwortlich:** Christoph Baur **Text:** Christoph Baur

Zwischen dem 27. Mai und 14. August 2020 bot der Ausbau der H28c Ofenbergstrasse im Bereich der Via Prävis die Möglichkeit, in einer mehrwöchigen, baubegleitenden Untersuchung einen 6 m breiten und 130 m langen Streifen unmittelbar südlich ausserhalb des Klosters St. Johann in Müstair zu dokumentieren **Abb. 1.** Dank verschiede-

ner Hinweise von früheren archäologischen Massnahmen war in diesem wenig bekannten Gebiet mit der Aufdeckung vorklosterzeitlicher Strukturen zu rechnen.

Westlich der Heiligkreuzkapelle war durch die langjährigen Forschungen im Inneren des Klosters der Verlauf eines in der Frühzeit des Klosters errichteten Abwasserkanals bekannt. Die Fortsetzung dieses Kanals konnte unter der Kantonsstrasse freigelegt werden. Reste von Rundhölzern an den Seitenwänden und von Bohlen an der Basis des Wassergrabens zeugen von ehemaligen Holzeinbauten; Reparaturphasen sowie eine Aufhöhung der Grabensohle sprechen für eine lange, mehrphasige Nutzungs-

Abb. 1: Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann – Via Prävis. 2020. Die Grabungsfläche liegt südlich des Klosters St. Johann. Blick gegen Nordosten.



Abb. 2: Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann – Via Prävis. 2020. Die mutmassliche Glockengussgrube mit trocken gesetztem Mauerkranz bei der Freilegung. Im Vordergrund ist der jüngere neolithische Brandhorizont zu erkennen. Blick gegen Süden.



dauer. Die ^{14}C -Analyse von Resten der Holzverschalung datiert den Abwassergraben, der derzeit lediglich stratigraphisch der karolingischen Klosterphase zugewiesen wird, in die Zeit zwischen 650 und 875 (BE-14762.1.1: 1296 ± 50 BP).

Dem ältesten Bohlenboden des Grabens aufliegend fand sich das Fragment eines Rohglasbarrens. Die frühmittelalterliche Glasverarbeitung ist für Müstair bereits bekannt. Das nun entdeckte Rohglas verdeutlicht, dass bereits in der Gründungsphase Glas vor Ort verarbeitet wurde.

Unweit des Grabens zeichnete sich eine seichte, 5 m breite Grube ab, die im Westen von einer Steinsetzung begrenzt war. Diese sowie mehrere Pfostenlöcher und eine Holzkohleschicht an der Grubensohle, die zahlreiche Tierknochen – wohl Schlachtabfälle – barg, deuten auf einen Siedlungsbefund hin, der nach Analyse der Holzkohlereste zwischen 1023 und 1156 datiert (BE-14765.1.1: 973 ± 22 BP).

Rätsel hinsichtlich ihrer Deutung gibt hingegen eine im Grundriss runde, 1 m tiefe und 2 m breite Grube auf **Abb. 2**. Ihre senkrecht abgestochenen Wände waren mit einem Mauerkranz aus Rollsteinen in Lehmbindung verkleidet, der Boden mit grossen Bruchsteinen ausgelegt und mit Lehm verfügt. Das Grubeninnere war hohen Temperaturen ausgesetzt, davon zeugen rote Verfärbungen an den Steinen und dem Lehm binder, der stellenweise auch mehrere Zentimeter dick über den Bodensteinen aufgetragen war; Brandschutt fand sich nicht. Nur in der Südostecke der Grube lag etwas Holzkohle. Als Speisereste werden Knochen von Schweinen gedeutet, die im nördlichen Bereich des Grubenbodens zusammen mit Holzkohle gefunden wurden. Verfüllt war die Grube mit einer heterogenen Schicht aus grünlich-braunem Lehm vermengt mit Mörtelbrocken, verbrannten Schiefer-Bruchsteinen und rot verziegeltem Lehm, wie jenem am Grubenboden, sowie unförmige Stücke verziegelten und ausgehärteten Lehms.

Aufgrund des Befundes ist davon auszugehen, dass die Grube nach der intensiven, aber relativ kurzen Hitzeeinwirkung komplett ausgeräumt worden war. Kurzzeitig war sie für die Zubereitung einer Mahlzeit benutzt worden bevor sie mit Schutt verfüllt wurde. Dass diese Vorgänge durchaus in einem sehr engen Zeitfenster passierten, lässt sich auch aus den ¹⁴C-Daten herauslesen: Die dem Grubenbrand zugeordnete Holzkohle vom Grubenboden ergaben eine Datierung von 888 bis 990, das für das Lagerfeuer verwendete Brennholz datiert zwischen 895 und 1022 und für die Knochen konnte ein Datierungsrahmen zwischen 1027 und 1156 ermittelt werden (BE-14767.1.1: 1121 ± 22 BP; BE-15258.1.1: 1077 ± 23 BP; BE-15259.1.1: 961 ± 25 BP). Die naturwissenschaftlichen Datierungen stellen die Befunde in den Zeitraum vom ausgehenden 10. bis frühen 12. Jahrhundert. Möglicherweise handelt es sich hierbei um eine Glockengussgrube, worauf auch unweit davon einplanierter Bronzegussabfälle hindeuten könnten.

Am Ostende des Klosters, südlich der heutigen Klostermauer, konnten die Fundamente von zwei älteren Friedhofsmauern partiell freigelegt werden. Diese belegen, dass sich die Südgrenze des Klosters wiederholt änderte, wohingegen seine Ostgrenze über die Jahrhunderte hinweg unverändert blieb. Östlich dieses Bereichs liessen sich mächtige Aufschüttungen beobachten, die Brand- und Bauschutt enthielten. Das Fundament datiert diese Planierschichten an das Ende des 15. bzw. in das frühe 16. Jahrhundert. Die Straten dürften in Folge des Schwabenkriegs von 1499 entstanden sein, während dem das Kloster teilweise niedergebrannt wurde.

Schliesslich sei noch auf zwei übereinanderliegende Holzkohleniveaus hingewiesen,

die im gesamten, dem Kloster und Friedhof unmittelbar vorgelagerten Grabungsbereich angetroffen wurden und die stratigraphisch ältesten erfassten Niveaus darstellen. Für das tiefere der beiden Niveaus lieferte die ¹⁴C-Datierung einen Zeitraum zwischen 3635 bis 3371 v. Chr. (BE-14763.1.1: 4725 ± 70 BP). Das zweite Holzkohleband **Abb. 2**, durch ein Schichtenpaket aus Flussschotter und sandigem Lehm vom darunterliegenden Horizont getrennt, datiert von 3349 bis 3100 v. Chr. (BE-14764.1.1: 4505 ± 24 BP). Die beiden neolithischen Horizonte stellen die bislang ältesten datierten Niveaus in Münstair dar, für sie liegen jedoch keine Funde und Befunde vor.

Literatur

- GOLL JÜRIG/ACKERMANN JOSEF/KESSLER CORDULA M./WOLF SOPHIE/SENNHAUSER HANS RUDOLF/ROTH-RUBI KATHRIN/WOLF MICHAEL: Münstair, Ausgrabung und Bauuntersuchung im Kloster St. Johann. Jahresberichte des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden 2004, 19–35.
- GOLL JÜRIG/EXNER MATHIAS/HIRSCH SUSANNE: Münstair. Die mittelalterlichen Wandbilder. Zürich 2007.
- GOLL JÜRIG (Hrsg.)/TSCHOLL ERICH: Der Wirtschaftshof im Kloster St. Johann in Münstair. Der Baubestand des Westhofs bis heute. Münstair Studien Band II. Regensburg 2019.
- MÜLLER ISO: Geschichte des Klosters Münstair. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Disentis 1978.
- NEUKOM HANS: Der Westhof im Kloster St. Johann in Münstair. Archäologische Befunde im Wirtschaftshof bis 1500. Münstair Studien Band I. Regensburg 2019.
- RUTISHAUSER HANS/SENNHAUSER HANS RUDOLF/SENNHAUSER-GIRARD MARÈSE: Das Benediktinerinnenkloster St. Johann in Münstair. Schweizerische Kunstführer, Nr. 733/734. Bern 2003.
- SENNHAUSER HANS RUDOLF (Hrsg.): Münstair, Kloster St. Johann 1. Vorklösterliche Befunde. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 16/1. Zürich 1996.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Zernez. Lavin, evangelisch-reformierte Kirche / Friedhofsmauer

LK 1198, 2 804 254 / 1 183 380, 1430 m ü. M.

Zeitstellung: Frühbronzezeit; Mittelalter / Neuzeit **Anlass:** Baubegleitung **Dauer:** 30. April bis 1. Mai 2019 **Verantwortlich:** Bernd Heinzle **Text:** Bernd Heinzle

Infolge von Baumassnahmen am Trassee der Rhätischen Bahn, am Bahnhof von Lavin, war die Nordostecke der Friedhofsmauer der evangelisch-reformierten Kirche eingestürzt. Die Denkmalpflege Graubünden meldete den Vorfall. Die weiterführenden Baumassnahmen im Nahbereich der historischen Friedhofsmauer, die auch den Aushub eines ca. 3 m tiefen Werkleitungsgrabens unmittelbar nördlich der Mauer umfassten, wurden durch den Archäologischen Dienst Graubünden begleitet.

Abb. 1: Zernez. Lavin, evangelisch-reformierte Kirche / Friedhofsmauer. 2019. *In situ*-Grabbefund knapp unter der heutigen Oberfläche. Blick gegen Süden.

Die Friedhofsmauer wurde bei einer früheren Sanierung mit zementhaltigem Mörtel gesichert, was wohl zur Folge hatte, dass die Mauer im Kern stark geschädigt war. Aufgrund des allgemein maroden Zustands

der Mauer mussten – entgegen der ursprünglichen Planung, die eine Unterfangung vorsah – aus Sicherheitsgründen weitere Mauerteile abgetragen werden.

Beim Rückbau des betroffenen, nördlichen Abschnitts der Friedhofsmauer, die sich in diesem Bereich aus zwei unterschiedlichen Mauerpartien zusammensetzte, konnte bereits knapp unterhalb der Grasnarbe ein Depot umgelagerter menschlicher Knochen beobachtet werden. Ausserdem konnten zwei Gräber, die ursprünglich unmittelbar an den Mauern angelegt worden waren, dokumentiert werden. Eine der Bestattungen befand sich nur knapp unter der Grasnarbe, die andere lag in 0,85 m Tiefe **Abb. 1**. Gemäss der Stratigraphie war dieses Grab älter als die jüngere der beiden Partien der Friedhofsmauer.

Im über 3 m tiefen Kanalgraben zeigten sich im westlichen Bereich keine archäologischen Strukturen oder Funde, sondern die anstehenden, farblich sehr heterogenen (rötlich-orange, grauweiss bis beige), glazialen Ablagerungen (alpiner Podsol: saurer, nährstoffarmer Bodentyp) dieser Region. Darüber lagen hellgraue bis graue schluffig-sandige Sedimente, die wiederum von einem ca. 1 m starken, dunklen – nahezu schwarzen – und humosen Schichtenpaket bedeckt waren. Gegen Osten zeigten sich jedoch in 2 m Tiefe archäologische Strukturen zwischen der anstehenden glazialen Ablagerung und dem hellgrauen Sediment. Zwei Mulden waren mit einem weissgrauen Sediment mit Holzkohlefragmenten verfüllt **Abb. 2**. Darüber befanden sich eine orange und eine dunkle, mit Holzkohle angereicherte Schicht. Ob diese orange Färbung nun auf Hitzeeinwirkung zurückzuführen ist oder ob es sich um umgelagertes oranges glaziales Sediment handelt, bleibt unklar.





Abb. 2: Zernez. Lavin, evangelisch-reformierte Kirche/ Friedhofsmauer. 2019. Die frühbronzezeitlichen Befunde (Grube und Senke) mit erhöhtem Holzkohleanteil, eingetieft in die anstehende glaziale Ablagerung. Blick gegen Süden.

Weiter gegen Osten fand sich eine ca. 0,6 m breite und 0,3–0,4 m tiefe Grube. Sie war trapezförmig, mit steiler Wandung, in die anstehende glaziale Ablagerung eingetieft **Abb. 2**. Im Westen des Profilaufschlusses war die Wandung eher flach gestuft. Die Sohle war ebenfalls relativ flach. Im gegenüberliegenden Profil des ca. 2,5 m breiten Kanalgrabens zeigte sich die Grube nicht. Auf der Westseite zogen ein dunkles, kohliges und auch ein weissgraues Sediment in die Grube hinein. Das dunkle, kohlige Sediment war auch unmittelbar an der Ostseite der Grube vorhanden (Auswurf?). Dort fanden sich auch vereinzelt Holzkohlestücke. Weitere Funde, wie Knochen oder Keramikfragmente konnten keine beobachtet werden. Anhand der markanten Grubenform ist von einem menschlichen Eingriff auszugehen. Die Holzkohlen aus einer der Senken und der markanten Grube – einmal von einem Laub-, einmal von einem Nadelholz – konnten mit der ^{14}C -Methode in das erste Viertel des 2. Jahrtausends v. Chr. datiert werden (Beta-531303: 3550 ± 30 BP; Beta-531304: 3540 ± 30 BP).

Die Untersuchungen belegen damit für die Frühbronzezeit menschliche Aktivitäten auf dem Gelände der evangelisch-reformierten Kirche. Zusammen mit der bekannten mittelbronzezeitlichen Höhensiedlung Lavin, Las Muotas und den nahegelegenen Bestattungen von Susch, Foura Baldirun, die unlängst mithilfe der ^{14}C -Methode in die Frühbronzezeit datiert werden konnten, unterstützen diese Ergebnisse die Annahme, dass auch im oberen Teil des Unterengadins von einer regen, bronzezeitlichen Siedlungstätigkeit auszugehen ist.

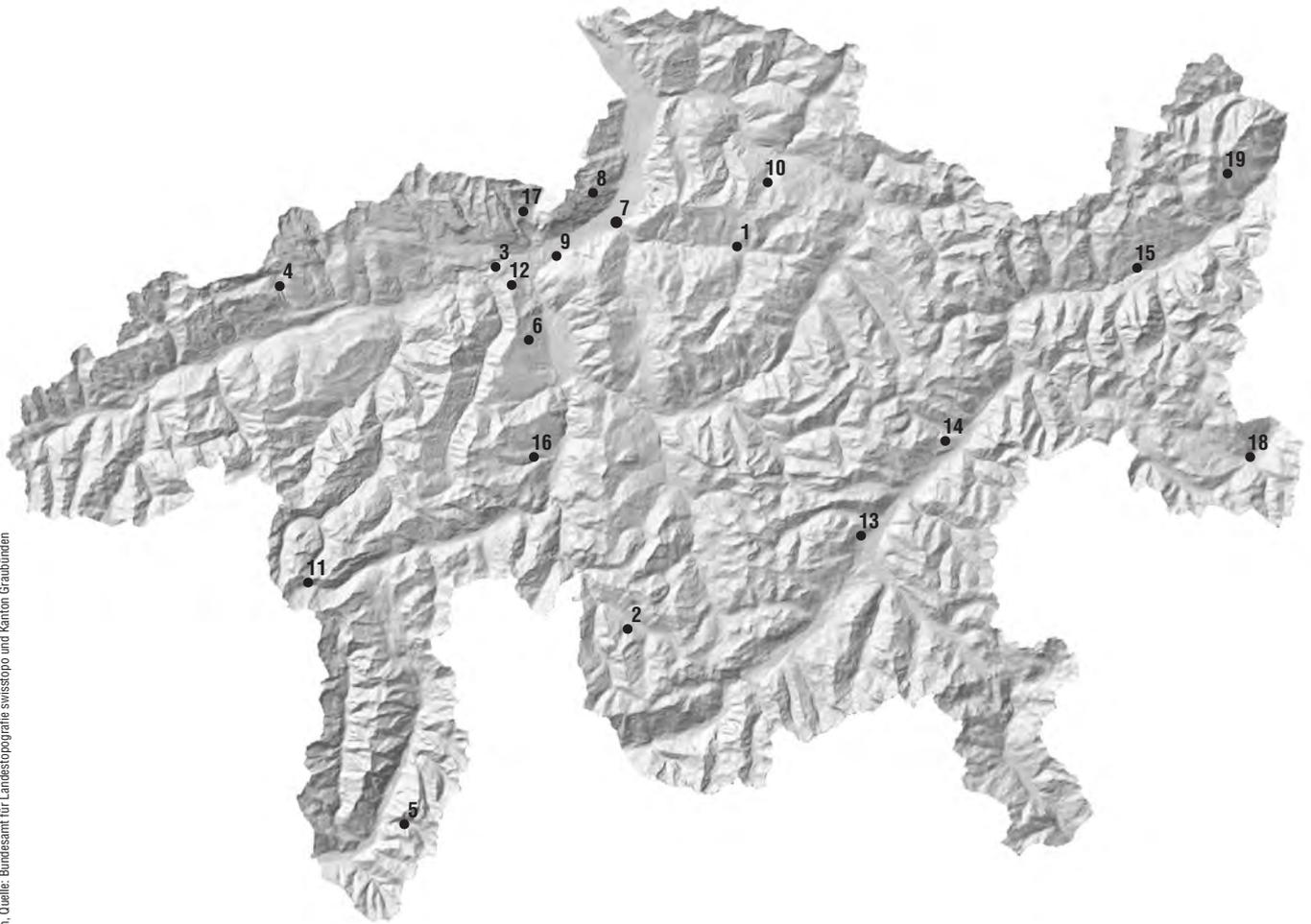
Literatur

- POESCHEL ERWIN: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Band III: Rhäzünser Boden, Domleschg, Heinzenberg, Oberhalbstein, Ober- und Unterengadin. Basel 1940, 514–517.
- SCHMID SIMONE / FLÜCK HANNES: Zernez GR, Foura Baldirun. Jahrbuch Archäologie Schweiz 102, 2019, 169.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2: Archäologischer Dienst Graubünden

Ortsverzeichnis



1:800 000 © Kanton Graubünden, Quelle: Bundesamt für Landestopografie swisstopo und Kanton Graubünden

- 1 Arosa. Peist
- 2 Avers
- 3 Bonaduz
- 4 Breil/Brigels
- 5 Cama
- 6 Cazis. Cazis
- 7 Chur
- 8 Chur. Haldenstein
- 9 Domat/Ems
- 10 Fideris
- 11 Medel (Lucmagn)
- 12 Rhäzüns
- 13 Samedan
- 14 S-chanf
- 15 Scuol. Ardez
- 16 Surses. Parsonz
- 17 Tamins
- 18 Val Müstair. Müstair
- 19 Valsot. Ramosch

Zeittabelle

v. / n. Chr.	Epoche		Ausgewählte Fundstellen in Graubünden
2000	Neuzeit		Val Müstair. Sta. Maria, Umbrailpass Domat / Ems, Tuleu bel Valsot. Ramosch, Fortezza
1500			Chur. Haldenstein, Schloss Haldenstein
1200	Spätmittelalter		Fürstenu, Haus Stoffel Surses. Marmorera, Burganlage Marmels
800	Hochmittelalter		Breil / Brigels. Waltensburg / Vuorz, Burganlage Jörgenberg Zillis-Reischen, Kirche St. Martin Mesocco, Castello di Mesocco
400 n. Chr.	Frühmittelalter		Val Müstair. Müstair, Kloster St. Johann Sils i. D., Burganlage Hohenrätien Domleschg. Tomils. Tumeagl / Tomils, Sogn Murezi Arosa. Castiel, Carschlingg Chur, Kirche St. Stephan
15 v. Chr.	Römische Epoche		Surses. Riom-Parsonz, Cadra Chur, Welschdörfli Surses. Bivio, Septimerpass
450	Eisenzeit	jüngere	Chur, Areal Ackermann Castaneda, Dorf Lantsch / Lenz, Bot da Loz Scuol. Sent, Val Fenga
800		ältere	Tamins, Unterem Dorf
1300	Bronzezeit	späte	Chur, Sennhof / Karlihof Scuol. Scuol, Munt Baselgia
1550		mittlere	Lumnezia. Lumbrein, Crestaulta St. Moritz, Mauritiusquelle Valsot. Ramosch, Mottata
2200		frühe	Surses. Savognin, Padnal
4000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	späte	Tamins, Crestis Castaneda, Pian del Remit Chur, Areal Ackermann Untervaz, Haselbodensenke
5000		mittlere	Zizers, Friedau
5500		frühe	Mesocco, Tec Nev
6000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	jüngere	Mesocco, Tec Nev Bregaglia. Stampa, Maloja, Plan Canin
10 000 v. Chr.		ältere	Scuol. Ftan, Plan da Mattun Mesocco, Tec Nev
	Altsteinzeit (Spätpaläolithikum)		Chur, Marsöl

Bereits erschienen im Somedia Buchverlag

Archäologie Graubünden, Sonderhefte



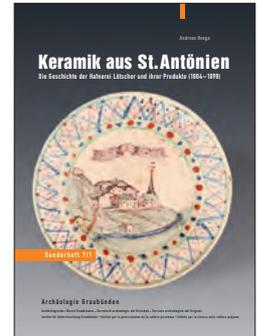
Zillis
ISBN: 978-3-907095-34-8
Sonderheft 10
Umfang: 204 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: April 2021



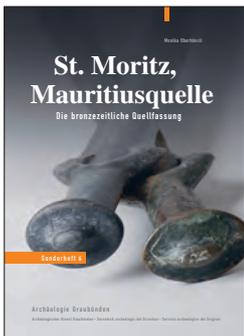
Domat/Ems, Sogn Pieder
ISBN: 978-3-907095-28-7
Sonderheft 9
Umfang: 350 Seiten
zwei Bände
Einband: kartoniert
Erschienen: Dezember 2020



Tomils, Sogn Murezi
ISBN: 978-3-907095-14-0
Sonderheft 8
Umfang: 758 Seiten
vier Bände im Schuber
Einband: kartoniert
Erschienen: Februar 2020



Keramik aus St. Antönien
ISBN: 978-3-907095-01-0
Sonderheft 7
Umfang: 523 Seiten
zwei Bände
Einband: kartoniert
Erschienen: Februar 2019



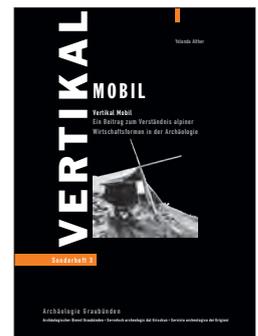
St. Moritz, Mauritiusquelle
ISBN: 978-3-906064-92-5
Sonderheft 6
Umfang: 310 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: November 2017



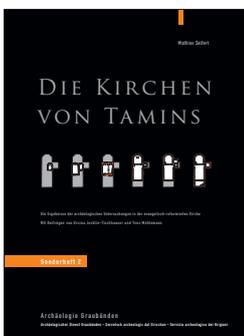
Cazis, Cresta: Die Keramik
ISBN: 978-3-906064-70-3
Sonderheft 5
Umfang: 396 Seiten,
zwei Bände im Schuber
Einband: kartoniert
Erschienen: Dezember 2016



unter die orgl begraben
ISBN: 978-3-906064-35-2
Sonderheft 4
Umfang: 212 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: Dezember 2014



Vertikal Mobil
ISBN: 978-3-906064-24-6
Sonderheft 3
Umfang: 131 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: April 2014

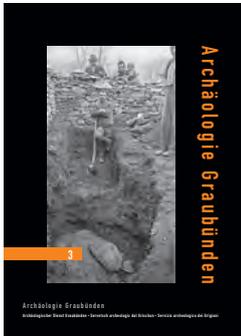


Die Kirchen von Tamins
ISBN: 978-3-906064-12-3
Sonderheft 2
Umfang: 48 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: Mai 2013



Letzte Jäger, erste Hirten
ISBN: 978-3-906064-05-5
Sonderheft 1
Umfang: 296 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: September 2012

Archäologie Graubünden



Archäologie Graubünden 3
ISBN: 978-3-906064-98-7
Umfang: 212 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: August 2018



Archäologie Graubünden 2
ISBN: 978-3-906064-44-4
Umfang: 228 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: August 2015



Archäologie Graubünden 1
ISBN: 978-3-906064-17-8
Umfang: 228 Seiten
Einband: kartoniert
Erschienen: September 2013